Digitized by Google

H. 1. D. a. 56.

Digitized by Google

<36627298020016

<36627298020016

Bayer. Staatsbibliothek

Per. 165 i / 14, 4-6

Ux. 11307 3

Digitized by Google

Schweitzerſches
Muſeum.
1788.

Vierter Jahrgang.
Viertes Heft.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Etliche Blumen auf Geßners Grab.

1.

Etwas über Gesner.

Ganz Europa kannte den Idyllendichter Gesner. Britten, Gallier und Deutſche fanden Geſchmak und Vergnügen an den Werken ſeines Geiſtes und ſeines Pinſels. Welchem Herzen, das mit Sinn für edle Einfalt und Schönheit begabt iſt, kan ſein Verlurſt gleichgültig ſeyn? welchem Künſtleraug wird er keine Thräne entloken?

Aber unſerem Vaterland vorzüglich hat der Tod dieſes berühmten Mannes eine tiefe Wunde geſchlagen! Die Zeiten, wo Helvetiens Söhne durch ihre Tapferkeit und Sitten=Einfalt ſich Bewunderung erwarben, ſind ſchon längſt vorbey. Unverwikelt in die groſſen Angelegenheiten und Zwiſte Europens, genieſſen wir der ſüſſen Früchte eines tiefen Friedens. Unſer einzige Ruhm bey den Ausländern ſind blühende Künſte und Wiſſenſchaften, welche beſſer in dem Schoße ruhiger Freyheit als unter dem Geräuſche der Waffen gedeihen. Und wie viel haben nicht dieſe mit Gesnern eingebüßt! Freylich hat er nur wenige Bände geſchrieben, und ſein Pinſel malte nur in den Stunden der Begeiſterung. Aber Gesner ſang und malte für die Unſterblichkeit!

Digitized by Google

Sein poetiſches Genie wurde in der frühen Jugend lange verkannt. Umſonſt bemühten ſich ſeine Lehrer ihm Latein und Griechiſch beyzubringen, obgleich er in ſpätern Jahren jenes verſtand und beydes hochſchäzte. Alle ſeine Mitſchüler übertraffen ihn. Aber dieſen ungewöhnlichen Gang gieng er nicht wie heutige Kraftmänner, um ſich den Anſchein eines auſſerordentlichen Genies zu geben, ſondern weil er wirklich ein ſolches war.

Erſt in reiferer Jugend öfnete ſich ſeiner lachenden Fantaſie das anmuthigſte Feld, und die Welt erhielt von ihm anſtatt Verſuchen nur Meiſterſtücke. Die Schäferpoeſie, welche vorher aus Werken fremder Nationen in Deutſchland bekannt war, hat von jeher viele Verehrer gefunden. Der künſtlichen Bedürfniſſe und Laſter des bürgerlichen Lebens überdrüßig, verſezt man ſich gerne in die idealiſche Geſellſchaft unſchuldiger Hirten. Gerne träumt man ſich los von den drükenden Verhältnißen, welche die natürliche Gleichheit der Menſchen zerſtören, und bewundert oft in der Schäferwelt was man nachzuahmen ſelten geneigt iſt. In dieſer arkadiſchen Schöpfung ſchilderte Geßner die ſanften Empfindungen des häuslichen und unſchuldigen Lebens, die Regungen der Liebe und des Wolwollens. Wie rührend vereinigen ſich religioſe Würde und zärtliche Naivität in dem ſchönſten ſeiner Gedichte, im Tode Abels, der nur ſanfte Wehmuth erregt wo minder kluge Hirtendichter Entſezen hervorgebracht hätten! Wie bezaubernd iſt die Feinheit in den Schattierungen ſeiner ſchäferiſchen Sittengemälde! Wie groß die nüchterne Weisheit in der Wahl ſeiner Bilder und Ausdrüke! Wo finden ſich üppige Auswüchſe, wo zu ergänzende Lücken? Einförmig und beſchränkt ſchien vor ihm das Reich der Schäferpoeſie; er erweiterte ſeine Grenzen und verſchönerte es mit unnachahmlicher Kunſt. So ward Geßner der ſchuldloſeſte Eroberer, in einem

Digitized by Google

Hirtenland das von jeder tugendhaften und ſchönen Seele beſucht wird. Schnellen Schrittes erſtieg er eine der erſten Stuffen des deutſchen Parnaſſes, zu einer Zeit da unſere Sprache lange nicht ſo reich und gebildet als heut zu Tage war. Deutſchland bewunderte die Reinheit ſeiner Schreibart und ihren Wolklang; und doch war er ein Schweizer und ſchrieb in Helvetien, wo man die deutſche Sprache entſtellt. Wenn jemals die Achtung aller Nationen ein untrügliches Zeichen wahren Verdienſtes geweſen iſt, ſo war es der laute Beyfall, den der ernſte Britte und der gefällige Gallier, der unterſuchende Deutſche und der feurige Italiener Gesners Muſe in gleichem Maße gab. Schon ſeine Zeitgenoſſen ſahen an ihm einen veredelten Theokrit oder Virgil, und hielten ſeine Sprache für ein Geſchenk der Huldgöttinnen. Der Nachwelt aber bleibt er ein klaßiſches Vorbild. Wenn nicht das Gefühl des Schönen und Guten die Sterblichen ganz verläßt, ſo wird er immer bewundert, immer ein bezaubernder Lehrer der Weisheit ſeyn.

In der phyſiſchen Welt empfand Gesner eben ſo lebhaft und fein als in der moraliſchen. Ihn ſetzte die lebloſe wie die belebte Natur in ſanftes Entzücken! Erſt in ſeinem dreyßigſten Jahr legte er ſich mit Ernſt auf das Zeichnen. Aber der unverdroſſenſte Fleiß in Nachahmung groſſer Meiſter vereinigt mit den glücklichſten Anlagen erhob ihn bald zu den erſten Landſchaftmalern. So wie ſein dichteriſches Genie in die kleinen Falten des menſchlichen Herzens gedrungen war, und in edler Naktheit die ſanfteſten Empfindungen dargeſtellt hatte, ſo entdekte izt ſein ſpähendes Aug die geheimſten Spiele der Natur, und ſo ſtahl ihr ſein Pinſel den reizendeſten Schmuk ab. Was er ſo rührend geſungen hatte malte er nunmehr, und vertauſchte im volleſten Genuſſe ſeines

Digitized by Google

dichtriſchen Ruhms auf immer die Leyer gegen den Pinſel. Niemand beſaß einen weniger ausſchlieſſenden Geſchmak als dieſer weiſe Dichter. Keine Muſe, der er nicht huldigte. Beſonders verſüßten ihm die ſeelvollen Melodien der Tonkunſt manche Stunde, und oft ſchäzte ſein Gefühl den Werth eines Virtuoſen richtiger als der geübteſte Kenner.

Oft verſäumen bewunderte Dichter und Künſtler mühſame Berufspflichten, deren Erfüllung keine Lobſprüche begleiten. Nicht ſo Gesner. Er war ein thätiger obgleich geräuſchloſer Geſchäftmann, und erfüllte auch auſſer dem Senat die Aufträge des Staates gewiſſenhaft und mit Klugheit. Voll Liebe ſchlug ſein Herz für das Vaterland, und warmen Antheil nahm es in jedem Verhältniß an dem Wol ſeiner Mitbürger.

Wie in den Schäfern ſeiner Idyllen ſo herrſchte in dem Charakter des deutſchen Theokrits Einfalt und Naivität. Entfernt war er von ſtolzer Selbſtgenügſamkeit, die den Tadel und das Lob der Welt zu verachten wähnt; entfernter noch von eitler Ruhmſucht, die nur Schmeichler nicht Freunde dulden kann. Ihm brachten die zahlreichen Fremden aus der Nähe und Ferne, welche ihn oft in ländliche Einſamkeit verfolgten, nur alsdann ein angenehmes Opfer, wenn Talente und Verdienſt ſie zierten. Gerne munterte er jedes erwachende Genie auf, und wahres Vergnügen war ihm die Anleitung, welche er beſcheidenen Künſtlern gab. Das lezte Mal, da er öffentlich ſich an das deutſche Publikum wandte, war zum Vortheil eines jungen Dichters, der friedliche Fiſcher zu ſeinen Hirten geſellt hatte, und den er mit Wärme empfahl. Neidloſe Beſcheidenheit giebt jeder andern Tugend einen neuen Werth. Wie verehrungswürdig war ſie an Gesnern, der, zu ſo vielen Anſprüchen berechtigt, doch ſo entfernt von jeder Anmaſſung war.

Digitized by Google

Beym ſokratiſchen Mahl und im Kreiſe ſeiner Vertrauten öfnete ſein Herz ſich ganz der Freundſchaft und Freude. Er liebte ſogar den Scherz der minder fein war als treffend; aber darum hätte beleidigender Spott nicht weniger tief den ſanften Dichter verwundet.

Nicht immer iſt häusliches Glück mit dem Glanz der Ehre verbunden, wie es bey Gesnern war. Eine geiſtreiche Gattinn würzte ſeine ſeligſten Stunden und war ſeines Ruhms beſtändige Gefährtin. Oft vergaß er ſich harmlos bey den ſchuldloſen Spielen ſeiner talentreichen Kinder, und ihre jugendliche Frölichkeit verſcheuchte in ernſten Stunden von ſeiner Stirne den Trübſinn. Kaum war jemals ein groſſer Mann zugleich ſo liebenswürdig!

D. Wyß.

2.

Anrede an das Auditorium auf dem Zürcherſchen Muſickſaal, zur Einleitung einer daſelbſt zu Geßners Andenken aufgeführten Trauermuſick.

(Von einem Mitgliede der Geſellſchaft.)

Schwer liegt er auf der Seele, der trübe Gedanke: Heute ſind wir verſammelt, dem theuern Andenken unſers lieben Geßners eine bittere Thräne zu weihen: Aber noch ſchwerer würde uns die Schande drücken, unſern Freund aus Aug' und Herzen verlieren zu können, ohne ihm, bey dieſer unſrer erſten Verſammlung ſeit ſeinem ſchmerzlichen Verluſte, die ſanfteſten Töne der Trauer nachhallen zu laſſen. Und wer war es würdiger? Für wen könnten wir dieſes traurige Amt mit mehrerm Herzensantheil verrichten, als für den edeln Mann, den wir bey allen unſern Zuſammenkünf-

ten, in dieſem, der unſchuldigſten aller Lebensfreuden gewiedmeten, Saale ſtets vergnügt, und öfters bis zu Thränen gerührt geſehen haben.

Aber erwarten Sie nicht, meine theuerſten Freunde! eine Lobrede, die des lieben Mannes würdig wäre, von mir anzuhören. Hier ſind wir gewohnt, bey Traueranläſſen nicht durch Worte der Beredſamkeit, ſondern durch ſüſſe ſchmelzende Töne der Wehmuth die ſanften Empfindungen gerührter Herzen auszudrücken, und dadurch gefühlvollen Seelen mitleidige Thränen abzulocken.

Und doch bin ich aufgefodert, auch nur in zwey unberedten Worten zu ſagen, was der theure Mann für uns und unſre Kunſt war, und was wir darum ſeinem lieben Andenken ſchuldig ſind.

Schon mehr als dreyßig Jahre war Geßner für das Aufblühen unſrer Geſellſchaft, und für die Verſchönerung unſrer ausübenden Kunſt ſo würkſam und thätig, als wenige unſrer Mitglieder ſelbſt jemals geweſen ſind. Unſre ältern Freunde, mit mir, wiſſen, wie ſehr es ihm Herzensangelegenheit war, die Muſick bey uns emporzuheben, und die Liebhaberey für dieſelbe unter uns auszubreiten. Mit innigem Vergnügen bemerkte er auch den ſchwächſten Keim der ſich entwickelnden Talente bey unſrer Zürcherſchen Jugend; belebte und ermunterte mit ſeiner öftern Gegenwart ihre jugendlichen Uebungen, und freute ſich über das Wachſen und Steigen der Kunſt mit der ächten Freude eines wahren Kunſtverſtändigen.

Er, der keine Note kannte, wußte doch jedesmal das Schöne, das Edle, das Erhabene in muſikaliſchen Compoſitionen mit untrüglicher Sicherheit herauszuheben, und den Werth derſelben ſowohl im theatraliſchen als im Kirchenſtyl richtig zu beurtheilen. Und ſo wie der Geſchmack in der Kunſt mit dem Lauf der Zeiten ſich veränderte, bey der einten Nation ſich verſchlimmerte, und bey einer andern

der Vollkommenheit ſich näherte, ſo wußte auch Geßner bey jedem neuen Produckt das Vorzügliche, und ſeine Schwächen, mit einem ihm angebohrenen Kunſtgefühl auf das richtigſte zu beſtimmen.

Er, der das Vergnügen, die Kunſt ſelbſt auszuüben, nicht genieſſen konnte, genoß hingegen daſſelbe in vollen Zügen, wenn er die Kunſt von andern geſchickt ausüben ſah und hörte.

Er, der mit jeder Schönheit und Vollkommenheit der Natur und der Kunſt ſo innig bekannt und vertraut war, entdeckte manches Schöne und Vorzügliche, und empfand davon die wohlthätigen Eindrücke, da, wo andre, die für Kenner angeſehen ſeyn wollten, entweder nicht vorfindende Fehler aufzuhaſchen ſuchten, oder wenigſtens nichts dabey empfanden.

Er, deſſen hellem Geiſte bey jedem Gegenſtand das wahre Ideal der Vollkommenheit ſo lebhaft vorſchwebte, wußte doch auch mit einer unnachahmlichen Beſcheidenheit das minder Vollkommene zu ſchätzen und zu genieſſen; da, wo andre, die ſich, nach ihren eigenen eingeſchränkteren Einſichten, oft falſche Ideale bildeten, nichts zu ſchätzen und zu genieſſen fanden. —

Und was kann die Urſache dieſer edeln Characterzüge unſers Geßners ſeyn? — Nichts als die Reinheit ſeiner Seele, noch ſo unverdorben am Ende ſeines Lebens, wie ſie aus der Hand ihres Schöpfers kam.

Mit der neidloſeſten Freude ſuchte und fand er bey jedem Künſtler das, was er Schätzbares und Vorzügliches hatte; und nirgends, in der lebloſen und in der belebten Natur, verkannte er das Schöne und Edle, als nur an ſich ſelbſt. Ein ſolch ausgebildetes Genie, ohne die mindeſte Prätenſion, wird ſchwerlich die Welt mehr aufweiſen können!

Wenn wir uns ins Gedächtniß zurückrufen, wie

Digitized by Google

manche trefliche Virtuoſen dieß- und jenſeits der Alpen ſeit zwanzig und mehr Jahren in dieſem unſerm Conzertſaale ſich öffentlich hören laſſen; und daß unſer Geßner allemal der erſte geweſen, uns und die Liebhaber der Kunſt aufzumuntern, ſolchen Perſonen eine günſtige Aufnahme, und ein zahlreiches Auditorium zu verſchaffen.

Wenn wir uns erinnern, wie manche derſelben ohne Geßners Beyfall mißvergnügt von uns weggegangen wären, und wie manchem hingegen ſein ſtiller Beyfall weit ſchätzbarer war, als das laute Klatſchen derer, die meiſtens nicht einmal angehört, oder doch nicht gekannt, und, ſo wie er, gefühlt haben was ſie beklatſchten:

Wenn wir uns eingeſtehen müſſen, daß oft Leuthe von entſchiedenen Talenten, und ſelbſt Sängerinnen die auf königlichen Theatern die erſten Rollen ſangen, bey ihrem Debüt unter uns, von Nichtkennern und Halbkennern, auch manchmal von Kennern ſelbſt, abſichtlich, ſo ſchief beurtheilt wurden, daß ſie unſers Geßners richtigeres, und allemal im Verfolg durch allgemeine Beyſtimmung genugſam erprobtes Urtheil bedurften, um nicht völlig abgeſchreckt zu werden:

Wenn wir auf alle dieſe Umſtände Rückſicht nehmen, ſo iſt leicht zu entſcheiden, was wir und unſre Kunſt dieſem Kenner und Beſchützer aller Künſte für ein Andenken ſchuldig ſind.

Und du, vortrefliche Helmuth! deren Ruhm und Anſehen in Deutſchland ſchon lange feſtgeſetzt, und von den beßten Meiſtern der Kunſt anerkannt iſt — Du, die gar nicht nöthig hatte, in die Schweitz zu kommen, um da durch unſern Beyfall Vermehrung deines Rufs zu ſuchen, ſage uns: Wareſt du, deſſen ungeachtet, nicht ſtolz auf uuſers Geßners Beyfall? — Und den hatteſt du in vollem Maaße.

Sage es nur deinen Deutſchen, unſern biedern

Digitized by Google

Brüdern, die Geßnern alle kannten, ſchätzten und liebten: Du ſeyſt ſo glücklich geweſen, dieſem edeln Mann am Abend ſeines ſchön durchlebten Lebens, zu einer Zeit da alle andern Freuden der Erde ihm anfiengen gleichgültig zu werden, noch manche ſüſſe und angenehmen Stunde zu verſchaffen: In unſerm von ihm fleißig beſuchten Concertſaale durch deinen kunſt- und ausdrucksvollen Geſang; und in dem häuslichen Zirkel ſeiner Vertrauten durch deine ſchöne und rührende Deklamation, und die launigten Einfälle deines muntern Witzes.

Sage Deutſchlands Söhnen, du habeſt das beneidenswürdige Glück gehabt, von ſeinen Dichtern die lieblichſte der hinſinkenden Blumen verwelken zu ſehn!

Und ſage ihnen endlich das, was ſie kaum glauben werden, und was ein ſeltenes Glück, und der höchſte Triumph des Tugend- und Menſchenfreunds iſt: Daß der ſelige Geßner ſelbſt in ſeiner Vaterſtadt keinen einzigen Neider gehabt, aber tauſend Redliche, die ſeinen Verluſt tief empfinden; und daß du Zeuginn unſrer Trauer geweſen, und mit uns eine wehmüthige Thräne in die Urne dieſes groſſen Mannes habeſt fallen laſſen.

Ich ende, und fodre dich auf, unſre zu ſanftern Gefühlen, als meine ſchwachen Worte erregen konnten, empfängliche Herzen, durch den Zauber deiner ſüſſen Trauertöne zu wirklichen Thränen zu rühren — —

3.

Geßner.

Die Natur und die Grazien vereinten ſich, einen Menſchen zu bilden; ſie lieſſen ihn ſchmecken aus der Quelle ihres Heiligthums. — In den Stunden der Weihe erſchienen ſie dem Edeln, und hauchten göttliche Ge-

Digitized by Google

fühle in ſeine Bruſt. Er ſtimmte die Saiten; ſie bebten leiſe, ſanfterſchütternd, wie die Silberſtimme der Nachtigall. Ihre Töne feſſelten den Reinen und Edeln, der den Funken des Göttlichen in ſich noch nicht entweiht hatte. Schnell, wie ſich die Flamme verbreitet, verbreitete ſich der Ruf des göttlichen Dichters, dem die Natur dieſen Zauber verlieh! Keiner der Sänger des Landes glich dem Geweihten. Sang er die Freuden der Unſchuld, und das Glück der geräuſchloſen Stille, ſanft wie Melodien des Himmels floß dann ſein Lied — ſanft wie das Bächlein an dem die Nachtigal flötet, das die duftenden Veilchen umkränzen. — Den Strömen gleich floſſen der Menſchen Mengen dem Sänger zu. Sein Name ward herrlich im Lande. — Beym Liede ſeiner Unſchuld pochte dem edeln Mädchen die ſanfte Bruſt; und ſein Lied war rein, wie die Flamme. Wie unter den Geſtirnen des Himmels das Abendgeſtirn, ſo glänzte der Sänger unter den Dichtern des Landes. — Unſchuld und Einfalt rief er zurück, die edeln Geflüchteten — Unſchuld und Einfalt, Reinheit und Güte, die holden Engel des Menſchengeſchlechts! — Sie ſollten Schutz finden im Vaterland, ihnen ſollten dienen die Groſſen, und die Väter würden ſie preiſen den Söhnen, und die Söhne weiſe durch ſie würden reifen zu Männern, und würden verachten die goldenen Ketten, und das prächtige Elend, und die glänzenden Flitter. So ſang der Edle! — In lieblicher Stille eines majeſtätiſchen Hains hatte er ſeine friedliche Wohnung aufgeſchlagen. Hier floß ſein Leben unter der Tugend und der Unſchuld Freuden. — Bald ſcholl ſein Geſang furchtbar, wie der Sturm, wenn er in dem Wipfel der Eichen brauſt und den gewaltigen Stamm beben macht: So wenn er Hohn ſprach dem Laſter. Dann ſüß wie das Liſpeln des Lüftchens, wenn's über dem Aehrenfeld rauſcht, und vor ſeiner Herrlichkeit

Digitized by Google

die Häupter der Aehren ſich biegen : So ſcholls , wenn er die Herrlichkeit der Natur ſang. — Glühendes Leben war in dem Dichter. Oft hiengen die Grazien ſich ihm an den Arm und wallten mit dem Geweihten in den Tempel. Da lehrten ſie ihn ihre Geſänge , und öffneten ſein Auge , die Reitze der himmliſchen Natur zu ſehn. — Vor ihrem Altare mußt' er einſt beſchwören das Gelübd , ihre Geſänge nicht mehr zu ſingen dem Ohre der Sterblichen. Einſam im Hain mit der Geſpielin ſeines Herzens ſollt' er genieſſen die Luſt des Geweihten : Einſam im Hain ſollten ihn füllen die hohen Freuden der Dichtung. Ihm werden die Pforten des Tempels ſich öffnen , ſo oft er ſich flüchte vor dem Beſuche des Schwätzers : Mit ihrer Fülle werde ihn krönen Natur. Aber ſingen ſollt' er nicht mehr dem verwöhnten Ohre der Menſchen. — Der Dichter traurte. Die köſtliche Gabe , die Buſenfreundinn ſeines Herzens , ſeinen Geſang nicht mehr ertönen zu laſſen — es ſchien Strafe dem göttlichen Dichter. — Einſt brachte er ſein Opfer im Tempel der Grazien. Eine Thräne , die aus ſeinem Auge perlte, verherrlichte das Opfer. Es war Wehmuth in der Seele des Dichters — Dieſen Drang der Gefühle , die Gabe der Götter, ſeine Leyer, neben ihm — und nicht ſingen ! So bracht' er wehmüthig ſein Opfer. Da lieſſen ſich nieder in der Halle des Tempels die Göttlichſchönen, deren Vertrauter der Dichter war. Jede reichte ihm einen Pinſel ; und auf dem Altare fand er ein Käſtchen mit Farben , das , ſeit Griechenlands goldenen Zeiten hier aufbewahrt , dem Liebling der Grazien beſtimmt war.

Dir werden Freuden nicht fehlen , riefen die Göttlichen. — Du wirſt bezaubern die Menſchen ; denn deine Leinwand wird ſich wandeln ins glühende Leben der ſchönen Natur , die himmliſchen Szenen der Schöpfung wirſt ihrem Auge du mahlen ! Vor deinem Geiſt werden ſich

bücken die Künſtler deines Landes — Aber von der Weihe ſollſt du nicht ſprechen! — Das Heiligthum ſollſt du nicht mahlen wo dir die Götter erſchienen; ſonſt weicht die köſtliche Gabe ſo ſchnell als ſie dir ward, und die Göttinnen zürnen! — —

Und Geßner ſetzte ſich hin, öfnete das Käſtchen, und mahlte — Und wie ein Hauch, wie der Athem der Natur, ſo ſchien alles ſeine Schöpfung zu durchregen. Die Künſtler des Landes erſchracken; ſie geſtuhnden mit Schaam, daß ſie das wahre Leben der Natur nicht kannten, und ſcheuten ſich nicht ſeine Schüler zu ſeyn. Er war nicht ſtolz auf der Göttinnen verliehene Gabe. Alle Herrlichkeit der Natur war ſein, ihre Fülle öfnete ſich ihm; er wohnte gleichſam im Heiligthum — und da die Güte in ſeinem Herzen zu Hauſe war, ſo gab er ſeine Gemählde den Menſchen. Endlich wagt' er's einmal, dem Freunde zu gönnen einen Blick ins Heiligthum der Natur *). So einen Schmelz hatte noch keines ſeiner Gemählde. Eine Welt voll Leben, wie der Puls der Schöpfung, ſchien dies Meiſterſtück zu erheben! — Der lieblichſte Abend — im Goldglanz der Sonne ſchwimmt die Gegend. Ihr Feuer brannte herrlich in den Fluthen, wo die Stämme der Bäume ſich ſpiegeln, und das Waſſer zu plätſchern ſchien, vom Ruder des ans Land fahrenden Schiffers . . . Wie ein Garten in Eden! Ein Brunnen im edeln Griechengeſchmack, auf deſſen Marmorbecken zwey weiſſe Dauben ſich baden, ſtand auf der Seite einer grünen Laube, die nach dem Waſſer zu führen ſchien. Ueber dem Waſſer ein kleiner Hain, wie geweiht zu Erſcheinungen der Göttlichen. Eine gewal-

*) Dieſes Gemählde, eines der vollendetſten und treflichſten, ſo wie es eines der letzten, nur wenige Wochen vor dem Ueberfall des Dichters, aus ſeiner Hand kam, iſt ein Reichthum der Kunſt, auf den ich ſtolz bin.

Digitized by Google

tige Eiche im Vorgrund, durch deren Krone und Aeſte die Lichtſtrahlen ſo ſüß hinunterzittern, und die ihre Aeſte weit hinaus breitet in die Gegend. Ihr Stamm verkündet die Dauer der Jahrhunderte, und weiſſes Moos klebte ſich auf ihrer Rinde. Ihr gegenüber ſteht eine ſilberweiſſe Buche, die mit der Eiche in den Jahren zu eifern ſcheint. Zwiſchen den Bäumen die Säule Pans. Ein junger Faun, der auf der Flöte ſpielt, empfängt die Opfer der Nymphen; ſie bringen in ſchöngeflochtenen Körbchen die auserleſenſten Früchte, ſchütten ſie auf den Altar, und begieſſen's mit Milch . . . Freude und Dank glänzt in ihren Zügen, und fröhliches Weſen breitet ſich über ihre ganze ſchlanke Geſtalt. An der Säule des Gottes hinauf windet ſich ein Strauch blühender Roſen, und über ſeinem Haupt duftet der Hollunder. Am Fuſſe der Eiche iſt das unendliche Gewühl von Kräutern, unter denen ſich die groſſe Kürbis mit ihren Goldblüthen auszeichnet. Tauſend verſchiedene Blumen bekleiden den Boden, wie die Natur ihn bekleidet.

So mahlte der Dichter das Plätzchen, wo ihm die Grazien zum erſten erſchienen. — So hatte er noch nie gemahlt. — Die Göttinnen, die unſichtbar ihn umſchwebten, ſahen ihr Heiligthum: Sie erkannten ihr Bild. Wäre der Edle weniger gut geweſen, ſie hätten gezürnt, daß er aufhob den Schleyer und ihre Schönheit enthüllte, und zu vergeſſen ſchien ſeines Gelübdes. — Sie zürnten nicht. — Aber ſie berührten ihn leiſe — riefen mit himmliſchen Namen ihn ins Elyſium . . . . und weihten ihn auf ewig zum Genoſſen ihrer Herrlichkeit. — —

Aber die köſtliche Gabe der Göttinnen, das Käſtchen das ſie ihm reichten im Tempel, trugen die Grazien zurück in ihr Heiligthum — und bewahren's dem Sohne

Digitized by Google

des Edeln, den frühe ſchon der Kunſt heiligte der groſſe Entſchlaffene! —

Laßt uns nicht trauern um Geßnern.
Der Göttliche iſt bey den Göttlichen!

J. W. Veith.

4.

Der Tod des Sängers.

Gute Lyda! Kehre zurück — leg deine bunten Bänder ab — entlocke deine Haare, und flicht' den Cypreſſenkranz! Der Sänger unſrer Flur iſt dahin! — Geh', klag es deinen Geſpielinnen! und wenn der Mond hinterm Tannenwald aufſteigt, dann komm mit ihnen auf die Wieſe beym Eichwald! — So ſprach Philon zu Lyda. Sprachlos ſtand das reitzende Mädchen; eine Thräne zitterte im blauen Aug, und rollte jetzt über die blaſſe Wange. Ohne dem Hirten zu antworten, eilt ſie zurück, erzählt wehklagend die Trauerbotſchaft ihren Geſpielinnen; und ſtumme Betrübniß herrſcht auf der ganzen Flur. Kein Schall der lieblichen Flöte, keine Stimme der Liebenden wird in der Gegend gehört; nur hie und dort das Blöcken des Lammes, des Lieblings der Heerde, das ſeine Hirtinn ſucht; denn einſam ſitzt ſie am Waldſtrom, und flicht den Cypreſſenkranz. Still war der Tag; noch ſtiller der Abend. Eingeladen durch das feyerliche Schweigen ſcheint der Mond früher zu kommen; mit ihm die Hirten und Hirtinnen, durch die Gänge grauer Eichen, auf die Wieſe, langſamen Schrittes und traurig: Kein Vögelchen ſang mehr — kein Liſpeln der Blätter — kein Rauſchen des Baches; matt floß er dahin. Heilig war jedem Weſen in der Natur die hehre Feyer.

Seyt ihr alle verſammelt? ſprach Philon. In geordneten Reihen folgt mir zum Bache; da ſammelt glatte

Steine, und bringt ſie unter die alte bemooste Eiche. Dort wollen wir unſerm Sänger einen Altar aufrichten. Schweigend folgten ſie alle, und vollführten in Kurzem den kunſtloſen Bau. Dann fuhr Philon fort: „Werft „eure Cypreſſenkränze auf den Altar, und weiht ſie dem „Göttlichen, jedes nach ſeiner Weiſe„. „Meinen weih' ich „dem lieblichen Sänger der Fluren„! „Den meinen„ ſprach Cleone, „dem Freund des muntern Scherzes„. Ein andrer: „Dem Weiſen„! So alle. Lyda zulezt: „Meinen Kranz weih' ich dem Tugendhaften„! verhüllte mit den Haarlocken ihr Geſicht, warf ſich nieder vor dem Altar, und alle folgten. Ein leiſes Beben durchwallte die Gegend. Es war die Theilnahme der ganzen Natur an dem Verluſt ihres Lieblings.

G. Eſcher v. Berg.

5.

An die Jünglinge meines Vaterlands.

Er iſt todt! — Meine Brüder! Unſer Geßner iſt todt! — Verhallet ſind die Saiten ſeiner Leyer; erſchlaffet die Hand, mit der er den allbelebenden Pinſel führte, und uns ein neues Arcadien ſchuf.

Es kam ein palmentragender Seraph mit ſanftem göttlichem Ruf. An ſeiner Seite ſchwebte der liebliche Sänger empor auf einen der glänzenden Sternen des Wagens. Dort ſingt er nun den Himmliſchen ſeine Lieder.

Ihr aber, Brüder! Ehret, o ehret die Aſche des Hingeſchiedenen!

Dort, wo die Sihl durch die romantiſche Gegend rauſcht, und im erquickenden Schatten der Tannen ſeine Hütte ſtand — dort ſetzt ein prunkloſes Mal ſeinem Andenken. — Nur eine Urne, mit der Innſchrift:

G e ß n e r.

Wenn dann der holde Frühling wiederkehrt, ſo wallt am Arm eurer Mädchen in frommer Andacht hinauf zu der Stätte; kränzt mit jungen Roſen den Aſchenkrug des Dichters, und ſingt ſeine Lieder dazu.

Dieſe Kränze, und die Thräne des Danks für ſeinen unſterblichen Geſang, auf den kalten Stein geweint, ſind mehr als prächtige Mauſoleen und göldene Innſchriften. — Sanft wird's in den hohen Tannenwipfeln rauſchen, wie entfernter Harfenklang. — Ihr ſtaunt dann, und fragt: Was hören wir? — Es iſt des Dichters Genius, der Euch ſegnend umſchwebt.

D. Heſſe.

6.

Auf Geßners Tod.

(2. Merz 1788.)

In ſanften Schlummer eingewiegt
Legt Geßner hin die morſche Hülle;
Und eilt, wo die Natur in ihrer Schönheit Fülle
Nun ganz entſchleyert vor ihm liegt.
Den Liebling, der ſo oft in heiligem Entzücken
An ihres Tempels Schwelle ſang,
Soll auch ein leichter Uebergang
Ins innre Heiligthum beglücken. —
So ſahſt du, ſeiner Freunde Schaar!
Ihn ſchlummernd ſich der Erd' entwinden —
Doch nur ein Seraph kann empfinden,
Wie himmliſch ſein Erwachen war!

J. J. Peſtaluz.

7.

Sagt, Bewohner der Flur, wem hat der liebliche Sänger,
Daphnis, als er euch ſtarb, ſeine Flöte gereicht? —
Frägſt du? Traure mit uns, wir werden nimmer ſie hören.
Als er uns heute ſtarb, nahm ſie Apollo zurück.

G. Schultheß.

8. Am

8.

Am Begräbnißtage.

(6. Merz 1788.)

Zehntauſendfach erſchallt und trifft
Der Schlag der Botſchaft . . . Geßner todt!
Vom Thron herab zur grünbemoosten Hütte,
Die tauſendmahl die ganze Seele
Des lichten Sehers ſchnell ins Auge zog —
Erſchallt, erſchreckt, betäubt der Schlag
Der raſchen Botſchaft . . . Geßner todt!
Der Muſen Schoosſohn und des Glückes!
Der Schnellerblicker jeder ſanftbelebten
Naturvollkommenheit; der alles, was
Sein Aug berührt, zum Ideale ſchuff;
Der Mann voll reinen unbeſtochnen Sinns
Für alles, was Geſchmack, was Kunſt, Talent,
Genie erfand, entwarf, vollendet. —
Sein nebelfreyes Aug, der Mund voll Laune,
Die leichtbewegte bilderreiche Stirn,
Und jeder Zug des dichtungsvollen Pinſels,
Und jede kleine, runde ganze Szene
Des nieerreichten deutſchen Theokrits,
Den neidlos alle Nationen Einzig
Zu nennen ſich vereint; den alle Dichter —
Noch ſeltneres Geſchick — den Kritiker ſelber
Nur zu bewundern — ſich erkühnten. —
Dieß alles war, ſo wie ſein planlos friedlich
Der Kunſt und der Natur geweyhtes Leben,
Sich gleich, nur Eins . . . Serenität.

J. C. Lavater.

9.

An eben dem Tage.

(Den 6. Merz 1788.)

Fließt unaufhaltſam, ſtille Thränen!
Man ſenkt verbliechen unſern Liebling

Digitized by Google

Zur Verweſung
In die Nacht des Grabes

Ach! Nimmer lächelt uns ſein Auge.
Zu früh, zu früh verſchloß die Mörder-
Hand des Todes
Uns ſein Aug voll Geiſtes.

Ach! Welch ein Fall! Die Muſen weinen:
Die Grazien, ſo oft belauſcht von
Seinen Blicken,
Winden Todtenkränze.

Fließt unaufhaltſam, meine Thränen!
Denn kalte Erd' deckt nun ſein Herz, das
Feurig ſchlug voll
Göttlicher Gefühle.

Peter Philipp Wolf.

10.

Heu cecidit, cecinit qui primi funera fratris:
Quis, rogo, Geſsneri, funera mœſta canet? *)

R. P. Braunſtein. Ord. S.-Franc.

*) Ach! Er ſtarb, der den Tod des erſten Bruders beſang!
Wer, o wer wird nun Geßners traurige Aſche beſingen?

II.

Verſuch über die Armenanſtalten überhaupt, und über die Armenanſtalten in Zürch insbeſonders.

Einleitung.

Erſter Abſchnitt.

Es muß für den Bürger eines jeden Staates ein eben ſo nützliches als angenehmes Geſchäft ſeyn, die Wohlthätigkeitsanſtalten deſſelben in frühern und ſpäthern Zeiten zu ſtudieren; um die Grade der gutmüthigen Hilfsbegierde der Menſchen, die um ihn leben, wie an einem Thermometer wahrzunehmen, und das Ganze dieſer Anſtalten, wie es bis auf ſeine Zeiten herangewachſen, mit überſchauendem Blicke zu umfaſſen, um die gegenwärtige Hilfsquellen für eine oft nicht kleine, und allzeit bedauernswürdige Klaſſe zu ſchätzen, und im Verhältniß auf die eigentlichen Bedürfniſſe derſelben zu beurtheilen. Ueberhaupt macht die Pflege der Armuth heut zu Tage faſt überall, und immer mehr, eine eigene Rubrick einer erleuchteten Polizey aus, die ſolche, wie billig, nicht weiter lediglich den mitleidigen Empfindungen des Publikums, und noch viel minder dem bloſſen Enthuſiaſmus großmüthiger, bisweilen auch ehrgeitziger oder fanatiſcher Unternehmer allein überlaſſen will. Man hat darum angefangen, auch auf dieſen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft, die Armen, ein eigentlich politiſches Aug zu werfen, und die Fürſorge für dieſelben nach den Grundſätzen, die ihr Verhältniß zum Staat, die Natur dieſes Verhältniſſes, und ſeine Folgen zum Wohl des Ganzen, veranlaſſen müſſen, zu behandeln. Und

da nöthigte die Erfahrung dem unbefangenen Beobachter das Geſtändniß ab: Daß, wenn nicht die geſammten Armen eines Staates nach Zweck und Regeln beſorgt werden, ſelbſt das Uebermaaß unberathenen Mitleidens und ungeleiteter Güte unter einem Volke, nicht weniger Böſes in der bürgerlichen Geſellſchaft hervorbringt, als verſchmachtende und verzweifelnde Armuth ſelbſt; und daß auch die ergiebigſten Quellen der Hülfe, bey ſchlechten Anſtalten, oder auch nur bey nicht äuſſerſt ſorgfältigem Gebrauche ſelbſt der beſſern, für die immer ſteigende Zunahme mehrerer Klaſſen von Hülfsbedürftigen nicht hinreichen mögen. Wahrheiten, welche auch Makfeelan durch die Beyſpiele Englands, Frankreichs, und Schottlands, und durch ſeine Erzählungen von der gegenwärtigen Menge und Hülfloſigkeit ihrer Armen, mehr als genugſam erhärtet. Nebendem ſcheinen wir in unſern Schweitzerlanden uns dem Zeitpunkte zu nähern, wo einerſeits jene ehemaligen ſtärkſten Stützen der Wohlthätigkeit, Religioſität und einfache Sitten, merklich ſchwanken, und einem egoiſtiſchen Kaltſinn, und dem alles beherrſchenden Luxus bey uns, wie überall, häufig Plaz machen müſſen; und wo anderſeits allerley mehr und minder geheime Verbrüderungen, unter den mannigfaltigſten Namen und Geſtalten, beträchtliche Summen, welche ſonſt, wenigſtens mit größrer Sicherheit, die Armen des Vaterlands unterſtützten, zum voraus hinwegnehmen, und dadurch den Staat um ſo viel mehr in die Nothwendigkeit ſetzen, die öffentlichen Hülfsquellen nach Grundſätzen und Regeln zu beſorgen.

Das iſt aber nicht alles, was einem Zürcher das Studium ſeiner einheimiſchen Armenanſtalten wichtig macht; ſondern die Kenntniß derſelben gewährt dem Freunde des Vaterlandes, und dem wohlthätigen Menſchenfreunde, noch mehreres und ganz eigenes Vergnügen, das von

jenen politiſchen Spekulationen, welche vorzüglich dem Staatsmanne zukommen, ganz unabhängig iſt. Jedem rechtſchaffenen Mann unter uns muß es nämlich eine Wolluſt ſeyn, jene Denkmale der theilnehmenden, thätigen Menſchenſchenliebe aufzuſuchen, und in gedrängter Reihe zu überblicken, mit welchen unſer Zürch ſich ſchon ſeit mehrern Jahrhunderten ausgezeichnet hat. Dieſe Kenntniß ſcheint hiernächſt mit dem eigenen Intereſſe jedes Mitgliedes unſrer bürgerlichen Vereinigung auch darum verflochten zu ſeyn: Damit ein jeder, wenn er jemals ſelbſt in den Fall, zumal unverſchuldeter Dürftigkeit gerathen ſollte, wiſſen möge: In wie fern, und unter welchen Umſtänden er und die ſeinigen gerechte Anſprache auf öffentlichen Beyſtand machen dürfe, ohne ſich in die Arme jener oft ſo unſichern, und nicht ſelten mit den kränkendſten Zumuthungen begleiteten Privat-Barmherzigkeit werfen zu müſſen; hinwieder aber in dem entgegengeſetzten Fall, da er nämlich ſelbſt Geber ſeyn kann, um ſeine kleinere oder größere Gabe des Mitleidens gerade auf der beßten Stelle verwenden zu können. Denn ein weiſer Wohlthäter, dem es darum zu thun iſt, ſo viel an ihm liegt, der Armuth und dem Elend gründlich zu ſteuern; ein gewiſſenhafter Bürger, dem ſein Vaterland mehr, als der Ruhm beym Volke am Herzen liegt, und der ſeinen Hang zur Großmuth nicht auf Unkoſten und zum Schaden heilſamer öffentlicher Anſtalten befriedigen will, wird neben dieſen nur da zu nutzen wünſchen, wo ſein thätiges Wohlwollen zweckmäßig und nöthig, und, wie geſagt, keine publike Anſtalt vorhanden iſt, welche helfen kann. Denn, man ſage was man will, immer ſcheint es eine wirklich gefährliche Art von Schwärmerey zu ſeyn, ſich mit dem bloſſen Aktus des Gebens zu begnügen, und allen Werth deſſelben darein zu ſetzen, ſich eines Theils

Digitized by Google

ſeines Vermögens zum Beßten andrer zu entladen, ohne die Augen über die nähere und entferntere Folgen öffnen zu wollen, welche ein unbeſonnenes Wohlthun zum allgemeinen ſowohl, als zum Nachtheil des Gegenſtandes ſelbſt faſt immer zu begleiten pflegen. So wie hingegen das innere Gefühl desjenigen Wohlthäters gedoppelt ſüß ſeyn muß, den nicht nur das edle Bewußtſeyn reiner Abſicht, ſondern die klare Ueberzeugung wahrhaft Gutes zu ſtiften, beym Geben leitet. Der aufgeklärte Reiche wird alſo, wenn Addreſſen und Subſcriptionen häufig an ihn kommen, anſtatt unmuthig der Zudringlichkeit der Verfaſſer, und den Zumuthungen von Gewiſſensräthen und Freunden, einige Gulden hinzuwerfen, dem Empfohlenen entweder ſeine Stelle bey öffentlichen, oder Geſchlechter- oder Privatanſtalten anweiſen, und nur für den Fall, daß keine dergleichen vorhanden ſind, ihm deſto freywilliger und zweckmäßiger mit ſeinem Beutel dienen. Gewiſſenhafte Aerzte, Prediger, Gewiſſensräthe, Menſchenfreunde werden demnach, ſtatt auf bloſſe Gerüchte und Beyſpiele hin, und ins Ungewiſſe — weil man doch des Guten nirgends zu viel thun könne, und Geben immer Wohlthun ſey — zu rathen und zu empfehlen, erſt wann ſie — und ſo alle die, welche ſich mit beträchtlichen Verſorgungen abgeben — erſt wann dieſelben die ſchon vorhandenen Anſtalten unſers Vaterlandes kennen, den rechten Punkt der zweckmäßigſten Privatwohlthätigkeit nennen können.

Und das iſt wahrhaftig nichts geringes: Denn dadurch würden, in einem engern und eingeſchränktern Kreiſe, viele Wohlthäter deſto kräftiger und vollkommener würken. Die Abſchneidung unnöthiger Ausgaben dieſer Art, wo ſie durch gerechte Anſprüche anderswoher zu entheben ſind, iſt eine Erſparung für andere zweckmäßigere Wohlthaten. Und da manche Klaſſen von Armen

und Hülfsbedürftigen mehr und minder hinreichende Anſtalten vorfinden; ja ſogar verſchiedene Fonds keine Gegenſtände haben, denen ſie ſich nach ihrer erſten Beſtimmung mittheilen könnten, indeſſen andere die tauſend Hände nicht füllen, die ſich unter rechtmäßigen Titeln darnach ausſtrecken; und endlich neue Szenen von Uebeln, und durch den Wechſel der Dinge veranlaßte Klaſſen von Bedürftigen ſo gar neue Hülfsquellen nöthig machen; ſo wird eine genaue Kenntniß bereits exiſtirender Anſtalten manche Lücke, aber auch manche Hülfsquelle entdecken laſſen, die dem Armen, dem Wohlthäter, vielleicht höhern Händen, zu kennen nützlich ſeyn würde.

Ehe ich aber zur Behandlung unſrer einzelnen Armenanſtalten fortſchreite, müſſen einige Grundbegriffe von Armuth und Armenanſtalten berichtigt ſeyn, nach denen ſich erſt eine raiſonnierte Beſchreibung von jenen machen läßt.

Zweyter Abſchnitt.

Wer ſind die Armen eines Landes? Es ſind diejenigen Bewohner, welche ihre zur Natur gewordenen, und alſo weſentlichen Bedürfniſſe nicht aus eigenen Kräften beſtreiten, nicht mit eigenen Hilfsquellen ſich bey Leben, Geſundheit, und nützlicher, wenigſtens unſchädlicher Thätigkeit erhalten können.

Ich weiß es, daß man gewöhnlich kürzer den für arm hält, der die natürlichen Bedürfniſſe der Menſchheit nicht ſelber beſtreiten kann. Man erlaube aber, jener Härte der Politick, welche alle Menſchen mit dem gleichen Maasſtabe der unentbehrlichſten Bedürfniſſe der Natur mißt, die Betrachtung entgegenzuſetzen: Einerſeits, daß eine Familie, die ſich künſtliche Bedürfniſſe durch Erziehung, Stand und Gewohnheit zu unentbehr-

lichen gemacht hat, ſobald eigene Kräfte nicht mehr hinreichen ſie zu befriedigen, eben ſo arm und hülfsbedürftig iſt, bloß um fortdauern zu können, als eine andere, die, obgleich nur an die einfachſten und dringendſten Bedürfniſſe der menſchlichen Natur gewöhnt, auch dieſe nicht beſtreiten kann: Anderſeits, daß, diejenigen Fälle ausgenommen, wo die Kraft des Beyſpiels unbiegſame Strenge vom Richter, und die Aufopferung einer einzelnen Perſon oder ganzen Familie erfodert — ein Fall, der nur ſelten ſeyn darf, um zu würcken — eine ſolche an künſtliche Bedürfniſſe verwöhnte Perſon oder Familie nicht minder der Hilfe würdig iſt, wenn unvorgeſehene Stürme des Unglücks ſie an die Küſte der Armuth aus dem Schooß ehemaligen Wohlſtandes verſchlagen haben, in welchem Stand, Geburth und Erziehung ſie zum Genuſſe höherer Vergnügen und Vortheile des bürgerlichen Lebens berechtigten, oder ſelbſt auffoderten.

Zur Natur aber und unentbehrlich iſt das Bedürfniß geworden, wenn mit der Nichtbefriedigung deſſelben, nicht nur unangenehme Empfindungen, Leiden und Schmerzen der Abgewöhnung, nicht nur bürgerliche Unehre oder Schande beym Pöbel, ſondern Krankheit, Unfähigkeit zur Arbeit, Verzweifelung und gänzliches Verderben verbunden iſt. Man überlaſſe den Trunkenbold den Folgen ſeines Laſters, und er möge in ſeiner Armuth lernen Waſſer trinken. Die Garnitüren der Roben, und der Kopfpuz der Töchter unglücklich gewordener Reichen, vereinfache ſich immer, und ziehe allenfalls die verachtenden Blicke des gemeinen Mannes auf ſich. Allein wir werden den an Müßigang gewöhnten, zärtlichen, kunſt- und verdienſtloſen Sprößling einer reichen Ehe nicht mit einmal gewöhnen einen Holzhacker abzugeben, und, bis ihm allmählige Angewöhnung es geſtattet, wohl noch etwas an ſeinen Unterhalt ſteuern

müſſen, und der verzärtelten Dame kein ſtrohern Beth auf der lüftigen Dirhle anweiſen können; wenn wir nicht unbarmherzig beyde umbringen, und noch vorhandene Kräfte zur Selbſterhaltung, ſtatt ſie zu nutzen, lieber mit einmal zernichten wollen.

Ich getraue mir nicht, die eigentlich veſten Punkte zu nennen, wo ſich natürlich gewordene und abzugewöhnende Bedürfniſſe trennen. Allein unläugbar ſcheint es doch immer zu ſeyn, daß auch das angewöhnte Bedürfniß Schonung von dem verdient, der nicht Beyſpiele ſtatuiren, ſondern Menſchen erhalten — nicht kleine Kräfte vollends zerſtören, ſondern durch zweckmäßige Behandlung vermehren will.

Weſentliche oder angewöhnte Bedürfniſſe mögen alſo immer in der Art der Behandlung einen natürlichen und billigen Unterſchied veranlaſſen; ſo ſoll dennoch alle Armuth berathen, ſoll vermindert, ſall beſorgt werden. Und es ſcheint würklich ungerecht, und oft grauſam zu ſeyn, alle Arme auf gleichen Fuß zu behandeln; und jedes nicht ganz aus unſrer Natur flieſſende, ſondern angewöhnte Bedürfniß, als unbedeutend, als nicht exiſtirend, als laſterhaft, ohne weiters durch gänzliche Entziehung aller angemeſſenen Befriedigung zu beſtrafen, das man durch Leitung allmählig vermindern, und ſo endlich aufheben könnte. Denn gewiß, ſo ſehr einfache Sitten und Wohlſtand zuſammenhängen, ſo augenſcheinlich Angewöhnung nicht natürlicher Bedürfniſſe ein ſicherer Weg zur Armuth, und in der Armuth zu deſto gröſſern Leiden iſt, dem jede Familie zu entfliehen ſuchen ſollte, ſo bedürfen ſolche Unglückliche doch deſto mehr Unterſtützung, weil Luxus, mit dem Vermögen auch die Kräfte zum Erwerb ſchwächen muß. Hingegen ſcheint es ſehr oft eine Folge pöbelhafter Neigungen des Neids, der Rache, der Niederträchtigkeit zu ſeyn, geſtürzte Reiche,

Digitized by Google

und ſelbſt Laſterhafte aus ihnen, im Kampfe mit der Abgewöhnung alter, noch ſo eiteler Bedürfniſſe umkommen zu ſehen. In verſchiedenen Kalkuln über die Anwendung überſchickter Kolleckten von hier, zur Zeit des dreyßigjährigen Kriegs, laſſen ſich daher mit Vergnügen die beträchtlichen Unterſcheide bemerken, die man, da Fürſten und Unterthanen, Prediger und Bauern in gleiche Noth zu verhungern gebracht waren, bey Beſorgung des Tiſches der Gräfinnen von Naſſau, und ſelbſt unter geringern Ständen uud Würden, der Geiſtlichen u. ſ. f. machte, weil gewiß bey völlig gleicher Austheilung, und dem ſparſamſten Genuſſe, die hochadelichen Damen, weichliche Superintendenten u. d. gl. um viele Tage früher im Elende umgekommen wären. Und ſo ſehr es gefallen mag, daß übelhauſende Bürger bey Muß und Brod im Spithal die Thorheiten ihrer Jugend oft noch im hohen Alter abbüſſen, und die jungen geſunden Uebelhauſer in der Verbannung, durch bittre Erfahrungen, den Werth der Arbeitſamkeit und Sparſamkeit, freylich ſpäthe genug, fühlen lernen; ſo ſcheinen doch wenigſtens unverſchuldet geſtürzte Mitglieder ehemals wohlhabender Familien andere Beyträge, als der rohe Bauer mit ſtarken Knochen und der Gewöhnung an unverdauliche Koſt, im gleichen Fall zu verdienen.

Von einer väterlich geſinnten Obrigkeit endlich kann man ſich wohl keinen andern Begriff machen, als daß ſie mit zweckmäßiger Begegnung, und ferne von aller Leidenſchaft, jedes auch das untauglichſte Mitglied ihres Staates zu retten ſucht. Laſterhafte Arme, die es durch Verſchuldung geworden, ſind Unbeſonnene die nicht rechnen konnten; Banquerot gewordene Schuldner, verwöhnte, verzärtelte, luxurioſe Arme, ſind alle doch nie ein ganz unwürdiger Gegenſtand wohlthätiger Bera-

thung; und ihre nicht mehr zu vermindernde Bedürfniſſe ſind es, welche als natürlich betrachtet zu werden verdienen; und die, wenn nicht das Beyſpiel Straffe nöthig macht, nach Zweck und Umſtänden befriedigt werden müſſen, wenn der Staat reich genug iſt, ſie durch Befriedigung zu retten. Denn im Fall einer Alternative ſcheint es allerdings nicht ungerecht zu ſeyn, daß dieſe verzärtelte einzele Mitglieder des Gemeinen Weſens, eher als dieſes, ihrem eigenen traurigen Schickſal zu überlaſſen ſind.

Nicht Schuld oder Unſchuld alſo, nicht die Art oder Grade des Bedürfniſſes, machen allein hilfsbedürftig; ſondern überhaupt der Umſtand, ſich ſelbſt aus eignen Kräften nicht mehr hinzureichen zu dem, was die Natur nun bedarf. Und da ſind die Geſtalten der Armuth tauſendfach, je nachdem ihre Quelle, und die Art des Bedürfniſſes ſelber es iſt. Alle Hungernden, alle Nackenden oder Frierenden, alle Kranken, alle Verdienſt- und Erwerbloſen aus Mangel an Anlaß, an Kräften, an Kunſt; unbehülfliche Kindheit, und erwerbloſes Alter; alle, welche Schwäche des Körpers, oder Blödſinn des Geiſtes fremder Hülfe bedürftig macht; alle die, welche zu irgend einem nützlichen Stande, wozu ſie den natürlichſten und rechtmäßigſten Beruf haben, keine Hülfsquellen vor ſich finden, Handwerker, Studierende, Künſtler, Kaufleuthe ſind arm, ſobald auf ſie der Umſtand paſſet, daß ſie aus eigenen Kräften ſich nicht als ſolche erhalten können. Indeſſen ſind noch viele andere allgemeine Titel würdig, ein Vorwurf zweckmäßiger Armenanſtalten zu ſeyn.

Freylich wär' es nun weit das zuträglichſte, vor allem aus den Quellen der Armuth in ihrem erſten Urſprunge nachzuſpüren, und ſo dem Einbruch derſelben zu wehren; da oft ſelbſt königliche Reichthümer die ein-

geriſſene Armuth nicht hemmen, und, wo die Quellen fortflieſſen, alles noch ſo edelmüthige Angreifen ganzer Staaten über ihre Kräfte ſie nicht tilgen konnten. Man hat zu dieſem Ende hin mehr und minder treffende Anſtalten und Verfügungen auch bey uns erfunden, welche theils auf die Einſchränkung der unglücklichen Freyheit ſich ſelbſt in Armuth zu ſtürzen, theils auf die erſten Anfänge unſchuldiger Verarmung ſich beziehen; man hat, unſerer Zucht- und Arbeitshäuſer nicht zu gedenken, in ältern und neuern Zeiten verſchiedene Arten von Kanzleyanſtalten, von Bevogtigung, von Erwerb- und Verdienſtarten, Geſetze über die Nichtverwaltung der Güter, Hinderung mittelloſer Ehen, u. ſ. f. erdacht. Allein ich enthalte mich davon zu reden; weil einerſeits dieſen Anſtalten der Name derer nicht eigentlich zukömmt, von denen wir reden wollen; anderſeits bey uns auch nur der entfernte Gedanke von Bürgerprotokoll, von Einſchränkung der Schuldenvermehrung zu Stadt und Land, ganz gegen die edle Abſicht derſelben, eine ſo widrige Wirkung gemacht hat, und ſchon vorhandene Geſetze weit hinter der verſprochenen Wirkung zurückbleiben. Unter Armenanſtalten verſtehe ich alſo: „Diejenigen **Verfügungen**, **Einrichtungen**, und **Veranſtaltungen**, die für **würklich Arme** gemacht ſind; ſey „es nun, dieſelben aus dem würklichen Abgrunde herauszureiſſen, oder ihnen ihre Noth zu erleichtern, oder „ſie wenigſtens darüber zu tröſten„.

Wir beſitzen ſolcher mehrere, und von verſchiedener Abſicht und Einrichtung. Eh' ich aber zum Detail derſelben fortſchreite, laßt uns noch einige Grundſätze erwägen, welche ſie alle überhaupt betreffen. Mich dünkt nämlich, daß der Mangel von ſolchen Grundſätzen die Stifter einzelner Anſtalten häufig mißleitete, ſo daß ſie nach bloſſen Convenienzen, und allerley eingeſchränkten

Digitized by Google

Betrachtungen, oder ſelbſt nur nach einzelnen Empfindungen ihres mitleidigen und weichen Herzens die Armen berathen, damit aber dem allgemeinen Beßten des Staats, und alſo dem wahren Vortheil der Armen ſelbſt eher zuwidergehandelt haben.

Dieſe Grundſätze betreffen folgende Fragen:

I. Wer ſoll die Armen beſorgen?
II. Aus was für Hilfsquellen ſollen ſie beſorgt werden.
III. In wie ferne ſollen ſie beſorgt werden?
IV. Wie ſollen ſie beſorgt werden?

Dritter Abſchnitt.

I. Wer ſoll die Armen beſorgen?

Soll die Landesregiernng die Armenpflege ganz auf ſich nehmen? Oder ſoll Privatwohlthätigkeit allein für ſie ſorgen? Sind Privatanſtalten und Wohlthaten den öffentlichen Anſtalten nützlich oder ſchädlich? Welchen Einfluß kann in einer Republick die öffentliche Armenpflege auf Privatwolthaten haben? Dieſe und andre dergleichen Unterſuchungen ſind von groſſer Wichtigkeit in der Armenpflege eines Landes.

Und da iſt allererſt zu bemerken, daß Natur und Schickſal längſt über die Frage: Ob die Regierung alle Armen allein beſorgen ſoll? mit Nein entſchieden haben. Die mitleidigen Empfindungen, die ſich beym Anblicke der Leiden unſrer Mitmenſchen regen, ſind allzutief in aller Herzen eingepflanzt, und äuſſern ſich auch beſonders bey unſerm Volke allzuſehr, als daß man jemals zugeben würde, daß durch öffentliche Anſtalten die Wohlthätigkeit der Privaten gänzlich aufgehoben würde. Wir haben wohl eher geſehen, daß man den verworfenſten aller Armen, den an Karren geſchmiedeten Züchtlingen, ihre Schande mit mannigfaltigen Erquickungen

vergütete, ſo daß man dieſer ſchädlichen Wolthätigkeit von hoher Hand Einhalt thun mußte; und wir hätten Beyſpiele anzuführen, daß durchreiſende Handwerker 2. und 3. Thaler in einer Woche, wenn ſie ſich der Patrouille zu entziehen wußten, und Arme unſrer Dörfer Säcke mit Brod, was ſie ſchleppen mochten, troß aller Anſtalten gegen heimiſche und fremde Bettler, mit ſich forttrugen. Dieſe Empfindſamkeit für alles ſcheinbare, oft nur angebliche Elend, dieſe zur Gewohnheit gewordene Gutthätigkeit unſers Volkes macht mich glauben, daß der Privatmann ſich immer einen Antheil an der Armenpflege nehmen würde (geſetzt auch, daß die öffentlichen Anſtalten ergiebig genug wären, alle Armen zu umfaſſen); und daß die Privatwohlthätigkeit, und wenn auch zum Schaden der öffentlichen, und zum Schaden des ganzen Staates, ſich ſo lang in die Beſorgung der Armen miſchen wird, als das edle Gefühl der Menſchenliebe, als ein Funke von Gemeingeiſt, und der übrigen Empfindungen die zum Wohlthun leiten, in den Herzen unſrer Nation glühen wird.

Eben ſo entſcheidend äuſſert ſich die geheime höhere Regierung der Welt, und der Lauf der Dinge, gegen eine alles umfaſſende öffentliche Adminiſtration. Der Magiſtrat oder die Armendirection müßte nicht nur über den Beutel der Privaten unumſchränkt gebieten können, die ſich eine allgemeine ausſchlieſſende Pflege anmaaſſen wollte, ſondern auch gleichſam das Schickſal ſelber in ihrer Hand haben. Denn es ereignen ſich täglich ſo viele unerwartete Unglücksfälle; die Erwerb- und Nahrungsquellen leiden ſo ganz unvermuthete Abnahmen, die keine Anſtalten vorfinden, keine Titel annehmen können, und die denn doch auf öffentliche Pflege Anſpruch haben; der Wechſel der Dinge bringt oft ſo groſſe, ſo neue Veränderungen in den Geſundheit- und Vermögens-

umſtänden der Menſchen mit; die Hilfe iſt oft von ſo dringender Nothwendigkeit, das Gebrechen oft von ſo geheimer Natur, und die Wunde einer ſo leiſen, ſanften, verborgenen Hilfshand bedürftig, daß da nur ſtille, unermüdliche, immer bereite Priwolthätigkeit helfen kann.

Es giebt aber noch mehrère Gründe, welche die öffentliche Beſorgung aller Armen, und die Aufhebung aller Privatwohlthätigkeit, wenn ſie je möglich wäre, ſehr ſtark abrathen.

a). Es ſcheint gefährlich, die Armen eines Landes gänzlich von der Regierung, und ganz nicht vom Volke, beſonders in einem Freyſtaat, abhängig zu machen. Es entſtehen nämlich bey öffentlichen Armen-Beſorgern, wie bey Armen-Gutthätern, nicht ſelten Titel von Gnade auf der einten, und von Unterwürfigkeit auf der andern Seite, die eine Menge Anmaaſſungen im Gefolge haben, wovon die Geſchichte des alten Roms u. a. m. fürchterliche Beyſpiele aufſtellen. Die gänzliche Abhängigkeit der Armen von der Regierung und den untergeordneten Departements derſelben, hat in kleinen wie in groſſen Staaten nicht ſelten viel Böſes geſtiftet. Es entſteht ſtolze Härte hier, und niederträchtiger Bettlerſinn dort. Die Verwalter der Armenkaſſen reiſſen allen Einfluß, und die Ehre würklicher Gutthäter an ſich; oder ſie fließt ihnen von ſelbſt zu. Ein gebeugter Geiſt der Gefälligkeit, der Schmeicheley, niederträchtiger Dienſtfertigkeit wird ſodann faſt immer mehr und minder eine Folge des Empfangens öffentlicher Allmoſen: Hat man doch Beyſpiele, daß ſelbſt ſchon reiche und großmüthige Privaten durch ihren Einfluß auf die Armen, zu einer nicht wenig gefährlichen Macht im Staat ſich erhoben haben!

b). Es ſcheint Herabwürdigung des Nationalcharackters zu ſeyn, die Gabe des Mitleidens auf irgend eine Weiſe in einen Tribut zu verwandeln; und dem Wohl-

thun das Moraliſche, das Edle, das Rührende zu nehmen, welches vom Selbſtempfinden und Selbſtgeben herfließt, und alſo die Privatwolthätigkeit zu begleiten pflegt. Je die edelſten Empfindungen der Menſchlichkeit, Großmuth, Uneigennützigkeit würden dergeſtalt durch ausſchlieſſende öffentliche Verwaltung in Feſſeln gelegt, und dem Menſchen und Bürger, der alsdann ſeinen Beytrag als Tribut pflichtmäßig abgeben müßte, gleichſam überflüßig gemacht. Und da ſcheint es ſchwer zu entſcheiden: Ob ein Volk, deſſen Arme zwar regelmäßig, aber nicht aus freywilliger Güte der Nation, beſorgt würden, mehr glücklich oder unglücklich zu ſchätzen wäre? Denn was den Werth einzelner Menſchen ausmacht, aufgeklärtes Wohlwollen, Gemeinnützigkeit, Selbſtthätigkeit, Energie — das macht doch wohl auch den Werth eines ganzen Volkes aus. Hieraus aber folgt: Daß die Einſichten deſſelben über Armuth, Wohlthun, und die dahin gehörigen Gegenſtände zu erweitern und zu berichtigen, beſſer iſt, als ihm wie einem Unmündigen die Verwaltung ſeines Armenbeutels, wenn's auch möglich wäre, ganz zu entziehen; daß, die menſchlichſten und edelſten Neigungen zur Hilfe zu leiten, und ihnen die beßte Richtung zu geben, würdiger iſt, als denſelben, durch Beraubung jeder Gelegenheit zur Selbſtübung, einen Zaum anzulegen, oder ſie eindämmen und einroſten zu laſſen; daß es beſſer und würdiger iſt, den Ruhm und den Dank der Armen dem Geber ſelbſt, und damit ſo viele Aufmunterung zuzuwenden, als alles dieſes bloß auf die Verwaltung zu kehren; beſſer, den Umgang mit Unglücklichen, und die nützliche Erfahrung die aus ſelbſtthätigem Wohlthun auf das menſchliche Herz zurückwirkt, um es zu erweichen, und ſanft und gütig zu machen, dem Volke zu laſſen, als ihm ſolche zu entziehen, u. ſ. f. u. ſ.

c). Ein dritter nicht unbegründeter Vorwurf, den man einer ganz öffentlichen Armenpflege macht, und deſto wichtiger, weil der Gegenſtand deſſelben mit einer ſolchen Anſtalt beynahe unzertrennlich verknüpft ſcheint, iſt folgender: Privatwolthäter bedürfen keiner Beſoldung; ſie ſind ſelbſtthätig: Eine öffentliche Armenpflege aber bedarf, je weitſchichtiger und gröſſer ſie iſt, deſto mehr beſoldete Beamte. Und da wird denn, was die Erfahrung aller Zeiten und Orten beſtäthigt, bey einer ſolchen beſoldeten Pflege die Armuth im Volke, aus vielfältigen leicht zu erachtenden Gründen, gleichſam zum nothwendigen und immerwährenden Uebel.

Allein nicht nur das: Sondern von beſoldeten Beamten einer öffentlichen Verwaltung läßt ſich zwar allmählich viel Menſchen- und Armenkenntniß, und eine feinere Unterſcheidung der eigentlichen Armen und der angeblichen, nach langer Erfahrung, aber kaum jene Herzensgüte, jene Dienſtfertigkeit und freundliche Behandlung erwarten, die der wahre Wohlthäter, als einen edeln Beyſatz der Gabe, auf ſeine Beyträge legt. Dieſe beſoldete Armenbeſorger, (die indeſſen von der theils beynahe, theils ganz unbeſoldeten Direction und Oberaufſicht immer ſorgfältig zu unterſcheiden ſind) treiben ihr Geſchäft handwerksmäßig, und gewöhnlich auch nur in dem Grad unparteyiſch, gewiſſenhaft und pünktlich, als höhere Aufſicht unintereßierter, fürs Wohl des Staates und ſeiner verſchiedenen Volksklaſſen beſorgter Männer auf ihre Hände und Rechnungen ein wachſames Aug behält. Giebt's Ausnahmen, ſo laßt uns dieſelben dem Edelmuth einiger wackern Armenbeſorger verdanken; aber nicht vom Gedränge derer erwarten, die ſich zu den Einkünften einer Armenpflege hinzudrängen, und, weils nur um den Preiß möglich iſt, auch die damit verbundnen Geſchäfte auf ſich laden.

d). Ich erwähne nur noch einer Schwierigkeit, die mit der öffentlichen Armenpflege unzertrennlich verbunden iſt: Nämlich, daß ſie bloß allgemeine Bedürfniſſe, und meiſt bloß für eine Weile zu ſtillen vermag; da ſie alles in genau beſtimmte Regeln der Behandlung faſſen muß, ſelten mit Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Charackterе der Armen handeln, und hingegen eben darum viele der würdigſten Armen gar nicht tröſten kann.

Denn geſetzt auch, daß zärtlich theilnehmendes Gefühl für die Leiden der Menſchheit durch den immerwährenden oft läſtigen und verdrießlichen Umgang mit ſolchen Geſchäften, und den leider oft würklich niederträchtigen Gegenſtänden derſelben nicht geſchwächt wird; ſo fällt es auch dem unermüdetſten Beamten doch immer ſchwer, ſich ſo viel Zeit für einzelne Fälle zu nehmen, als eine zweckmäßige Pflege zu erfodern ſcheint; ſich ſo vielen individuellen Lagen der Armen anzupaſſen, als nöthig iſt, um nicht nur zu geben, ſondern mit unterſcheidendem Gefühl, mit der treffendeſten Manier zu geben. Und doch iſt es ausgemacht, daß die Art zu geben immer viel, oft mehr Einfluß hat, als die Gabe ſelbſt. Wenn auch die Staatsarmenpflege den Stoff der Gabe giebt; wenn die, einem im Amte ſtehenden, durch lange Erfahrung geübten Manne beywohnende Klugheit ihm auch einen gewiſſen Takt im Unterſcheiden verliehet; ſo braucht es noch viele andere Vorzüge des Geiſtes und Herzens, viele Unbefangenheit und freyen Zeitgebrauch, viele Kenntniß aller Umſtände der einzelnen Unglücklichen, um zweckmäßig auszuſpenden, und nicht nur zu tröſten, ſondern zu heilen.

Es laſſen ſich demnach allerdings zwo Klaſſen von hülfsbedürftigen Armen in Abſicht auf Behandlung unterſcheiden, ſo ſehr auch ihre übrigen Umſtände gleich oder ungleich ſeyn mögen; die Bettelhaften nämlich

und die ſchüchtern Beſcheidenen. Beyde wünſchen vielleicht unbekannt zu bleiben, beyde mit Schonung und Intereſſe behandelt zu werden; denn dieß thut jedem menſchlichen Herzen wohl. Allein ſie ſind darum weſentlich verſchieden, daß die einen ſich der Armuth ſelbſt aus Ehrliebe und Gewiſſenstrieb ſchämen, und nur ſo viel Unterſtützung ſuchen, als nöthig iſt, ſich aus dem Sumpfe herauszuſchwingen, und durch eigene Kräfte aufrecht zu erhalten; die andern hingegen, nur den Ruf, die Verachtung, das in der menſchlichen Geſellſchaft Entehrende der Armuth ſcheuen; oder bisweilen ſelbſt auch darüber gefühllos worden ſind, und, um den Preiß lebenslänglichen und genugſamen Unterhalts, gern arm bleiben wollen. Laßt immer die Namen der letztern in die Armenprotokolle kommen, und unzärtlich als gefühlloſer Stoff, wie er iſt, öffentlich behandelt werden — oder ein Merkmal der freywilligen Armuth, wenn ihr wollt, an der Stirne tragen. Die mit einer ſolchen Armuth billig verknüpfte Schande trift ſie mit Recht. Aber jene andere, die mit dem Namen der Pauvre honteux belegt zu werden pflegen, ſcheinen es doch wohl werth zu ſeyn, einer öffentlichen Behandlung entzogen zu werden; ſcheinen zu erfodern, daß nur geheimer Einfluß wohlthätiger Privaten ihrer Noth abhelfe; daß nur eine ſanfte Hand die Wunden heile, welche durch rohe Behandlung bey der feinern Denkungsart ſolcher Leuthe unheilbar werden würden; ſcheinen werth zu ſeyn, daß der ihre Armuth begleitende Kummer an ihrem Wohlthäter zugleich einen tröſtenden Freund finde; daß häusliche Szenen ihres geheimen Leidens nicht den Mäulern des ſchadenfrohen Publikums preißgegeben werden; ſcheinen zu erfodern, daß ihr aufrichtiges Beſtreben, eine Höhe wieder zu gewinnen, wo ſie ſich ſelbſt genung ſeyn können, durch angepaßte Beyträge,

klugen Rath und fortgeſetzte Mithülfe, nach eines jeden beſondern Lage unterſtützt werde. Und dieſe mühesame, Zeit, und wahre, eigentliche Theilnehmung erfodernde Behandlung wird doch wohl eher von Privatwolthätern und Freunden, als von einer öffentlichen Anſtalt zu erwarten seyn. Unſer Publikum ſelbſt hat ſich dieſe Unterſcheidung gemerkt; und ſeit einigen Jahren, unter dem Titel Gottesgaben, beträchtliche Summen in die Hände einzelner, durch ihre Kenntniß der geheimen Armuth dazu beſonders tüchtiger Männer gelegt, ohne daß darum weder die Namen, noch die Bedürfniſſe der einzelnen damit erquickten Armen öffentlich bekannt geworden ſind. Und aus den Jahren der letzten Theurung lieſſen ſich zahlreiche und beträchtliche Beyſpiele anführen, wie viel geheime Uebel ſchüchterner Armuth, durch vertraute Hände, ohne öffentliche Anſtalten geheilt worden ſind.

Dieß ſcheinen die wichtigſten Schwierigkeiten zu ſeyn, mit denen die öffentliche Armenpflege zu kämpfen hat. Allein wir werden jene andern nicht geringer finden, die eine ſich ſelbſt überlaſſene Privatwohlthätigkeit entweder eigen und beſonders mit ſich führt, oder mit jener allgemeinen und öffentlichen gemein hat.

Wir verſtehen aber unter Privatwohlthätigkeit nicht nur jene mehr oder minder reiche Gaben, welche die Geber, nach willkührlichen Abſichten und Planen, aus eigenem Beutel beſtreiten; ſondern auch diejenigen Anſtalten, wo Privaten ſich ſelbſt zu Pflegern der Armen aufwerfen, und Inſtitute unter verſchiedenen Namen errichten, welche nur durch andrer Beyträge gelingen können; wohin z. B. meiſt alle ſogenannte Subſcriptionen für einzelne Arme gehören. Und da lehrt uns die Erfahrung, daß ſehr ſelten ſolche Stifter wohlthätiger Werke und Anſtalten andre als ſehr eingeſchränkte Abſichten haben, ſie aber dennoch mit aller Hitze, welche nur die

erhabenſten und planvollſten verdienten, es mag koſten was es will, durchſetzen möchten.

Ich ſchweige von einer Klaſſe von Privatwohlthätern (weil ſolche vor jedermann, der ſie näher zu kennen den Anlaß hat, bald in ihrem häßlichen oder wenigſtens zweydeutigen Licht erſcheinen werden), die nämlich geradezu nur ihre eigene Perſon, ihre Zuneigung oder Abneigung, ihre Familie u. d. gl. bey ihren wohlthätigen Anſtalten und Bemühungen zur Abſicht haben; und alſo dieſelben als Mittel brauchen, vielmehr ſich ſelbſt als ihrem Nebenmenſchen zu nützen — Schweige von jener ganz beſondern Art von betriebſamen Weſen, wo man, durch eigene Wohlthaten ſowohl als durch Fürſprache bey andern, um die Gunſt, um die Wahlſtimmen, um das Zeugniß, bisweilen auch um das Stillſchweigen der Armen ſich bewirbt, und durch den Ruhm der Wohlthätigkeit den Weg zu Beförderungen, zur Befriedigung ſeiner Eitelkeit, vielleicht ſelbſt zum Laſter ſich bahnen will. — Solche Perſonen treffen alle folgende Vorwürfe weit am meiſten, und, der Qualen ihres eigenen böſen Gewiſſens zu geſchweigen, noch überdas die verdiente, frühe oder ſpäter über ſie kommende Schande, für das was ſie ſind erkannt zu werden.

1.) Nur von ſolchen Wohlthätern alſo iſt die Rede, die, wenn man allein auf die Triebfedern ſehen will, wohldenkende uneigennützige Beförderer des Beßten der Armen ſeyn mögen, aber die ſo ſelten Rückſicht auf das Beßte des Ganzen, auf wirkliche Verminderung der Armuth, auf angemeſſenen und dauerhaften Troſt zu nehmen pflegen. Voll ſogenannter gerührter Empfindung iſt es ihnen um einſtweilige Stillung der Leiden, oder um die größtmögliche Beglückung von Gegenſtänden zu thun, die ſie nun einmal zum Vorwurf ihrer Betriebſamkeit gemacht haben. Daher ſo viele einſeitige Beſorgungen, ſo

viele Bemühungen, die oft ſo groſſe Unterſtützung gefunden, daß ſie Müßiggang, Unthätigkeit, Wohlleben, Laſter, die Armuth ſelbſt bey den begünſtigten Gegenſtänden, und durch ihr Beyſpiel auch unter andern Niederträchtigen, aufgemuntert und befördert haben.

2.) Nicht nur werden durch die unbeſchränkte Freyheit, Armenſtiftungen und Anſtalten nach Belieben zu machen, einzelne Aeſte der Armuth zum Schaden des Stammes, der ganzen Volksarmenklaſſe, begünſtigt; nicht nur nähren ſich ſchädliche Schmarotzerpflanzen von Säften, die den übrigen Zweigen entzogen werden: Sondern, gleichwie Willkühr, Zeitumſtände, Laune, eingeſchränkte Abſichten, herrſchende Empfindungen gewöhnlich jene Partikularanſtalten geſtiftet; ſo erfolgt aus eben dieſen Urſachen auch: Entweder, daß dieſe Anſtalten wieder aufgehoben oder abgeändert werden, oft wo es am wenigſten nützlich und gut iſt; oder, daß ſie, die doch ihrer urſprünglichen Beſtimmung nach zufällig, zeitlich, und nur auf gewiſſe Klaſſen von Bedürfniſſen eingeſchränkt ſeyn ſollten, wann ſie durch höhern Schutz, groſſe Fonds u. d. gl. eine Art von Conſiſtenz gewonnen haben, auch nach Abänderung der Zeiten und Umſtände dennoch fortdauern, und ſodann gegen Zweck und Abſicht gebraucht werden. Wie viele Geſchlechterfonds z. B. die zur Belebung und Unterſtützung der Talenten armer Mitglieder eines Geſchlechtſtamms beſtimmt worden, werden vielleicht nicht ſelten zu Sack- und Spielgeld nicht eigentlich dürftiger Perſonen, zur Pflege des Müßigganges, zur Unterſtützung ſchlechter Subjekte die man zum geiſtlichen Stande beſtimmt, u. ſ. w. mißbraucht? Man bemerkt, daß Curatoren ſolcher Fonds weit mehr, als ſolche, welche die groſſen und allgemeinen Armenkaſſen zu verwalten haben, es ſich zur Ehre rechnen, Capitalien auf Capitalien zu häufen, und damit ſolche Anſtalten immer

ausgedehnter, ſolche Hülfsquellen immer ergiebiger zu machen, die nach dem Endzweck der Stifter, und nach den Armuthsbedürfniſſen längſt groß genug wären. In Abſicht auf einzelne Wohlthaten und freywillige Allmoſen, beweiſen ſelbſt die gegenwärtigen Zeiten die ſeltſame Partheylichkeit und Laune des Publikums und der Privaten in Fortſetzung ihrer Unterſtützungen. Die Armuth iſt ein Ball, den man nach Willkühr treibt, oder liegen läßt; und das Publikum, das jetzt eine dürftige Familie, ein verunglücktes Dorf, einen Bettler in Hülle und Fülle verſetzt, würde ohne Bedenken ſie Morgens hungern laſſen, wenn ein neuer auffallender Gegenſtand ſich zwiſchen ſeine Wohlthätigkeit, und den bisher Unterſtützten drängen ſollte.

3.) Die von der Landesregierung unbeſorgte Privatwohlthätigkeit müßte auch in der Rückſicht zum Schaden des Ganzen ausſchlagen, daß die Kräfte, von welchen gemeinnützige Staatsanſtalten ſich erhalten, dadurch geſchwächt, und dieſe letztere auſſer Stand geſetzt würden, ihre heilſamen Zwecke zu erreichen. Freylich ſind einige unſrer ältern Anſtalten zumal, durch ihre gründliche und hinlängliche Hülfsquellen über dieſen Fall erhaben. Allein verſchiedene andere befinden ſich wirklich darinn; und viele Leuthe glauben allerdings, daß ſo häufige Subſcriptionen, Privatanſtalten und Privatwohlthaten jenen öffentlichen Allmoſen ein Groſſes entziehen, woraus zum Theil unſer Allmoſenamt ſeine gemeinnützige Zwecke erreichen ſoll. Männer, die haushälterſch und klug mit den Summen umgehen, welche ſie edelmüthig der Armuth wiedmen, werden durch ſo mannigfaltige Anſprüche von allen Seiten genöthigt, durch Vertheilung der Wohlthaten ſich für die öffentlichen Inſtitute um ſo viel mehr einzuſchränken. Wer aber unbedachtſam giebt, wem die erſte rührende Veranlaſſung ſchon Herz und Beutel öff-

Digitized by Google

net, wer jeder Empfindung des Mitleidens opfert, und keinen Zudringlichkeiten widerſtehen kann, der iſt noch weit mehr im Fall, über den Forderungen der Privatanſtalten jener andern zu vergeſſen, welche die öffentliche Armenpflege an ihn macht. Er wird von der beſcheidenen, die Sinnen und Empfindungen durch keine Klagtöne und hungrige Geſichter erſchütternden Anſtalt eines Allmoſenamts wenig gerührt; und deſto weniger, weil ihn dieſe bedürftige Edle nur an der Kirchthüre erwartet, wo er ſich ſelten einfinden möchte; indeſſen von Haus zu Haus wandernde Subſcriptionsliſten und Empfehlungen aller Art auf ſein Schreibpult ſich lagern, und gewiſſe Arme, nebſt dem Charakter ihrer Patronen, auch Zeit und Umſtände meiſterhaft zu benutzen verſtehen; und ihn mit lauten Dankſagungen, Schmeicheleyen, Verſprechungen, Denkmalen einladen, oder mit dreiſtem Ungeſtümm und Zudringlichkeit übertäuben.

4.) Die Privatwohlthätigkeit endlich iſt von einer ſo ſanften und gütigen Natur, daß gerade die mitleidigſten Seelen, theils nicht geneigt, theils nicht mit der gehörigen Macht und Einfluſſe, theils auch nicht mit der Stärke des Geiſtes und der ausharrenden Standhaftigkeit begabt ſind, der Armuth in denjenigen Fällen gehörig zu ſteuern, wo Faulheit, Verſchwendung, Wohllüſte und Laſter ſie begleiten, oder verurſachen. Wenn daher öffentliche Armenpflege ſich bey reichen Gutthätern minder zu empfehlen weiß, und man ihr immer vorwirft, daß ſie zu ſelten ſich in berathenden und im Detail helfenden Beyſtand einlaſſe; ſo iſt hingegen Privatwohlthätigkeit, ſo ſehr ſie dieſen letztern Vorzug beſitzt, dagegen nicht im Stand, ſich geltend zu machen. Die edelſten Seelen beſitzen eine gewiſſe ſchüchterne Zärtlichkeit bey ihrem Wohlthun, welche ihnen nicht erlaubt auf irgend eine Art ſtrenge Gegenfoderungen zu machen, wenn ſolche

Digitized by Google

auch noch ſo nützlich und nothwendig wären. Denn das wird der Faulenzer, Verſchwender u. ſ. f. für nichts geringeres, als für unerträgliche Härte und Stolz anſehen, ſobald ein Wohlthäter die Ablegung einer Leidenſchaft zum Gegenwerth ſeiner Wohlthat erheiſchet. Der laſterhafte Arme iſt daher gewohnt, einen ſolchen Wohlthäter eher fahren zu laſſen, und ſein Glück anderſtwo zu verſuchen, als die freundlichſten Räthe und beſtgemeinten Erinnerungen von jener Art zu benutzen. Und ſo wird die Privatwohlthätigkeit oft eher eine einſtweilige Pflegerinn, als eine dauerhafte Retterinn der Armen ſeyn. Wo ſie allein herrſcht, nimmt nicht ſelten ein niederträchtiger Geiſt der Betteley überhand, und Müßiggang wächst in ſchnellen Graden; weil der Privat kein Recht zu haben ſcheint, den Müßiggänger zur Arbeit, den Verſchwender zur Ordnung und Wirthlichkeit, den Säuffer zur Enthaltſamkeit, den Bettler zur Arbeit anzuhalten; weil ihm die Gutthat entziehen, alles iſt, was er darf; und der Niederträchtige ſich keine Ketten ſchmieden, keine Laſten, wie er denkt, auflegen läßt, ſo lange noch Wohlthäter übrig ſind, die ihn im Müßiggang unterhalten wollen; Strenge und Befehlen hingegen von Rechts- und Amtswegen der Polizey zukömmt. Auch nicht einmal den Kunſtgriffen der Betrieger, der Zudringlichkeit der Unverſchämten, der Niederträchtigkeit des Taugenichts, kann die Privatwohlthätigkeit anders, als durch Abweiſungen ſteuern. Würden ſo viele Beyſpiele von Privatunterſtützungen ſolcher Leuthe mit ihren Folgen an den Tag kommen, welche auffallende Beweiſe lieſſen ſich nicht daraus zur Beſtäthigung dieſer Wahrheit führen! Wahrlich, nur eine mit höherer Gewalt und Polizeyrechten verbundene Armenpflege kann kräftige Maaßregeln gegen die laſterhaften Urſachen der Armuth ergreifen; kann einem den Staat bedrohenden Uebel,

Digitized by Google

eh', es allzuſehr überhandnimmt, Feſſeln anlegen, und das vielköpftigte Ungeheuer der Betteley, und Menſchen bezwingen, welche unverſchämt genug ſind in der Geſetzloſigkeit ihre Freyheit zu ſuchen.

Nach dieſen beydſeitigen Betrachtungen über die Natur und Folgen der öffentlichen und der Privat-Armenpflege, glaub' ich über den verhältnißmäßigen Werth von beyden ein nicht ganz unbegründetes Urtheil fällen, und die zwo wichtigen Fragen ziemlich zureichend beantworten zu können; die eine: Wann iſt Privat- und wann iſt öffentliche Armenpflege vorzuziehen? Die andere: In welchen Fällen ſind Privatanſtalten den öffentlichen nützlich, in welchen ſind ſie ihnen ſchädlich, in welchen gleichgültig?

A. Die erſte Frage: **Wann iſt öffentliche, und wann iſt hingegen Privat-Armenpflege vorzuziehen?** ſcheint mir auf folgende Weiſe beantwortet werden zu müſſen.

Oeffentliche Adminiſtration iſt vorzuziehen: a) Wenn die Anſtalten allgemeine Bedürfniſſe, und zwar einer groſſen Volksklaſſe zum Gegenſtand haben: b) Wenn ſie hinlängliche Fonds und Hülfsquellen beſitzen: c) Wenn ſie von unabänderlicher Natur und fortdauernd ſind: d) Wenn ſie bloſſe Befriedigung von Bedürfniſſen ohne moraliſche und ökonomiſche Beßerung: e) Oder endlich mit höhrer Gewalt zu erzwingende Handlungsweiſe zur Abſicht haben. — **Privatadminiſtration**, ſey es einzelner Perſonen, oder freywilliger Geſellſchaften, verdient den Vorzug: a) Wenn die kleine Zahl von Hülfsbedürftigen es möglich, engere Beziehungen und Vertraulichkeit es leicht machen, in den Detail ſpezieller Bedürfniſſe, und der dagegen dienlichen Mittel einzutretten: b) Wenn dieſe Bedürfniſſe von zufälliger und vorübergehender Natur ſind: c) Wenn keine Fonds für gewiſſe

Bedürfniſſe vorhanden ſind, oder ſich Anſtalten aus frey⸗willigen Beyträgen, oder aus ſich ſelbſt erhalten müſſen: d) Wenn moraliſche Abſichten bey einzelnen Armen durch die Behandlungsart erreicht werden ſollen.

Dieſes verdient eine noch etwas genauere Ausführung.

1. **Wo alſo erſtlich Armenanſtalten allgemeine Bedürfniſſe, und zwar einer groſſen Volksklaſſe zum Gegenſtand haben,** ſo ſollten ſie es wohl verdienen, von den Händen der Landesobrigkeit beſorgt zu werden; alſo nicht von der Laune, der Partheylichkeit, dem Eigenſinn oder Eigennutze der Privaten abzuhängen. Solche groſſe Anſtalten erfodern eine Menge Beamtete, und eine gleichförmige, regelmäßige Verwaltung; da denn erſtere ſich kaum zahlreich genung ohne Beſoldung, und beſoldet kaum gewiſſenhaft und thätig genung ohne Oberaufſicht dürfte finden laſſen; letztre aber ohne höhere Autorität und ſtrengere Verbindlichkeit kaum zu erwarten ſtühnde. Da treten nämlich Fälle in Menge ein, wo nur obrigkeitliche Unterſtützung und Anſehen die Beamtete gegen die Anſprüche niederträchtiger Armen ſchützen können. Bey allgemeinen Bedürfniſſen, wie Unterhalt, Kleider, Krankenpflege, Schulunterricht u. ſ. w. ſind, macht die Gabe alles, die Manier hingegen wenig aus, und die kürzeſte iſt hier meiſt wohl die angemeſſenſte. Die Hülfsquellen müſſen groß, und die Einkünfte ſicher und beſtimmt ſeyn, weil die Ausgaben beſtändig dauern. Auch ſind Anſtalten, welche allgemeine Bedürfniſſe zum Gegenſtand haben, in Städten, Ländern, und auf Dörfern gewöhnlich öffentlich. Nicht ſelten erfodert das Beſtreiten der erfoderlichen Ausgaben ſolcher Spenden die Kraft eines ganzen Staates; wenn z. B. Theurung, eine Stockung der Gewerbe u. d. g. die Noth des geringen Mannes vermehret. Auch hat wohl die Landesregierung die meiſte Verpflichtung, für die Klaſſe der gewohnten

gemeinen Armen zu ſorgen; und die Erkieſung der Beamteten erfodert einen weiten Krais von Menſchen, und das gehörige Anſehn zu ihrer Auswahl.

Wo hingegen beſondre Bedürfniſſe von Familien und einzelnen Menſchen, und zumal die Mittel ſie zu retten, die Kenntniß des geheimen Details von den Urſachen und Umſtänden der Armuth, bey einem Handelsmann oder Handwerker z. B. erfodern, wenn anderſt gründlich geholfen werden ſoll, da reicht eine allgemeine öffentliche Pflege nicht hin; da muß ein edelmüthiger Freund, ein Kenner, ein Gewiſſenrath ſeine Dienſte verwenden. Denn in ſolchen Fällen verpflegt zwar die öffentliche Anſtalt die Armen, aber ſie rettet dieſelben nicht.

2). Wo hiernächſt reiche Fonds ſind, da ſind Beſoldungen möglich; da iſt aber auch höhere, zwingende, Rechenſchaft fodernde Oberaufſicht nöthig. Die Verwaltung reicher Fonds von Privatleuten führt allzuviel Reitz mit ſich, dieſelbe mißzuleiten, und, ſey es nun zur Untreu in Behandlung der Gelder, oder zur Partheylichkeit im Ausſpenden, oder zur Beföderung ſchlechter Beamten u. ſ. w. zu verführen. Der Beyſpiele ſolches Fonds nicht zu gedenken, welche in den Händen von aufſichtloſen Partikularen wenig gediehen mochten, ſo lehrt die faſt allgemein unter uns eingeführte Gewohnheit der Stifter derſelben, nach der ſie eilen, wenigſtens die höchſte Aufſicht darüber in die Hände der Regierung, oder ihr untergeordneter Kammern zu legen, und dadurch jedermann von der Sicherheit einer derley Anſtalt zu überzeugen, daß ſie zu denjenigen gehören, deren Verwaltung öffentlich ſeyn muß.

Wo hingegen keine Fonds ſind, fallen nicht nur alle jene Beſorgniſſe weg; ſondern es bedarf weniger nicht, als den Enthuſiasmus edler Privatwohlthäter,

und den ausharrenden Muth thätiger Partikularen, um Armenpflegen auf ſich zu laden, wo die Hülfsquellen ganz zufällig ſind, und von der Laune und Gutmüthigkeit anderer Partikularen abhängen. Nur der ausnehmende Credit ſolcher Armenpfleger, und die fortdauernde Ueberzeugung von der Reinigkeit ihrer Abſichten, und dem guten Erfolg ihrer Bemühungen, welcher die größte Sorgfalt und Anſtrengung erfodert, kann in dieſem Fach auf das Herz des reichen Wohlthäters würken. Die edelmüthigſten Privaten müſſen alſo wohl die Pflege einer Anſtalt verſehen, welche nur mit dem Rufe ihrer Verwalter ſtehet und fällt.

3). Wir unterſcheiden ferner Anſtalten von weſentlicher und immerwährender Nothwendigkeit von ſolchen, die nur zufällige und ſeltene Bedürfniſſe zum Gegenſtand haben; und wünſchten jenen öffentliche, dieſen hingegen die Pflege von Privatperſonen. Auch die gutmüthigſten Partikularen ermüden und erſchöpfen ſich bey immerdauernden Bedürfniſſen; wenigſtens ſterben ſie, und es iſt ungewiß, ob andere in ihre Fußſtapfen tretten werden. Die Landesobrigkeit hingegen ſtirbt nicht aus; ihr Intereſſe, Arme dieſer Art zu berathen, iſt immer das gleiche; und eben darum gehören ſolche Anſtalten ihr zu. Nach dieſer Regel hat vielleicht ein gewiſſer ſonſt groſſer Mann übel gethan, daß er ſein Waiſenhaus durchaus nicht unter die höchſte Pflege des Staats und beſoldeter Beamten übergeben wollte. Wo hingegen unerwartete, zufällige, vorübergehende, heimliche Bedürfniſſe eintretten, ſie ſeyen übrigens klein oder groß, da iſt Privatpflege gewöhnlich thätiger, eindringender und ausharrender, das Wohl eines Bürgers, einer Familie u. ſ. f. zu beſorgen. Wie oft haben nicht Anverwandte, Nachbarn, Freunde, ihre Nachbarn,

Digitized by Google

Verwandten, Freunde weit beſſer gerettet, als eine öffentliche Verwaltung je ſolches thun konnte.

4). Um nicht zu wiederholen, was von der Eintheilung der Armen in gefühlloſe und ehrliebende, in laſterhafte und unſchuldige bereits oben geſagt worden; darf man ſich nur auf das gewöhnliche Menſchengefühl berufen, welches jedermann überzeugt, daß die ehrliebenden und unſchuldigen durch die Hand der Privaten weit beſſer gerettet, gefühlloſe und laſterhafte hingegen nur durch obrigkeitliches Anſehen bisweilen noch zurechtegebracht, und, da leider ihre Anzahl ſo groß iſt, nur vermittelſt der reichen Hülfsquellen öffentlicher Allmoſenämter beſorgt werden können.

B. Die Zwote Frage iſt: **Wenn ſind Privatarmenanſtalten den öffentlichen nützlich? Wenn ſchädlich? Wenn gleichgültig?**

1). Privatanſtalten ſcheinen im eigentlichen Sinne den öffentlichen ſchädlich zu ſeyn, wenn die Gegenſtände ihrer Wohlthätigkeit würklich, nach der Beſtimmung und zufolge der Verwaltung irgend einer ſchon vorhandenen öffentlichen Anſtalt, aus dieſer hinlängliche und zweckmäßige Hülfe genieſſen, oder doch genieſſen könnten. Denn in dieſem Fall werden nicht nur die Armen ſelbſt zur Ueppigkeit, zum Müßiggang und zur Laſterhaftigkeit durch gedoppelte Allmoſen veranlaßt; ſondern es werden andern würdigen Gegenſtänden thätigen Mitleidens, vielleicht ſelbſt öffentlichen Anſtalten, die benöthigten Kräfte entzogen. Die Anwendung hievon iſt leicht auf den Gaſſenbettel, und ſo viele zweydeutige Subſcriptionen, Colleckten, u. ſ. f. zu machen. Dieſe Schädlichkeit der Privatanſtalten für die öffentlichen iſt deſto auffallender; wenn dieſe letztern, vermöge ihrer Einrichtung und ihrer Verwaltung, die edelſten und beßten Zwecke befolgt, die ſodann durch übelverſtandene

Privatwolthätigkeit vereitelt werden; oder wenn gar die öffentliche Anſtalt durch ſolche Privatbemühungen um ihren Credit, und die Direktion um das nöthige Anſehen und die erforderliche Würkungskraft in ihren Operationen gebracht wird. Selbſt wenn dieſe leztre weſentliche Mängel hätte, die aber durch eine Reform oder gänzliche Umarbeitung zu verbeſſern wären, müſſen zuerſt dieſe auf alle Art vorher verſucht werden. Früher iſt jede Privatanſtalt, die ihr zum Abbruch gereichet, wirklich ſchädlich.

2). Nützlich ſcheinen hingegen Privatanſtalten den öffentlichen zu ſeyn, da wo alle dieſe leztern zuſammengenommen gewiſſe Zweige der Armuth nicht umfaſſen, noch vermöge ihrer Fonds, Anlagen und Planen umfaſſen können; wo folglich die erſtern, weit entfernt den öffentlichen an ihren Einkünften, oder in ihren Operationen zu ſchaden, vielmehr den Wirkungskrais derſelben, durch Abnahm eines Theils der noch unbetitelten und unbeſorgten Armuth, beſtimmter, kleiner, und dadurch leichter zu beſorgen machen. — Nützlich ſcheinen ferner Privatanſtalten zu ſeyn, im Fall daß ſie Gegenſtände irgend einer öffentlichen Anſtalt auf ſich nehmen, mit denen dieſe leztre überladen iſt, und die ſie, weil ihre Kräfte nicht für alles hinreichen, vernachläßigen müßte, oder doch durch allzugroſſe Vertheilung der Kräfte, der Aufſicht, u. ſ. f. nur ſchlecht beſorgen könnte. Gleichwie indeſſen Mitarbeit, oder Mitheilung der Kräfte an eine öffentliche Anſtalt durch Privaten, allerdings beſſer als gänzliche Uebernahme der Gegenſtände iſt, wenn anderſt der Plan der öffentlichen eine Erweiterung ihrer Beſtimmung zuläßt; ſo iſt hingegen in Umſtänden, wo keine ſolche Erweiterung möglich wäre, das Errichten neuer Anſtalten mit eingeſchränkten und den ältern ähnlichen Zwecken beſſer, als die Vereinigung und Aufhäufung

vieler Kräfte zu einer Gröſſe, die gerade darum ihre Beſtimmung nicht mehr erfüllen kann. Kleinere Anſtalten können nämlich immer genauer als die groſſen beſorgt werden, und ſind ſolches gewöhnlich auch wirklich. — Nützlich ſcheinen drittens Privatanſtalten, im Fall daß eine ſonſt den gleichen Zweck habende öffentliche Anſtalt auf falſchen, und durch ſichere Erfahrung ſchädlich befundenen Maximen beruhete (die indeſſen durch uralte Sanctionen, Volksglaube, Volksintereſſe, Vortheil mächtiger oder angeſehener Nutznieſſer und Beamteter unverbeſſerlich geworden wäre,) und ſo durch innere und weſentliche Mängel zum Schaden des Vaterlandes gereichen; Müßigang, Luxus, Bettlerſinn, und kurz Verdorbenheit unter den Armen, oder ſelbſt unter einem ganzen Volk verbreiten würde. Das alte Rom, die Kirchengeſchichte u. ſ. f. könnte uns hier Beyſpiele im Groſſen liefern.

3). Gleichgültig würden endlich Privatanſtalten für Arme ſeyn, in ſo ferne ſie unſchädliche Verſuche wären, die eben darum, weil ſie von Privaten gemacht würden, leicht, im Falle das Nichtgerathens, wieder gehemmt werden könnten. Man würde nämlich ſolche Privatverſuche in einzelnen Verwandſchaften, Geſellſchaften, Dorfſchaften, u. ſ. f. bey näherer Erkundigung, ohne Schaden und Geräuſch, entſtehen und wieder untergehen ſehen. Oeffentliche Anſtalten hingegen verlieren gedoppelt, wann ſie ſich mit fehlſchlagenden Verſuchen abgeben; denn der Verluſt des Credits muß ihnen billig noch wichtiger, als die Einbuſſe der gröſten Summen ſeyn. — Gleichgültig ſind ferner Privatanſtalten, wenn ſie ihre Hülfsquellen und Beyträge dem Luxus, nicht andern Armenanſtalten entziehen, um dem Staat unſchädliche, oder gar zuträgliche Inſtitute zu Beföderung der Induſtrie z. B. zu verfolgen, deren Wiederverfall folglich nur den

woltha-

wolthäthigen Privaten nachtheilig, ihr Gedihen hingegen, ſey's nun als Beyſpiel, oder auch als dauernde Anſtalt nützlich ſeyn kann. So hat man unlängſt in unſrer Nachbarſchaft den Verſuch eines Bettlerinſtituts für Fabrickarbeiten — freylich einſtweilig vergeblich — gemacht. Unter gleichen Umſtänden indeſſen ſcheint eine alte Anſtalt immer vor einen neuen, eine öffentliche vor der Privatanſtalt vorzüglich zu ſeyn, ſowohl wegen der durch Gewohnheit ſchon feſtgeſetzten Ordnung und Regelmäßigkeit, die bey der neuen und privaten erſt noch zu erwarten und kümmerlich zu erhalten iſt, als wegen dem allgemeinen Credit, und der daher entſtehenden Feſtigkeit der alten und öffentlichen Anſtalt. Hingegen ſcheint auch die kleinſte Privatanſtalt lobenswerth, die, bey edelm, gemeinnützigem Zwecke, dem Staat unſchädlich, und als Beyſpiel wenigſtens ſehr erbaulich iſt.

So viel über die Frage von öffentlicher und von Privatverwaltung der Armeninſtitute überhaupt; wobey denn freylich in einzelnen Fällen die nähere Beſtimmung von dem Zwecke, der Lage, den Umſtänden herfließt. Glücklich ſind wir, daß auch Privatverſuche unter uns leicht nicht nur Beyfall, ſondern ſelbſt höhere Unterſtützung finden, wenn der Magiſtrat ſie für nützlich hält; und vielleicht noch glücklicher, daß auch bey öffentlichen Anſtalten ſeit kurzem ein Geiſt freymüthiger und zweckmäßiger Reformen herrſcht, der uns Hoffnung macht: Durch das allſeitige Zuſammenwürken auf den groſſen allgemeinen Zweck, das Gebiet der Armuth in allen ſeinen Regionen einzuſchränken, und nützliche Induſtrie zu pflanzen, die ſich ſelbſt erhält, werde unſer Vaterland um ſo viel weiter vom Rande des Elendes entfernt werden.

Auf die beſondere Frage: „Durch welche Mittel hat

„bisher in unſerm Freyſtaate die Regierung in die An„ſtalten der Privatwolthätigkeit eingewürkt? antwortet die Geſchichte: Daß der Magiſtrat von jeher ohne allen Widerſpruch des gedoppelten Rechts ſich angemaaßt, und ſolches von Zeit zu Zeit auch würklich in Ausübung geſetzt hat: Einmal Kenntniß von jeder wichtigen Anſtalt zu erhalten; und hiernächſt dieſelben durch Ermunterungen von verſchiedner Arten zu unterſtützen, oder hingegen durch gewichtige Anſinnungen ſie wieder aufzuheben.

1). Eben die Gründe, welche die Kenntniß des ökonomiſchen Zuſtands eines Landes und der Quellen ſeines Erwerbs für einen Staat wichtig machen; eben die Gründe, welche ihn zur Errichtung öffentlicher Armenanſtalten verpflichten — ſcheinen auch die Kenntniß der Quellen der Armuth, der mannigfaltigen Mittel ihr zu ſteuern, und folglich auch die Bekanntſchaft mit allen wolthätigen Privatanſtalten nothwendig, und um ſo viel mehr zu erheiſchen, da dieſe letztern, wie wir ſchon oben geſehn, auch bey Verwaltnng der öffentlichen nicht ſelten in Betrachtung zu ziehen ſind. Freylich erſchweren unter uns mehrere Umſtände dieſen Zweig der Kenntniß der Armuth und ihrer Privathülfsquellen nicht wenig. Nicht nur liebt überhaupt die Tugend der Barmherzigkeit, je edler ſie iſt, deſto mehr die Verborgenheit; und die Armuth ſelber hinwieder verhüllt ſich, ſo lange ſie kann. Nicht nur muß überall in einem Freyſtaat eine dem Ganzen unſchädliche Freyheit im Gebrauche ſeines Vermögens, und ſeiner über die eigenen Bedürfniſſe vorſchieſſenden Kräfte die mitleidigen Empfindungen beleben; ſondern unſre Verfaſſung ſcheint es mit ſich zu bringen, daß die Landesregierung nicht ſo genau die Oekonomie des einzelnen Bürgers kenne. Allein eben dieſe Verborgenheit ſcheint um ſo viel mehr zu erfodern, daß man ſich die Kenntniſſe unſrer Privatinſtitute wenigſtens ſo gut als

Digitized by Google

möglich verſchaffe, um allenfalls gewiſſen Ausſchweifungen der Wolthätigkeit in Zeiten Einhalt zu thun, und zu verhüten, daß nicht dadurch das Gebiet der Armuth unter uns erweitert, und ein elender Bettlerſinn erzeuget werde, der, wo er einmal ſich eingeniſtet hat, meiſtens unheilbar iſt. Auch wird, wenn wir einzelne Privatwohlthaten und häusliche kleine Anſtalten nicht in Anſchlag bringen wollen, die Kenntniß deſſen, was im Groſſen und Ganzen wichtig iſt, einem forſchendem Blick nicht überall entgehen können. Die frommen Tabithas bleiben in unſerm kleinen Zürch nicht lange verborgen; und nur die wenigſten unſrer Wolthäter geben ſich die Mühe, durch künſtliche Wendungen die Wege ihres Wohlthuns zu verheimlichen. Man ſammelt ſelten groſſe Collekten und Beyträge für irgend eine Armenpflege, die nicht mehrern Perſonen bekannt werde. Geheime Familienunterſtützungen aber, wo ſich der Ueberfluß der einen in den Mangel der andern ergießt, ſcheinen durch eine Art von Gleichgewicht, das dadurch unter jenem Ueberfluß und dieſem Mangel hergeſtellt wird, fürs Ganze weniger wichtig zu ſeyn.

2). Derjenige Einfluß aber, den die Regierung in die Leitung der Privatwohlthätigkeit unter uns von Zeit zu Zeit würklich, und ſelten ohne glücklichen Erfolg gehabt hat, äuſſerte ſich meiſt auf eine der folgenden Weiſen.

a). Durch **Entziehung unwürdiger Gegenſtände**; wohin die Entfernung fremder und einheimiſcher Bettler, die Verjagung alles verdächtigen Geſindels, die Einſperrung von Taugenichtſen ins Zuchthaus u. ſ. f. gehören.

b). Durch **Empfehlung würdiger Gegenſtände** und ganzer Anſtalten: So empfahl ſie in beträchtlichen Unglücksfällen durch den Mund der Geiſtlichen die Verunglückten zu Kirchencollekten; durch Abgeſandte, Beamtete und Staatsbediente zu Hauscollekten — wenigſtens

durch Bewilligung, welche für unſer Volk ſchon Empfehlung iſt.

c). Durch Eröfnung neuer öffentlichen Anſtalten, die ganz oder zum Theil ihre Hülfsquellen aus Beyträgen der Privaten ziehen; oder durch Billigung von ſolchen, die von Privaten und Privatgeſellſchaften eröffnet worden; wie z. B. die Neue Stiftung für Predikanten-Wittwen, der Neue Schulfond, und auch zum Theil das Neue Waiſenhaus geweſen iſt.

d). Durch Erſchwerung und Abrathen der ihrem überſchauenden Blick gemeinſchädlich, und hingegen Erleichterung und Beyſpiel von Beyträgen, zu in ihren Augen gemeinnützigſcheinenden Handlungen und Anſtalten.

e). Durch Voranſtalten, einziehende Berichte, Anſinnungen, ehe der Fall würklich eintrat, oder durch kluge Leitung der Wohlthaten, vermittelſt Perſonen auf die ſie ſich verlaſſen konnte.

Noch ſind zwo Anſtalten, von denen ich nicht weiß, ob ſie, wegen der Art ſie zu äufnen, nicht ein Drittes zwiſchen öffentlichen und Privatanſtalten ausmachen? Ob ſie mehr zu würklichen Armenanſtalten, oder zu Contrakten zu zählen ſind, welche beyde obrigkeitlich durch Empfehlung und Beyfall geſichert, die eine indeſſen durch reguläre Anlagen von Particularen unterſtützt, die andre aber ebenfalls durch regulare, aber freywillige Beyträge bereichert wird; der Predikanten-Wittwenfond nämlich, und die Feuerasſecurations-Caſſe. Jener erſtere iſt das einzige Inſtitut, wovon ich wißte, daß die Beyträge zu einer Anlage auf alle Pfründen, unter Androhung einer noch gröſſern Einbuſſe, gefodert werden. Die verſchiedenen daher entſtandenen Bewegungen, und das Ungewöhnliche dieſer Anſtalt machen mich alſo glauben, daß ich mit Unrecht die Auflagen als eine

f.) Sechste Manier unſrer Regierung, ſich in Privat-

wohlthaten zu miſchen, anſehen würde. Denn die von den Zunftgütern und andern groſſen Fonds geſuchten Beyträge zu den Inſtituten des neuen Waiſenhauſes und der Kunſtſchule ſind, meines Bedünkens, von jenem Falle verſchieden geweſen.

Vierter Abſchnitt.

Aus was für Hilfsquellen ſollen die Armen beſorgt werden?

Dieſe wichtige Frage dünkt mich wieder in verſchiedene andere ſich aufzulöſen. Z. B. Iſt es beſſer, die Bedürfniſſe der Armuth unter unſerm Volke aus freywilligen Beyträgen der Privaten, oder aus Abgaben derſelben zu beſtreiten? Wann iſt es rathſamer, Fonds zu ſammeln? Wann, die Armuth dem allgemeinen Mitleiden ohne eigene Quellen zu überlaſſen? In welchen Fällen endlich iſt ein Mittelweg zwiſchen den beyden ſchon genannten zu empfehlen?

Dieſe Fragen ſcheinen gänzlich überflüßig in einem Lande zu ſeyn, wo die Staatseinkünfte ſo groß ſind, daß ſie auch die unermeßlichen Bedürfniſſe aller Armuth umfaſſen können. Freylich weiß ich nicht, ob es einen ſolchen Staat unter der Sonne giebt? Bey uns iſt allerdings dieſes der Fall nicht; und daher die Frage natürlich: Ob die Armen füglicher der freywilligen Wohlthätigkeit ihrer Brüder überlaſſen, oder hingegen durch ſichre und beſtändige Auflagen beſſer beſorgt werden? Makfarlan hat für England die Unwahrſcheinlichkeit des letztern gezeiget. Auch iſt oben ſchon bemerkt worden, daß veranſtaltete regelmäßige Abgaben zum Beßten der Armuth: a.) Nach der freyen Denkensart unſerer Mitbürger unleidlich: b.) Nach dem Laufe der Dinge nicht hinreichend ſeyen: c.) Den Volkscharakter herabwürdigen:

d.) Eine Menge Beſoldungen und Aufſichten nach ſich ziehen, und ſo in jeder Rückſicht ſchädlicher als freywillige Beyträge ſeyn würden. Wir könnten, was den erſten Punkt betrift, hierüber kein auffallenderes Beyſpiel anführen, als die Zeiten des dreyßigjährigen Deutſchen Krieges; während deſſen Laufe gegen 30. öffentliche Steuern, welche jedesmal eine für dieſe Zeiten ſehr groſſe Summe betrugen, mit dem beßten Willen der ganzen Stadt meiſt für ausländiſche Unglückliche eingeſammelt worden; da hingegen zu gleicher Zeit andre nur nothgedrungen ergriffene Mittel zu Erleichterung groſſer einheimiſcher Uebel nicht wenig Murrens erweckt. Auch kenne ich keine einzige Art von Anlagen auf Privaten zum Beßten der Armen unter uns; man wollte denn die ſogenannten Synodalſteuern dahin zählen, womit unſre Pfarrpfründen beleget ſind; wobey indeſſen der namhafte Unterſchied zwiſchen Privatvermögen und Amtseinkünften, zwiſchen Wohlthätigkeit für andere, und für eigene Wittwen und Waiſen, nach Billigkeit in Anſchlag zu nehmen iſt.

Ob Fonds, oder keine, d. i. ob dauernde Anſtalten, oder vorübergehende Wohlthaten, in eint und andern Fällen zuträglicher ſeyen? läßt ſich vielleicht nach folgenden Beſtimmungen in ein helleres Licht ſetzen.

In der menſchlichen Natur gegründete, niemals ganz vertrocknende Quellen von Armuth und Elend ſcheinen nothwendig eigenthümliche, verhältnißmäßig groſſe, und wie ein Heiligthum unantaſtbare Fonds und Capitalien zu erfodern.

Zufällige und vorübergehende Uebel, die aber oft wiederkommen, und periodiſcher Natur ſind, ſcheinen am Beßten berathen zu werden — durch verhältnißmäßige Fonds, die aber nicht ſo eigen ſind, daß ſie nicht im Falle des Ueberfluſſes andern Fonds von ihren Intereſ-

ſen mittheilen, oder im Falle beſondrer Bedürfniſſe von andern hinwieder entlehnen dürften.

Ganz zufällige, ſeltene, nicht vorzuſehende Unglücksfälle haben die gerechteſten Anſprüche auf andrer Menſchen Mitleiden, und finden in dem Privatvermögen ſattſame Fonds, ohne daß für ſie dauernde Anſtalten nöthig wären.

Man hat hiebey zwey Regeln gefolgt, die an ſich keinem Widerſpruch unterworfen ſind: Der Regel der Klugheit erſtlich: Allen Uebeln, die man vorausſehen, und einigermaaſſen calculieren kann, ſchon in den Anfängen und zum voraus zu ſteuern; und zweytens dem Geſetze der Sparſamkeit, nach welchem mit den kleinſten Mitteln der Zweck erreicht, und nicht an einem Orte mehr gedrückt als am andern erleichtert werden ſoll. Immer mag es bequem ſeyn, für künftige, ſelbſt für ungewiſſe Uebel, müßige Fonds und reiche Anſtalten ohne Beſtimmung vorzufinden; allein wie gerecht, wie gemeinnützig ſolches ſey — iſt eine andere Frage.

1). Wenn geſagt wird, daß für immerflieſſende Quellen von Armuth und Elend Anſtalten mit ſichern Fonds, und eigenen, verhältnißmäßigen Einkünften ſeyn ſollten; ſo ſcheint dieß nicht nur aus der Natur der Sache ſelbſt, ſondern auch aus den Beyſpielen aller polizierten Staaten, und aus den ſchlimmen Folgen weniger gründlicher Anſtalten zu flieſſen. In Abſicht auf den letztern Punkt wird nämlich einer Anſtalt, welche beſtändigen Uebeln ſteuern ſoll, eine zufällige Einnahme auf mehr als eine Weiſe gefährlich. Laßt uns z. B. eine Armenanſtalt ſetzen, die mit jährlichem Aufwand von 1000. fl. ein dringendes Bedürfniß, eine Claſſe von Armen, befriedigen, und von dieſer Seite den Staat unterſtützen ſoll. Laßt nun dieſe Einnahme zufällig ſeyn; indeſſen, nach einem billigen Mittelſchlag, der Aufwand dem

Digitized by Google

gemachten Plan zufolge gewiß iſt. Laßt uns z. Ex. eine Anſtalt denken, 4. arme Burgersſöhne zu den beßten Künſtlern in die Lehre zu thun, welche ungefähr 1000. fl. erfoderte. Nun aber ſteige der Zufluß der Einkünfte in einem Jahre auf 1200. im andern hinwieder falle er auf 600. fl. hinab, im dritten vertrockne er noch mehr; und doch machen 4. Knaben gegründeten Anſpruch auf jene 1000. fl. Dadurch daß die Anſtalt jetzt 150. fl. jetzt 300. fl. für Lehrgelder bezahlen kann, wird ſie bald gute Köpfe ſchlechten Meiſtern, bald ſchlechte guten Meiſtern anvertrauen; wird auf Abverdienen des Lehrlohns, auf ſchicklichen Nebenunterricht u. ſ. w. zurückgreiffen müſſen; und, ſtatt jährlich 4. junge Bürger auf den Weg gründlichen Glücks zu ſtellen, lebenslänglich zu verſorgen, und zugleich einen Zweig nützlichen Erwerbes im Staat durch ſie blühend zu machen, eine Pflanzſchule von mittelmäßigen Meiſtern, oder gar von Pfuſchern anlegen. So giebt es ferner Anſtalten, wo Gebäude, Beſoldungen der Beamteten u. ſ. f. einen guten Theil der Einkünfte wegnehmen. Wenn nun da die nöthigen Einnahmen ausbleiben, oder gemindert werden ſollten, ſo werden gewiß die Beamteten, und kurz was Mittel nicht Zweck iſt, darum nicht dahintenſtehen, oder hierunter leiden wollen. Und ſo müßte der Unglückliche, für den doch die Anſtalt urſprünglich geſtiftet worden, zuerſt ungetröſtet bleiben, nur weil, bey gewiſſen Ausgaben, die Einkünfte zufällig ſind. Man denke ſich z. B. eine Krankenanſtalt, die wegen der Ungewißheit der Einnahme die Kranken abweiſen, oder ſchlecht bedienen, oder ihre Heilung erſchweren müßte, indeſſen das Publikum ſich beredete, daß ſeine Kranken beſorgt werden, und darum ſich nicht weiter darum bekümmern würde. Da wird alſo, wenn in der Anſtalt die Einnahme bey ſichern Ausgaben zufällig, und keine Fonds vorhanden ſind, nicht

nur von einem Theile des Plans abgewichen, eine Zahl der Unglücklichen preißgegeben, und ſo die Hofnung des Publikums getäuſcht werden; ſondern je zuſammenhängender der Plan, je entſprechender dem Bedürfniß, und je gründlicher er iſt, deſto eher wird er auch in ſeiner Gründlichkeit verlaſſen, und damit ein Uebel geſtiftet werden, welchem leichter durch gänzliche Unterlaſſung dieſer, und Einrichtung einer andern Anſtalt, wäre geſteuert worden.

Man würde ſich in Fällen von denen wir reden, mit Unrecht auf die angebohrene mitleidige Empfindung des Elends andrer bey den Menſchen überhaupt, und bey unſerem Volke insbeſonders verlaſſen, und darüber verſäumen ſichere Fonds zuſammenzulegen. — Denn, geſetzt auch, dieſe mitleidigen Empfindungen für gewiſſe Claſſen immerwährenden Elends herrſchen würklich, ſo können Zeiten kommen, wo das Vermögen das Nöthige beyzutragen dem guten Willen nicht entſpricht; wo der einmal angefangene Plan, oder ſeine Adminiſtration weniger Beyfall findet; wo nähere, dringendere, mehr Aug und Herz rührende Gegenſtände des Mitleidens die ſchon in der Hand liegende Gabe dem Inſtitut ohne Fonds entreiſſen; wo ehrgeitzige oder merkantiliſche Pläne, Lotterien, Schauſpiele, Luxus — und wie viel tauſend andere Ableiter der thätigen Menſchenliebe? — jene erwarteten Beyträge verſchlingen. Woraus denn nicht nur folgt, daß ſelbſt die beßtentworfene Anſtalt ins Stecken geräth; ſondern auch daß, wann die Quelle des ungetröſteten Elends fortfließt, ſie ſich über andre Anſtalten, die ebenfalls ihre Zwecke haben, verbreitet; dieſen von ihren nothwendigen Zuflüſſen raubt, oder dann unbeſorgt zunimmt, bis ſie nicht mehr zu dämmen iſt.

Ich enthalte mich, allzubekannte Beyſpiele aus unſerm Vaterland oder von andern Nationen anzuführen,

welche bey dem Urſprunge von Anſtalten für immerwährende Bedürfniſſe, wie Heilung der Krankheiten, Unterricht der Kinder u. ſ. w. iſt, zugleich für Errichtung zweckmäßiger Fonds geſorgt, und die Anſtalten ſelbſt eben dadurch Jahrhunderte hindurch blühend und dauerhaft gemacht haben; wie denn auch unſre Landesväter die Nothwendigkeit ſolider Fonds für alle ähnliche Anſtalten ſchon vorausgeſetzt haben, als ſie vor wenigen Jahren eine Waiſenanſtalt errichtet, und auch ſeither auf die Reformation zweckwidriger und geldfreſſender Mißbräuche verſchiedner andrer Armeninſtitute gearbeitet haben. Und kurz, alle Stifter wohlthätiger Anſtalten derjenigen Art, von welchen hier die Rede iſt, haben es ihre erſte Sorge ſeyn laſſen, ſolche Fonds zu ſammeln, und dergleichen Einrichtungen zu treffen, daß es dem Plane nie an denjenigen Hülfsquellen mangeln möchte, die er vorausſetzt, und mit denen allein er vollführt werden kann. Es erfodert demnach nichts geringeres als den hohen Grad von Fanatiſmus, welchen der Stifter des Halliſchen Waiſenhauſes hatte, und gerade auch ein Zeitalter wie das ſeinige, wenn man lange und koſtbare Anſtalten auf bloß zufällige Beyträge bauen will. Wenigſtens iſt es andern, mit gleicher frommer Unvorſichtigkeit nicht gelungen; und unſer Jahrhundert ſcheint überhaupt eben nicht mehr einer ausdauernden Schwärmerey im Wohlthun fähig zu ſeyn. Nichts iſt alſo natürlicher, als die Regel: Dauernde Uebel erfodern dauernde Hülfsquellen.

2.) Es giebt demnach eine periodiſche Armuth, deren Eintreten und Verſchwinden indeſſen nicht genau beſtimmt werden kann, weil ſie von unvorzuſehenden und zufälligen Umſtänden abhängen. Familien ſinken und ſteigen, aus oft nicht von ihnen ſelbſt herrührenden Urſachen. Kaufmänniſche und andere Erwerbe, die mit Zufall viel Verkehr haben, können Stockungen, Epochen,

Digitized by Google

Epiſoden von drückenden Umſtänden erfahren. Viehſeuchen, und anſteckende Krankheiten, können unter Menſchen, Froſt, Hochgewitter u. ſ. f. können in gewiſſen Gegenden einſtweilig Revolutionen verurſachen, ohne daß die näheren Quellen derſelben bekannt ſind, oder leicht abgewandt werden könnten. Es giebt Ebbe und Fluth in der Zahl unſers Klerus, welche viele Familien ins Gedränge bringen. Der Handwerkſtand ſchwellt ſich hie und da an, und wird durch Wechſel der Mode, und viele andre Zufälle aufs Trockene geſetzt; nicht ohne Hofnung in Zukunft wieder aufs neue emporzukommen. Es giebt alſo der Fälle mehr, die jedem gut bürgerlichdenkenden Manne den Wunſch abnöthigen: Es möchten, wenn dieſe Uebel einzeln, oder wenn mehrere derſelben zugleich eintreten, Anſtalten und erprobte Mittel, ſeyen es nun Mittel vorbiegender Hülfe, oder ſolche die dem Uebel in ſeinen Anfängen zu wehren, oder endlich die es zu mildern und die Leidenden zu tröſten im Stand ſind, vorhanden ſeyn. Allein, da dennoch alle dieſe Cataſtrophen zufällig, und von vorübergehnder Natur ſind; da ſie längere oder kürzere Zeit ausbleiben, vielleicht einige überall abgewandt werden können; da ſie ſelten zu gleicher Zeit eintreten, einige ſogar einander entgegengeſetzt ſind (wie z. B. Gedränge in den Handwerken und im geiſtlichen Stande zugleich ſich ſelten treffen); die dagegen vorzukehrende Hülfe oft nicht gar groſſe Kräfte erfodert, u. ſ. f. ſo ſcheint es unbillig: Beſtändige, ſichre, reiche Fonds, für blos halbgewiſſe, und nur einzelne Zeiten und Klaſſen drückende Uebel zu errichten, die durch ihre beſtändig treffende Laſt vielleicht nützlichen Fleiß zurückbringen, und Armuth am einten Orte gewiß pflanzen würden, indem ſie dem bloß vermuthlichen Einbruche derſelben an einem andern Orte ſteuern wollen.

Sollte alſo der Wunſch und Gedanke ungereimt ſeyn,

daß zwar Viehſeuchen⸗Brand⸗Gewitter⸗Caſſen , und mehrere andre für ähnliche Unglücksfälle errichtet werden; daß Geſchlechter⸗Fonds u. ſ. w. ſeyn möchten, ſinkende Familien und Communen vor Armuth und Elend zu retten; aber weder ſo ſtark, daß die Beyſteuern zu ſolchen Anſtalten drückender, als die zu hoffende Hülfe ergiebig, und der Reichthum ſolcher Fonds gröſſer, als aller Wahrſcheinlichkeit nach das befürchtete Uebel, und zugleich eine Anreitzung zu Liederlichkeit, Nachläßigkeit und Zuverſicht ſeyn würden; noch daß ſolche ſo genau auf irgend einen Fall von Unglück eingeſchränkt werden möchten, daß dieſe Fonds und Caſſen in ähnlichen aber nicht ausdrücklich genannten Fällen nicht mit gutem Gewiſſen angetaſtet werden dürften; ſelbſt dann nicht, wann, der eigentlichen Beſtimmung zufolge, lange kein Gebrauch davon gemacht werden könnte, und Zinſen ſich immerfort zu unnützen Capitalien häufen würden. Wie nützlich müßte es ſeyn, und wie gerecht, wenn in Fällen der Noth, Caſſen und Fonds, die der gleichen Klaſſe von Menſchen, derſelben Familie angehören, ſich über mehrere und verſchiedene Arten von Unglücksfällen verbreiten dürften; oder wenn eine Caſſe der andern zu Hülf kommen könnte.

Die Erfahrung lehret uns, daß reiche Fonds ohne beſtimmte Gegenſtände der Armuth, entweder Luxus, Müßiggang, Sorgloſigkeit, allzu blindes Zutrauen der Theilnehmer nähren; indeſſen würdige, aber dem Titul und Geſchlecht nach anſpruchloſe Gegenſtände gar nicht, oder doch nicht hinlänglich erquickt werden; oder aber die Fonds von allzugenauen und ſtrengen Adminiſtratoren immerfort gehäuft, und zu einer unnützen Höhe des Reichthumes angeſchwellt werden.

3.) Eine dritte Klaſſe von Uebeln läßt ſich entweder gar nicht, oder nur äuſſerſt unwahrſcheinlich vorausſe⸗

Digitized by Google

hen. Und von dieſen ſcheint behauptet werden zu dürfen, daß ſie, beſonders bey unſerm Volke, in der Güte ſeines wohlthätigen Characters eine überflüßige Quelle von Hülf und Troſt finden, und ſchlechterdings keiner eigenen Fonds bedürfen. — Daß ein benachbarter Monarch ſeine dißentirenden Unterthanen um der Religion willen verbanne; daß Feuersbrunſten ganze Dörfer und Städte in die Aſche legen; daß Reif und Hagel ganze Landſchaften verheeren, ſind ſeltene, nicht leicht zu berechnende Fälle; indem keine bisherige Erfahrung uns berechtigt, aus dergleichen einzelnen Beyſpielen auf mehrere künftige zu ſchlieſſen. In ſolchen Umſtänden war die thätige Menſchen- und Vaterlandsliebe unſrer Mitbürger und Laudleuthe noch immer eine zuverläßigere Hülfsquelle, als alle vorhandenen Fonds kaum ſeyn könnten, die noch überdas jenen Vortheil der Steuern nicht mit ſich führen, welcher darinn beſteht: Die Herzen der Geber und Empfänger näher zu verbinden; National- und Dorfhaß zu mindern und zu tilgen; Städter und Bauern, freye der Regierung fähige Bürger und unterthänige Landleuthe mit einander auszuſöhnen; Empfindungen des Mitleidens und der Dankbarkeit, der Güte und Theilnehmung zu nähren; und das Glück empfinden zu laſſen, in einem ſolchen Volk und Vaterlande zu leben; die Schickſale, die guten und ſchlechten Jahre allen Claſſen der Nation gleich nnd gemeinwichtig zu machen. Niemals, ſag ich, hat die Menſchlichkeit und das Mitleiden unſers Volks die Armuth in ſolchen Fällen ungetröſtet gelaſſen; beſonders wenn ein rührender Anblick, oder das vergröſſernde Gerücht, oder die Beredſamkeit der Prediger, und andre zufällige Umſtände die Collekte unterſtützten.

Hiezu kömmt noch die Betrachtung: Daß für unwahrſcheinliche, weit entfernte, kaum zu vermuthende Uebel nicht leicht irgend eine Gröſſe der Fonds angenommen

werden könnte, und, was für eine man auch beſtimmen möchte, dieſelbe leicht zu klein ſeyn, und alſo immer noch eine Art von Collekte nöthig machen dürfte. Groſſe Fonds aber, wenn ſie aus regulären Beyträgen geäufnet werden müſſen, machen, ohne gewiſſe und ſichtbare Verwendung, das Beytragen mehr als keine andre Auflage zur beſchwerlichen Laſt; rauben die Hülfe dringenden Uebeln oder Bedürfniſſen, und heben die ſanften Bande zwiſchen Mitbewohnern eines Landes beſtändig mehr auf. Man hat Anſprüche an Fonds, zu denen man ſelbſt beygetragen; aber keine an die Beyträge der Güte, welche immer freywillige Opfer bleiben. — Glücklich iſt unſer Land, das nicht, wie England, ſich ſelbſt alljährlich, und alljährlich immermehr, zum Behuf der Armen beſteuern muß, weil ihre Beſorgung dort gänzlich ein Zweig der Polizey geworden iſt. Bey uns hängt eine gute Verwaltung von Richtern ab, die ihre Gabe nur zurückbehalten dürfen, um die Verwalter außer den Fall zu ſetzen, mit der Armuth willkührlich handeln zu können, oder unzulänglichen Planen zu folgen. Auch iſt die unpartheyiſche und nach den Bedürfniſſen der Unglücklichen angemeſſene Austheilung der Kirchen- und andrer groſſen Collekten in nachfolgenden Fällen immer mit eine neue Empfehlung geweſen.

Fünfter Abſchnitt.

In wie ferne ſollen die Armen beſorgt? In wie ferne ſich ſelbſt und dem Schickſal überlaſſen werden?

Offenbar kann man der Sache zu viel, und auch zu wenig thun! Es entſtehen daher die wichtigen Fragen: Mit welcher Ueberſicht des ganzen Armuthſtandes, mit welcher Rückſicht auf die einzelnen Bedürfniſſe einzelner Armen, in wie weit, und wie lange ſollen die Armen beſorgt werden, um den groſſen Zweck aller Anſtalten zu

erreichen, das Gebiet der Armuth im Ganzen einzuſchränken, und unſer Volk zur Selbſtſtändigkeit zu erheben.

1.) Meine erſte Regel ſey dieſe: Die ſämtlichen Armen einer Stadt oder eines Landes ſind als ein Ganzes anzuſehen, das in allen ſeinen Theilen zugleich, mit überſchauendem Blick betrachtet, berathen und beſorgt werden muß: Ein Ganzes, das unſtreitig der Verminderung und Vermehrung fähig iſt; deſſen einzelne Theile ſogar aufhören können, indeſſen neue und bisher unerhörte Claſſen von Armuth entſtehen; das aber, ſo wie es zu jeder Zeit beſchaffen iſt, gekannt, überſehen und ganz beſorgt werden ſollte, wenn jemals der Armuth von Grund aus und im Ganzen geſteuert, oder auch nur abgeſehen werden ſollte, ob ihr gründlich geſteuert werden könne und ſolle, oder nicht? Der Mangel dieſer Ueberſicht, die Hülfe welche einzelnen Theilen ohne Rückſicht aufs Ganze geleiſtet worden, die kurze Hinſicht auf mehr hervorragende, oder zeitliche, dringende, einzelne Bedürfniſſe gewiſſer Claſſen von Armen, worüber die Zukunft und das Ganze aus dem Aug verlohren wird, iſt eine wichtige Urſache der beſtändigen Fortdauer und Vermehrung der Armuth eines Landes. Meine Gründe ſind folgende: a.) Die Beyträge ſowohl aus eigenen Fonds als von Privaten, ſteigen nur auf ein gewiſſes Quantum; ſind eingeſchränkt, und beſtimmbar. Ueberſieht man nun die Bedürfniſſe nicht alle, welche aus den Beyträgen beſtritten werden ſollten; theilt man die Summe nur unter einzelne Theile ohne Rückſicht auf alle Armen aus, nach keinem aufs Ganze ſich beziehenden Plan, ſo wird die Pflege zu kurz kommen, und ein Defekt entſtehen; die Armen der einen Claſſe werden in Verzweiflung dahinſchmachten müſſen, indeſſen die aus einer andern Claſſe in Ueppigkeit ſchwelgen. b.) Ohne Rückſicht und Ueberſchauung des Ganzen läuft die Armen-Oekonomie Gefahr unvermu-

thete Poſten in ihre Rechnung aufnehmen zu müſſen, die ſie nicht mehr beſtreiten kann. Arme, die nicht betrachtet und unterſtützt werden, müſſen ſich alsdann irgendwo ſonſt an Wohlthäter hängen; und kleine Uebel, denen im Anfange leicht würde zu ſteuern geweſen ſeyn, werden dergeſtalt unbeſorgt oft eine Quelle von gröſſern. Wenn nicht für den erſten Verpeſteten Anſtalt mit wenigen Unkoſten getroffen wird, ſo ſteckt er vielleicht ein ganzes Land an, und ſtürzt es in unendliche Verwirrung. Die Vernachläßigung eines kümmerlich lebenden Handwerkers bürdet bald dem Staat eine ganze un- oder übelerzogene Haushaltung auf. Wie alſo ein ſorgfältiger Hauswirth keine einzige Rubrick ſeiner Ausgaben im Plane ſeines Hausweſens unbemerkt läßt; eben ſo nothwendig ſcheint der Armenpflege die Sorge für alle Rubricken der Armuth, damit nicht durch ihre Schuld und durch ihre einſeitige Anſtalten die Summe der Bedürfniſſe ſo wachſe, daß wegen neu hinzukomnender das Ganze nicht mehr beſtehen könne. c.) Vornämlich aber ſcheint Ueberſchauung des Ganzen und planmäßige Behandlung aller Armen darum nothwendig, weil nur ſo die Verhältniſſe und die Wichtigkeit der einzelnen Zweige der Armuth und der Bedürfniſſe der Armen richtig geſchätzt und beſorgt werden können. Einzelne Gutthäter nun ſind wohl zu dieſer Schätzung weder tüchtig noch verbunden; ſie tröſten einzelne Arme, wie dieſe vorkommen, und ſo wie jene ſolches zu thun im Stand ſind. Auch Familien und Geſchlechter haben wohl keine eigentliche Pflicht, auf Verhältniſſe zum Ganzen zu ſehen. Allein dem öffentlichen Armenpfleger, dem Patriot und Staatsmanne, kömmt dieß allerdings zu. Durch die Kenntniß des Ganzen, der Ausdehnung und Wichtigkeit der einzelnen Theile, der guten und ſchlimmen Folgen, der Beſorgung und Nichtbeſorgung der eint oder andern Armen für das

Wohl

Wohl des Staats, bekömmt er erſt einen ſichern Maaſsſtab, den Strohm der Gutherzigkeit zu leiten, und die würdigſten, hilfsbedürftigſten Armen von andern zu unterſcheiden; und ſo kann er auf die beßten, und nach den Kräften des Staats möglichen Mittel denken, das Gebiet der Armuth im Ganzen einzuſchränken, und die heilſamſten Zwecke zu befödern.

2.) So wie das Vermögen des ganzen Volks ſehr in Betrachtung kömmt, wenn es darum zu thun iſt, zu beurtheilen, in wie ferne die Armen ſamt und ſonders können beſorgt werden, alſo nicht jedes Städtgen ein Waiſenhaus, nicht jeder Staat ein Zuchthaus anlegen kann, ſo gehört eine andre Betrachtung mit in dieſe Berathſchlagung; ich meyne die: Was für das Beßte der Armen ſelbſt das Zuträglichſte ſey?

Es iſt nämlich von Seite der Armen gewiß: Daß ſie, nur in ſo ferne ſie Arme ſind, unterſtüzt werden ſollten, und daß man daher alle von ihnen zu fodernde und zu erwartende Hilfe würklich fodern und brauchen ſollte. Müßiggang, Wohlleben, Kleiderpracht, Gemächlichkeit und jede Art des Luxus bey Armenpflegen iſt daher eigentliche Verſchwendung, die dem Wohlſtand des Staats und der Sittlichkeit gleich nachtheilig iſt; ein Raub, den man an dem Arbeitfleiß und Vermögen des begüterten und thätigen Bürgers begeht, der oft von ſeinem Schweiß üppigen Armen zollen muß. Ohne alſo in die unfreundlichen Geſinnungen derer einzutretten, welche glauben, daß man den Armen ſeine Laſt, zu ſeiner eigenen Seelenkur, fühlen laſſen ſollte (welches von den einten wohl richtig, von andern aber nicht ohne Grauſamkeit geſagt werden kann); ſo iſt wenigſtens immer eine allzuwohlthätige Armenpflege auch eine allzureitzende Einladung zum Genuſſe; und das ausgeſuchteſte Mittel, Armuth

in einem Lande zu pflanzen, weil ſo viele Menſchen lieber unter dem Titel der Armuth bequem und ſorglos anderer Beyträge genieſſen, als dem Staat durch Arbeit die Armenbeſorgung erleichtern wollen. Alle Armenanſtalten alſo, ohne Ausnahme, ſollten die noch vorhandenen, zu ihrem Zwecke brauchbaren, Kräfte der Armen benutzen. Nur ganz kraftloſe Menſchen haben Anſpruch auf Ruhe, die ihre Natur und Lage erfodert; und, giebt es Anſtalten, welche auch die mit Kräften begabte müſſig und unthätig nähren, ſo ſchränken ſie ſelbſt unnöthiger Weiſe ihren Wirkungskreis ein, und laſſen wenig Einzelne verzehren und genieſſen, was ſowohl für dieſe bey Anſtrengung ihrer noch vorhandenen Kräfte hinlänglich, als auch andern nützlich ſeyn könnte. Allein nicht nur das; ſondern eine ſolche üppige Behandlung des Armen iſt auch moraliſche Verſchwendung, die ihn, den Empfänger der Wohlthat ſelbſt, unglücklich machet, indem ſie ihn, gegen die Abſicht und Ordnung der Natur, die uns alle Leibes- und Seelenkräfte nutzen und anbauen heißt, zur Unthätigkeit, Sorgloſigkeit, Erſchlaffung, Müßiggang, d. h. kurz zur Quelle von tauſend Uebeln verleitet. Laßt alſo immer kraftloſe Alte, unheilbare Kranke, Wahnſinnige, und andre Menſchen von denen keine Hülfe, kein Troſt für das thätige Leben und zum Behuf der Armenanſtalt zu erwarten iſt, ganz und Zeitlebens nach ihren verſchiedenen Charaktern der Gnade leben: Allein eben ſo dringende Nothwendigkeit, beydes für die Anſtalt und für den Armen ſcheint es zu ſeyn, jede Kraft zur Thätigkeit aufzurufen, jedes Talent anzufriſchen; die Armen zu lehren oder zu zwingen, ſich durch eigene Kunſt und Fleiß ihr Elend zu erleichtern; wo möglich, ſich ganz aus dem Kreiſe deſſelben und den Feſſeln der Abhängigkeit herauszuziehen, oder doch andern ſo wenig, als es ſeyn kann, zur Laſt zu fallen. Dieſe

Bedingniß der Armenpflege beruhet auf ſo allgemein anerkannten Grundſätzen der Billigkeit, Sittlichkeit und Staatsökonomie, daß es nicht nöthig ſcheint, dieſelben in mehreres Licht zu ſetzen; ob ſie gleich auch diejenige Bedingniß iſt, welche unter allen am wenigſten beobachtet zu werden ſcheint, wo nicht die Armenanſtalt ſelbſt die Beſorger nöthigt, alles mögliche zur Erſparung zu thun. Auch kennt man Beyſpiele, daß man etwa in jenes andre Aeuſſerſte verfällt, und ſelbſt gegen Unglückliche und Kraftloſe hart und ſogar grauſam werden kann. Schon Howard bemerkte auf ſeinen Reiſen, daß ſich keine Armenanſtalt aus ſich ſelbſt, und aus dem Verdienſte ihrer Theilnehmer erhält: Noch ein Grund mehr, alle Kräfte zu benutzen; aber darum freylich nicht, durch allzuſtrenge Foderungen und Härte der Aufſicht, dieſelben noch vollends zu verzehren, und den Unglücklichen gänzlich troſtlos zu laſſen. — Schwer, aber wichtig, ſie zu finden, iſt auch hier die göldene Mittelſtraſſe, welche zwiſchen unthätigem Genuſſe, und hinwieder Ueberladung ſchon geſchwächter Kräfte glücklich hindurchführt.

Sechster Abſchnitt.

Wie ſollen die Armen beſorgt werden?

Dieſe Aufgabe wäre unter allen die ſchwierigſte, wenn wir im Detail hierüber reden müßten. Allein, da es nur um allgemeine Grundſätze, aus der Natur des Menſchen überhaupt, und der Armuth und ihrer Bedürfniſſe insbeſonders hergenommen, zu thun iſt; ſo wag' ich es, der öffentlichen Prüfung folgende allgemeine Beſtimmungen vorzulegen, und aus denſelben einige andere davon abhängige Fragen zu beantworten.

I. Armenanſtalten müſſen nicht alle Arme gleich be-

handeln; müſſen nicht Geld zum allgemeinen Gegenwerth jeder Art von Unterſtützung machen; ſondern in die eigentlichen Bedürfniſſe der Armen eintretten, und jeden nach den ſeinigen leiten. Die Frage: Wie ſollen die Armen beſorgt werden? würde indeſſen ins Ungereimte fallen, wenn entweder nur von denjenigen öffentlichen Anſtalten die Rede wäre, wovon wir behauptet haben, daß ſolche ſich nicht mit den Bedürfniſſen einzelner Subjeckte und mit derſelben Aufſicht beladen können; oder wenn wir hinwieder vorausſetzen müßten, daß würklich die Unglücklichen, einzeln betrachtet, ſo ganz verſchiedene Bedürfniſſe haben, daß ſie ſich nicht in Klaſſen theilen, und ſo gewöhnlich mehrere zugleich und auf gleichem Fuß ſich behandeln lieſſen. Allein wir trauen denn doch von der andern Seite der Menſchheit ebenfalls zu viel Gutes zu, wenn wir dafür halten, daß die Armen, durch Erleichterung der Mittel ihre Umſtände zu verbeſſern, ſich insgeſammt würden dahin bewogen finden, dieſelben zu wahrer und eigentlicher Verbeſſerung ihrer Lage, zu gründlicher Herſtellung und zur gänzlichen Rückkehr in die Claſſe ſich ſelbſt genugſamer Menſchen anzuwenden; und, wenn ſie ſo hergeſtellt ſind, jene nicht mehr zu gebrauchen. Wären die Armen, durch die Banke weg, ſo redlich und gewiſſenhaft, ſo würden wenige Armenanſtalten ihre Zwecke verfehlen. Allein vielmehr giebt es leyder einen gewiſſen Bettlerſinn, der, wenn einmal jemand ſich ſo weit gedemüthiget ſieht, von andrer Gnade zu leben, nach Verluſt der Empfindung der Ehre, welche uns die Selbſtgenügſamkeit giebet, auf nichts anders bedacht iſt, als die zu empfangenden Wolthaten zur bloſſen Gemächlichkeit, Ruhe und Müßiggang zu verwenden. Und da kömmt das Mittheilen der Wohlthaten an baarem Gelde dieſem niederträchtigen Sinne nur allzuwohl zu ſtatten. Auch glaube ich mich nicht zu

irren, noch der Menſchheit unrecht zu thun, wenn ich behaupte, daß es überall ſehr wenige Menſchen giebt, die, beſonders wenn der Staat ihre Subſiſtenz tragen hilft, oft und angelegentlich an das allgemeine Beßte denken, und ſich ſelbſt zur Aeufnung deſſelben etwas abbrechen, und dem Gemeinen Seckel erſparen würden, wenn ſie ſolches auch thun könnten. Sehen wir doch oft Fürſten und Magiſtratsperſonen ſelber die Gelder des Staates zur Befriedigung ihres Privatvergnügens verwenden; ſehen die treuſten Beamteten eher durch Strenge gegen andere, als durch eigene Selbſtverläugung die Einkünfte ihrer Aemter zum Beßten des Staates äufnen; ſtoſſen vom Könige bis zum Bettler auf ſo wenige Ariſtides, Phocions und Epaminondas; finden den Stärkſten bald überall den Meiſter ſpielen, und den Beherrſcher die Gelder des Staates, d. h. gewöhnlich zugleich ſeine eigenen, auf Unkoſten der erwerbenden Menſchenklaſſe vermehren — und das alles, wie es ſcheinen dürfte, von Rechtens wegen. Und wir ſollten dem Armen, dem Unglücklichen, dem Bettler beſſeres zutrauen; ſollten glauben, daß er weniger, als ſo viele ganz anders erleuchtete Menſchen, und gegen das allgemeine Beyſpiel, ſeinen Neigungen und Leidenſchaften fröhnen würde, ſo viel er könnte und vermöchte? Und was iſt vollends von dem verworfenſten Theile der menſchlichen Geſellſchaft zu befürchten, wenn noch darüber hinaus allerley ſtarke Titel des Rechtes und des Beſitzes ihn dazu, bey geſetzmäßig vorhandenen Anſtalten, gleichſam berechtigen? Auch finden wir würklich dieſen Geiſt der Niederträchtigkeit, dieſen Hang zum Wohlleben, zur Bequemlichkeit, zur Ruhe, ſelbſt zur Eitelkeit unter Armen, die zumal mit baarer Münze getröſtet werden, ſehr gemein; und hingegen mag es eine wahre Seltenheit ſeyn, auf Leuthe zu ſtoſſen, die wenn ſie einmal an

Allmoſen gewöhnt ſind, bey erfolgter Beſſerung ihrer Umſtände ſich dieſelben freywillig wieder nehmen laſſen.

Alle Gutthaten alſo, alle Werke der Barmherzigkeit, bey öffentlichen und Privatanſtalten, ſollten nach den verſchiedenen Quellen der Armuth und den Bedürfniſſen der Armen eingerichtet ſeyn. Jede Wolthat ſollte einen beſtimmten Zweck haben, und ganz eigentlich dazu abzielen, nicht allgemeine Armuth, ſondern irgend ein beſtimmtes Bedürfniß zu befriedigen. Daran erinnern uns mehrere weiſe Verfügungen unſrer Aeltervåter: Wenn ſie z. B. dem Landvolk Tuch und Schuhe, dem Studierenden Bücher und Papier, und beyden Brod in Natura ausſetzten, und ſie nicht durch baare Unterſtützung in die Verſuchung führten, die kleine Summe für Doſen und Uhren auszugeben, und dabey ohne Schuhe und Bücher zu bleiben. Die Verwendung hingegen, welche wie geſagt gewöhnlich von Geld-Stipendien zu Sack- und Spielgeld, und vom Allmoſen auf der Landſchaft zum Müßiggang und Wohlleben gemacht wird, und die ſittliche Verderbniß, welche ſolche Verwendung zu begleiten pflegt, erinnern, ich wiederhole es, måchtig daran, wie viel vorzüglicher die ſpeziellſte und angemeſſenſte Befriedigung der vorhandenen Bedürfniſſe ſey, welche es dem Armen ſogar unmöglich macht, die empfangene Wolthat zu anderwårtigem Gebrauche zu verwenden. Alles Allgemeine, alles Willkührliche das mit baaren Beytrågen verbunden iſt, hat demnach immer mehr geſchadet, oder doch weniger Nutzen gebracht, als hingegen beſtimmte und genaue Befriedigung der Bedürfniſſe in Beſorgung der Armen zu thun im Stand iſt.

II. Allein nicht nur auf die Bedürfniſſe der Armen und derſelben Verſchiedenheit, ſondern auch auf die Verſchiedenheit ihrer Caraktere, ſollte ſo viel möglich Rückſicht genommen werden, wenn von der Art und Weiſe,

Digitized by Google

ſie zu beſorgen, die Rede iſt. Iſt es nicht zweckwidrig und ſchädlich, zu verarmen anfangende, bald verarmende, und der Armuth ſchon wirklich gewöhnte Unglückliche gleich zu beſorgen? Nein, der Menſch will mit einer gewiſſen Zärtlichkeit und Schonung behandelt ſeyn, ſo lange ſeine Armuth immer verborgen bleiben kann; ſo lange ſein Herz jenes ſtarke Gefühl für die Ehre der Selbſterhaltung nur noch ein wenig in ſeinem Innerſten nähret. Geſchieht dieſes nicht, ſo vermehren wir das Gebiet der Armuth auf eine gedoppelte Weiſe: Wir füllen es mit lauter Niederträchtigen an, welche die letzten Funken von ächtem Freyheitsſinn in ſich auslöſchen, und von da an nur auf Befriedigung ihrer ſchädlichen Gelüſte denken; die pauvres honteux hingegen aller Art bleiben ungetröſtet, und mancher, der ſich auf eine ehrenveſte Art nur ſo viel wünſcht, als nöthig iſt, um ſich durch edlere Selbſtthätigkeit herauszuſchwingen, geräth aus Furcht vor fremder Unterſtützung, und der Schande, die damit verbunden iſt, nun würklich darein, da er hingegen durch beſſere Behandlung für immer derſelben wäre entriſſen worden. Doch davon haben wir ſchon früher geredet, und berühren die Sache nur darum noch einmal mit ein paar Worten, weil hier die Art und Weiſe der Beſorgung unterſucht wird; da wir hingegen oben eigentlich bloß von denen geredet, welche beſorgen ſollten. Aus eben dem Grunde ſchweigen wir hier von derjenigen Beſorgungsweiſe, bey welcher einerſeits auf Verbeſſerung des Charakters zugleich, anderſeits aber nur auf genauere Beobachtung, wie die Gutthat verwendet werde, geſehen werden muß.

III. Denn dieß ſcheint nothwendig zu allen Arten von Wohlthaten zu gehören, daß ſolche immer mit Aufſicht auf die Art und Weiſe ihrer Verwendung verbunden ſey. Nur zweckmäßige Anwendung, wie ſchon ge-

ſagt, ſtillt das Bedürfniß, tröſtet den Unglücklichen würklich, ſchränkt das Gebiet der Armuth ein, und kann den Armen eigentlich herſtellen, wenn er der Herſtellung fähig iſt. Und eben dieſe Frage von berathender, vielleicht auch zwingender Aufſicht auf die Verwendung der Wohlthat, und den Nutzen den ſie leiſtet, ſcheint mir unter allen die ſchwierigſte in der ganzen Unterſuchung über Armenanſtalten zu ſeyn; und vornämlich in jenen nur allzuhäufigen Fällen, wo es den Armen an Kraft und Möglichkeit, oder an Neigung und gutem Willen, oder endlich an Einſicht und Klugheit fehlt, die empfangenen Wolthaten zweckmäßig anzuwenden.

Man ſcheint ſich über dieſen Punkt auf zween verſchiedene Wege getheilt zu haben; wo es freylich in die Frage kömmt, welcher von beyden der richtigere, oder vielmehr in welchen Fällen der eine Weg der Berathung und Aufſicht, und in welchen hingegen der andere, zur Erreichung des Zwecks, der beſſere, der nähere, der richtigere ſey? Alle Armen, welche durch öffentliche Anſtalten beſorgt werden, leben entweder in öffentlichen Häuſern, als Hoſpitälern, Pfrundhäuſern, Waiſenhäuſern, Arbeithäuſern, Zuchthäuſern u. ſ. w. oder ſie werden in Privathäuſern durch jährliche, halbjährliche, vierteljährliche, monathliche, wöchentliche, oder tägliche Gaben unterſtützet. Um der Kürze willen, wollen wir die erſten eigentliche Anſtalten, die andern Penſionen nennen. Man hat, vielleicht mit Unrecht, ſich allgemein über die Vortheile und Nachtheile dieſer beyden Gattungen geſtritten, und bey beyden ſehr viele Schwierigkeiten gefunden. Vielleicht daß die Leichtigkeit, die ehemaligen Klöſter zu jenen Anſtalten umzuſchaffen, anfangs dieſelben zu ſehr empfahl; wenigſtens fängt man an, gegründete Zweifel gegen die allgemeine Vorzüglichkeit der Waiſen- Zuchthäuſer u. ſ. w.

zu hegen, und ſich nunmehr eher auf die Seite der Penſionen zu neigen.

Die größten Schwierigkeiten nämlich, die man den öffentlichen Häuſern entgegenſetzt, ſind, beſonders nach Makferlan, folgende: Daß 1). dieſelben wegen der Gebäude und ihrer Unterhaltung, und des ganzen Gefolgs von Beamteten, und der daher entſtehenden groſſen Wirthſchaft, weit koſtbarer als Penſionen ſind, ohne ihrer Abſicht und Aufwand durchgängig deſto mehr zu entſprechen. 2). Daß beſonders Waiſen- und Zuchthäuſer, aber auch andere, wegen der dortigen Art des Beyſammenſeyns, ganz auſſer der Ordnung der Natur und des gemeinen Lebens ſind, wo man Familienweiſe leben muß; daher etwa Leuthe aus ſolchen Häuſern ins gemeine Leben, weniger brauchbar und nützlich, wie in eine fremde Welt zurückzukommen pflegen. 3). Daß ſie den Saamen zu mancherley Laſtern mit ſich führen; beſonders der Unwirthlichkeit, des Müßiggangs, des Mangels an häuslichem und Familienintereſſe, der Zankſucht, und der Gefühlloſigkeit für die zärtlichſten Bande der Natur, die ſie nie kennen gelernt. Und endlich 4). daß, da ihre Einrichtung zuſammenhängend, vollendet, und ein unzertrennliches Ganzes iſt, oft durch die Fehler eines einzigen Beamten, durch eine einzige Unordnung, ſich groſſe Uebel, wie durch Anſteckung, über ſolche groſſe Familien ſo gut, wit in Privat-Häuſern, und wohl noch leichter verbreiten; und daß, weil der Kredit ſolcher Anſtalten wandelbar iſt, bald Ueberladung, bald Mangel an theilnehmenden Uhglücklichen vorhanden, oder, wo die Zahl genau beſtimmt iſt, die Unmöglichkeit, alle dahin gehörigen Subjeckte verſorgen zu können, immer eine groſſe Unvollkommenheit mit ſich führt.

Hinwieder hat man auch gegen die monathlichen und andere Penſionen eingewendet: 1). Die Unmöglichkeit

von ſo zerſtreuten, und in Privatwohnungen verſteckten Perſonen die nöthige Kundſchaft einzuziehen, indem man ſich da nicht nur auf ſehr viele, ſondern auch oft auf ſehr unwiſſende und unzuverläßige Zeugen verlaſſen müſſe. 2). Den Mißbrauch, der bey Geld, Früchten, Kleidern, Arzeneyen, und ſonſt in alleweg, aus Mangel an spezieller Aufſicht, von ſolchen Wohlthaten zu erwarten ſey; die Auswechslung der Bedürfniſſe für Waaren des Luxus; Entwendung von Stoffen, u. d. gl. und endlich wie unberathen und unbeholfen die Armuth auf Höfen und Dörfern ſey. 3). Den Geiſt der Betteley und Niederträchtigkeit, der ſich durch eine ſolche Menge aller Orten zerſtreuter Gegenſtände, als ſo viele anſteckende Beyſpiele, über ein ganzes Land verbreite; beſonders wenn denn noch dazu viel Unterſchleif geſchiehet, und bald nicht notoriſch Arme unterſtützt, bald Arme allzu gut unterſtützt, bald länger, als es die Nothdurft erheiſchet, unterſtützt werden; indem überdas die Erfahrung lehre, daß ehemalige Penſionairs, wenn die Unterſtützung aufhört, nur allzugerne noch weiter betteln gehn. Freylich läßt ſich dann auch anmerken: Daß dieſe Mängel der Penſionen weniger allgemein und unumgänglich ſind, als jene oben angezeigte Mängel der öffentlichen Anſtalten.

Vielleicht aber können wir uns überzeugen, daß es gewiſſe Zwecke mit Armen giebt, die nur in ſolchen Anſtalten und in eigenen Häuſen, andere hingegen welche beſſer mit Penſionen erreicht werden können; und endlich wenig einzelne Fälle, wo die Wahl offen ſteht, oder vielleicht gar eine dritte Art von Beſorgung, aus jenen beyden zuſammengeſetzt, vorzüglicher ſeyn kann.

I. Oder ſollten z. B. nicht dergleichen Arme in eigens dazu eingerichteten Anſtalten beſſer beſorgt ſeyn, deren Beſorgung in ihren Privatwohnungen, im häuslichen Leben, entweder gar nicht, oder doch nicht gehörig zu

erzielen, hingegen in einer öffentlichen Anſtalt möglich, und zweckmäßig möglich iſt; oder wo wenigſtens die Verſorgung auf erſtre Art der Armenpflege läſtig, oder ſogar ökonomiſch unmöglich, in einer öffentlichen Anſtalt hingegen leichter iſt, indeſſen der Erfolg in beyden gleich wäre? In jenem Fall würde das Bedürfniß der Armen ſelbſt, in dieſem die gute Wirthſchaft der Armenpflege, öffentliche Häuſer erfodern. Und wie oft befinden wir uns nicht in jenem erſtern Falle! Es iſt erbärmlich, wie ſchlecht gewöhnlich arme Kranke, und wie elend beſonders Kinder auf der Landſchaft in Abſicht auf die unentbehrlichſten Kenntniſſe u. ſ. f. verſorgt ſind. Hoſpitäler und öffentliche Freyſchulen ſind daher Anſtalten, deren Nothwendigkeit unbeſtreitbar ſcheint; der Fälle von anſteckenden Krankheiten welche Abſönderung erfodern, oder von unverbeſſerlich Laſterhaften, von Wahnſinnigen und Verrückten, welche genaue und anhaltende Beſorgung erheiſchen, nur nicht zu gedenken. Eben ſo giebt es Fabrick- und andre Arbeiten, wo eigene Anſtalten zum Erlernen oder zum Betreiben nützlicher Arbeit für Arme auſſer ihren Privatwohnungen, eine ſichere und nothwendige ökonomiſche Spekulation ſind.

II. Sollten hingegen nicht Monathgelder u. d. gl. dannzumal offenbar den Vorzug verdienen, wenn es lediglich um Mittheilung von Unterhaltungsmitteln zu thun iſt, bey denen ſich der Arme ſelbſt leicht berathen kann, und, weil man ſeine Bedürfniſſe genau in Anſchlag genommen, und jede Betteley abgeſtrickt hat, ſich in den Schranken der genaueſten Ordnung halten muß? Die kleinen Dienſte, welche Alte, Kränkelnde, Einfältige, Kinder, und alle nicht ganz kraftloſe Perſonen (die nur zur Möglichmachung ihrer Subſiſtenz in ihren Wohnungen Beyträge erhalten) auch bey Hauſe leiſten können (Kleinigkeiten, die im ganzen Jahre und

im ganzen Volke dennoch eine groſſe Summe von Dienſten ausmachen), ferner die Vortheile eines deſto unſchuldigern, angenehmern und wohlfeilern Lebens unter den ihrigen, u. ſ. f. kommen dabey billig ſehr in Rechnung. Auch ſcheint die Armenökonomie dabey ſichtbar zu gewinnen.

III. Eine Miſchung hingegen von beyderley Anſtalten ſcheint in denen Fällen ſehr ſchicklich, wo der Aufenthalt der Dürftigen leicht an zweyen Orten ſeyn, und z. B. die Ernährung leicht bey Hauſe, die Arbeit leicht auſſer demſelben ſtatt finden kann; und wo beydes vermöge der allgemeinen Grundſätze der Armenpflege erfoderlich iſt. Dahin gehören Armen- und Freyſchulen, Fabrick- und Arbeitshäuſer für Arme, u. a. ähnliche Inſtitute.

IV. Nur dann ſcheint eine Wahl ſtatt zu haben, wo die beſondern Bedürfniſſe der Armen, der mehr und minder vollkommen zu erreichende Zweck, die mehr und minder wolfeile Behandlung, zwar auf beyden Fuß möglich, aber in jedem beſondern Falle billig eine Sache der überlegteſten Speculation ſeyn ſoll.

III.

Rathſchlag: Ob man den Pfaffen in Zürich Zunft und Gewerb geben wolle?

(Nach der Handſchrift zu urtheilen aus dem Anfange des XVI. Jahrh.)

Der erſt Rathſchlag: Diewyl man die Prieſter alweg für Burger gehalten hat, das man och inen die Zunft geben ſölle. Ob man inen aber die Gewerb der Zünften geb, das ſölliches an der Zunft, da einer zünftig hin were, Willen und Gefallen ſton ſölle, ob ſy im den Gewerb geben oder nit.

Der ander: Das man ſy für Burger habe und in die

Zunft uffneme; allein das man inen die Gewerb ganz nit laſſen ſull; beſonder diewyl ſy ſich der geiſtlichen Gütter ze erneren und betragen haben.

Und hand bed Ratſchläg: Das man die Pfaffen weder zu Gericht noch Rät bruchen ſolle. *)

I V.

Die Lampe.

Heilig iſt mir und werth die Lampe des forſchenden Weiſen:
Pallas dachte ſich die, da ſie den Oelbaum erſchuf. **)

V.

Verzeichniß der Landvögte zu Lauſanne unter den Biſchöffen.

(Aus dem Archive der Familie des Crouſaz zu Lauſanne.)

1346. Dominus Rudolphus de Oron, Dominus de Attalens.
1355. Petrus Comes Grueriæ.
1360. Petrus de Croſa, ſive de Crouſaz, Domicellus.
1363. Johannes de Dyſi, Miles.

*) Ich wäre ungemein neugierig, von Kennern zu erfahren: Ob ſich in der Geſchichte andrer Deutſcher oder Schweitzerſcher Städte und Länder Spuren finden, daß um dieſe Zeit ein ähnliches Problem aufgeworfen, oder gar entſchieden worden?
Füßli.

**) Es hat mich gefreut — und verdroſſen, zu hören, daß man das Epigramm auf Geßners Tod (S. oben S. 256.) für die Copie eines griechiſchen ausgeben wolle. — Mit dem beßten Gewiſſen appelliere ich an die Kenner der Anthologie, und gebe hier noch ein anders, das man bey dieſem Anlaß auch aufſuchen mag.
G. Sch. Sohn.

1378. Robertus de Menthon, Miles.
1394. Aimo de Prés, Domicellus.
1404. Ludovicus Fegueli, Domicellus.
1406. Franciſcus de Ruſſin Dominus de Allamand.
1420. Nicodemus de Prés, Domicellus.
1424. Roletus de Tavello, Domicellus.
1430. Johannes Champion, Domicellus.
1430. Iſuardus ex Comitibus de Vallis Bergue.
1449. Franciſcus de Blonay, Domicellus.
1455. Andreas de Illens, nobilis Vir.
1468. Antonius de Illens, Dominus de Billens.
1474. Guillelmus de Illens, Domicellus.
1483. Henricus Mathei, Domicellus.
1495. Henricus de Praroman, Domicellus.
1499. Franciſcus de Blonay, Domicellus.
1507. Nicodemus de Coſſonay, Dominus Chevancie.
1508. Johannes Grandis.
1527. Franciſcus Gimelli.

8. Merz 1788.

Gab. Albr. von Erlach.
Freyherr zu Spietz, Landvogt zu Lauſanne.

VI.

Ein Zehnd der beßten Sinngedichte von Johann Grob. *)

I.

Kupfernaſen.

Was bedeuten dicke Naſen mit Rubinen ausgeſtickt? —
Nur des Bacchus Herrenfarbe, die er ſeinen Knechten ſchickt.

*) Einem Appenzeller. S. deſſelben: Dichteriſche Verſuchgabe u. ſ. f. 12. Baſel, 678.

2.

Bruno.

Bruno kömmet nirgends hin, da nicht Leuthe zu verſpüren
Die ihn grüſſen, und darauf heimlich mit ihm Reden führen.
Hat er denn ſo groſſes Glücke, daß er überall bekannt? —
Ach! Er wird nur aller Orten — zu bezahlen angemahnt.

3.

Auf einen Parrükenmacher. *)

Die Parruque ziert dich artig, iſt dir auch ſehr wohl erlaubt;
Denn ein falſches Haar gehöret billig auf ein falſches Haupt.

4.

Podagra.

Mancher ſucht dem Podagra böſe Namen anzuhenken;
Ob es aber billig ſey, geb ich Weiſen zu bedenken?
Denn, dieweil es fromm und gütig, läßt es armen Leuthen Ruh,
Spricht hingegen wohlbedächtlich bey den groſſen Hanſen zu.

5.

Auf einen tugendloſen Prediger.

Du biſt ſo laſterhaft, daß man es kaum kann leiden,
Und heiſſeſt doch das Volk die Laſter ernſtlich meiden.
Du ſprichſt: Thut nicht wie Saul, der ungehorſam war,
Noch wie zu Noahs Zeit der loſen Spötter Schaar,
Und was dergleichen mehr du weiſſeſt einzuführen.
Allein, willſt du dem Volk alsbald das Herze rühren,
So geh' Exempeln nach ſo weit nicht hinderſich;
Sprich nur zu der Gemeind: Ihr ſollt — nicht thun wie ich!

6.

Auf einen grimmigen Schulmeiſter.

Du biſt wohl lobenswerth, daß du die jungen Knaben
So fromm und heilig machſt, nach deinen Lehrergaben.

*) Dieſe waren damals noch im Schweitzerland, zumal im Land unſers Dichters ſelten, und ſtuhnden in ſchlimmem Rufe.

Digitized by Google

Denn, wenn ſie nur ein Jahr in deine Schule gehn,
So mögen ſie ſchon wohl — im Marterbuche ſtehn.

7.

Von einem Haustyrann.

Hombert gleichet einer Keſten *), mich bedünkt es fehle nicht,
Weil die ſonſten glatte Keſten nur in ihrem Hauſe ſticht.

8.

Pecunia, belli nervus.

Der Krieg erfodert Geld, und zwar zu groſſen Haufen;
Da muß man Pulver, Bley, Gewehr und — Menſchen kaufen.
Indeß iſt's eben gut, daß Gott Gradivus hinket,
Sobald ihm Juno nicht aus ihrer Münze winket.
Denn könnt' das Fürſtenvolk ſich würgen ohne Geld,
Wir hätten nimmermehr den Frieden in der Welt.

9.

Die Schweiz.

Es bringt kein hoher Berg noch enger Paß zuwegen,
Daß meine Leuthe noch der ſtolzen Freyheit pflegen;
Kein ſchneller Waſſerſtrom, kein unergründter See —
O nein! Die Einigkeit macht, daß ich noch beſteh'.

10.

Auf die Wucherer.

Wenn man Euch Juden heißt, ſo liegt man offenbar?
Denn, ſo ihr Juden ſeyd, wo bleibt das Jubeljahr?

*) Kaſtanien.

Inhalt.

I. Etliche Blumen auf Geßners Grab. S. 241 = 258.
II. Verſuch über die Armenanſtalten überhaupt, und über die Armenanſtalten in Zürch insbeſonders. S. 259 = 316.
III. Rathſchlag: Ob man den Pfaffen in Zürch Zunft und Gewerb geben wolle? S. 316 = 317.
IV. Die Lampe. G. Schultheß, Sohn. S. 317.
V. Verzeichniß der Landvögte zu Lauſanne unter den Biſchöffen. S. 317 = 318.
VI. Ein Zehnd der beßten Sinngedichte von Johann Grob. S. 318 = 320.

Digitized by Google

Schweitzerſches
Muſeum.

1788.

Vierter Jahrgang.
Fünftes Heft.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

I.

Militäriſche Beobachtungen über die Schlacht bey Laupen i. J. 1339.

Seit dem Verfall des Römiſchen Kaiſerthums und jener vortreflichen Kriegszucht, welche Roms Legionen ſo furchtbar und faſt unüberwindlich gemacht, war die Kunſt, Heere mit Glück und ſiegreichem Erfolg gegen den Feind zu führen — die Kriegswiſſenſchaft — gänzlich dahin. Leſer, welche nur die mindeſte richtige Vorſtellung von demjenigen haben, was zu geſchickter Anführung der Kriegsheere erfodert wird, ſind überzeugt, daß die Kriegszucht die Seele des ganzen Kriegsweſens iſt und bleibt; denn der Heerführer, welcher mit ungeſchickten und ungezogenen Soldaten — wären's auch die bravſten und dapferſten — eine Reihe groſſer und glänzender Thaten verrichten kann, möchte erſt noch geboren werden.

Schon in den älteſten Zeiten war die Kriegszucht, vereint mit der Liebe zum Vaterlande, der Hauptgrund jener Gröſſe, zu welcher die ganze Kriegswiſſenſchaft, und durch dieſe der Staat, gelangen kann. Durch ſie wurden Sparta, Thebä, Athen, beſtändige Sieger über die Myriaden weichlicher Perſer: Durch die ſtrengen Spartaniſchen Grundſätze lieſſen ſich mit Leonidas 300. Lacedämonier bey Thermopylä von des Xerxes unge-

heuern Mengen eher erdrücken, als daß ſie ihr Leben durch die Flucht gerettet hätten: Zufrieden ſtarb bey Mantinea der verwundete Epaminondas, ſobald er nur des Siegs verſichert war; und wer könnte die glänzenden Beyſpiele andrer groſſen Griechen alle herſetzen! Aber die Römiſche Disziplin war in den ſchönſten Tagen der Republick, wo möglich, nach ſtrenger als die Spartaniſche. Denn wie behandelte Titus Manlius Torquatus ſeinen eigenen Sohn? wie Papirius Curſor den Quintus Fabius, ſeinen Feldherrn der Reiterey? Und beyde hatten doch Gründe für ſich, welche die Uebertrettung der Konſulariſchen und Diktatoriſchen Befehlen in ihrem Fall rechtfertigen konnten *). Die Hintanſetzung derjenigen römiſchen Soldaten, welche ſich bey Cannä, am Ticin und Traſimen, an Hannibal ergeben, und ſich nicht lieber todtgefochten hatten **), und andre ſtrahlenhellen Beweiſe der ſcharfen römiſchen Kriegszucht zeigen, wie ſehr die Römer zu ſiegen verdienten — und wie leicht ſie es konnten! So mußten endlich alle Völker unters Joch dieſer Eroberer fallen, und ſelbſt Pyrrhus, Hannibal und Mithridat — drey groſſe Männer der Vorzeit — ihre Trophäen dahinſtürzen, und am Ende der Laufbahn ihren Kriegsruhm verdunkelt ſehn. In dem bekannten ſchönen Gedichte des verewigten Königlichen Weiſen von Sans-Souci — des Feldherrn, der Mittel und Wege zu ſiegen ſo gut kannte und ausübte, finden wir die Urſachen der Gröſſe und des Verfalls des mächtigen Roms, in der guten oder ſchlechten Kriegszucht ſeiner Legionen alſo angegeben: ***)

Rome ainſi triompha du *Germain*, de *l'Ibère*,
De ce peuple farouche, habitant *d'Angleterre*,

*) *Livius* L. VIII. 7. 31. 36. **) Ibid. L. XXII. 58. 61.

***) L'art de la guerre par la main d'un maitre, dans les *Oeuvres du Philoſophe de Sansſouçi*, Chant *I*.

De tous les arts des *Grècs*, des fins *Carthaginois*,
Des défenſeurs du *Pont*, des grands corps des *Gaulois*,
Et de tous les Etats, qui compoſaient le monde.
Mais cette diſcipline, en victoires féconde,
Qui la fit arriver au point de la grandeur,
Sous les derniers Céſars n'était plus en vigueur!

Nach dem Verfall der alten Kriegszucht, welcher Rom dem geringſten barbariſchen Schwarme bloßſtellte, wurden die Kriege mit einer Wuth und Zügelloſigkeit geführt, welche den gänzlichen Untergang der Kriegswiſſenſchaft anzeigte; da war nichts als Morden, Plündern und Brennen, kein Feldherr ſeiner Soldaten Meiſter, und dieſe ein elendes Geſindel. Die Römer angreifen und überfallen, hieß ſoviel als ſie beſiegen. Blos Narſes und Beliſar konnten noch einen Schatten von altrömiſcher Disciplin zuwegebringen; und dennoch wurden ſie mehr als einmal von Arabern, Perſern und Gothen geſchlagen. In den Abendländern hatte das Feudalſyſtem überhandgenommen; kleine Vaſallen mußten ihren Lehnsherren, und gröſſere ihrem Oberherrn, dem Fränkiſchen Könige, zuziehn. Bey ſolcher Einrichtung fand die Kriegszucht ſelten Statt; und dieſes, ſowohl als die damalige Rohheit und der ſchrecklichſte Religions-Fanatismus, machte die Kriege mörderſch, abſcheulich. In Feindes Land konnte man den Soldaten meiſtens gar nicht bändigen; da hauste derſelbe auf alle Weiſe fürchterlich; und obwohl, im Gegenſatz mit frühern und ſpätern Jahrhunderten, die Regierung Karls des Groſſen im Abend- und des Chalifen Harun Al-Raſchid im Morgenlande ziemlich geſittet war, und man ſich auch auf Künſte und Wiſſenſchaften legte; ſo giengen doch in den Feldzügen wider die Sachſen und Lombarden einer- und gegen die Griechen in Aſien

anderſeits häufige Grauſamkeiten vor*). — Die Sächſiſchen Ottone und Heinriche, der groſſe, weiſe und unerſchrockne Kaiſer Friedrich der Rothbart, und andre muthige Fürſten, waren in der Folge ihren Soldaten beſſer gewachſen; allein in dem bekannten Zwiſchenreich, da kein Herr und Kaiſer war, der Stärkere den Schwächern unterdrückte, und jeder für ſich ſelbſt ſorgen mußte, ſchien auch der letzte Schatten von Kriegszucht und Kriegswiſſenſchaft faſt gänzlich erloſchen zu ſeyn, und wurde nur noch in einem kleinen Winkel der Helvetiſchen Alpen — im Nüchtland — gefunden.

Bern hatte im XII. Jahrhunderte ſeine Stiftung dem Herzog Berchtold V. von Zähringen, ſeinen Wachsthum und ſeine Sicherheit Kaiſer Friedrich aus dem Hauſe Hohenſtaufen zu danken gehabt. Dem ganzen umliegenden groſſen Adel war dieſer aufkeimende Freyſtaat ein ſcharfer Dorn in den Augen, und deſſen Umſturz die Hauptabſicht dieſer ſtolzen Unterdrücker und Feinde aller derjenigen, welche ſich nicht vor ihnen bückten und ihre Sklaven wurden. Der von dieſen Deſpoten gedrückte mindere Adel und andre begüterte Landbewohner ſuchten Heil und Sicherheit innert den Mauern der kleinen Reichsſtadt Bern, welche alle dieſe Biedermänner willig aufnahm. Bey den durch Erlöſchung des edeln Kaiſerſtamms Hohenſtaufen damals um ſich freſſenden Kriegen in Ober-Deutſchland und Helvetien hatte Bern aller Vorſicht und klugen Wachſamkeit vonnöthen, um ſeinem Verderben zu entgehn; die beſtändigen Fehden und Kriege mit dem Adel ſchärften die Kriegskunſt und Vaterlandsliebe der Berner, welche oft mit einer kleinen Anzahl dapfrer und verſuchter Streiter die

*) Hievon ſ. verſchiedene ſowohl Arabiſche und Fränkiſche als Byzantiniſche Geſchichtſchreiber; z. B. den Elmakin, Eginhard, Theophanes, Abulfaraii, u. a. m.

weit ſtärkern Haufen des Adels und ſeiner gedungenen und gezwungenen Leibeignen beſiegten, und zerſtreuten.

Vielleicht können wir einmal die Beſchreibung des merkwürdigen Streits am Donnerbühl, (welcher ſonſt auch der am Jammerthal heißt) nebſt unſern Bemerkungen darüber, liefern. Dießmal begnügen wir uns, zu bemerken: Daß das weiſe, ſtaatskluge und unerſchrockene Betragen der Bernerſchen Regierung das Staatsſchiff durch alle Stürme und Wellen feindlicher Anfechtungen glücklich hindurchbrachte. Aber i. J. 1339. drohte, nach einiger Windſtille, ein ſchrecklicher Sturm dieſer Republick ihren gänzlichen Umſturz und völlige Vernichtung, wovon nur Gott, Eintracht, Bundsgenößiſche Treu und die geprüfteſte Tapferkeit, von Kriegszucht und weiſer Anführung begleitet, dieſelbe erretten mochten.

Die Grafen von Nidau, Kyburg, Arberg, Neuenburg, Valendis und Grierz, die Stadt Freyburg im Nüchtland, faſt der ganze umliegende Adel in Deutſchen und Welſchen Landen, das Haus Oeſtreich mit ſeinen Vaſallen, denen allen der Flor und das Wachsthum von Bern ein ſpitziger Stachel im Herzen und ein ſteter Stein des Anſtoſſes war, traten zuſammen in Vereinigung, und ſuchten jeden nur möglichen Vorwand, um dieſen aufblühnden Freyſtaat zu unterdrücken. Kaiſer Ludwig aus dem Hauſe Bayern, welcher ſonſt der Oeſtreichiſchen Parthey entſchloſſener Feind war, erklärte ſich deßwegen wider Bern, weil dieſe Reichsſtadt, nach dem andächtelnden Geiſte dieſes Zeitalters, den päbſtlichen, gegen den Kaiſer ausgeſprochenen, Bannflüchen nur zu gehorſam geweſen, und Ludwigen vor ſeiner Loszählung vom Kirchenbann nicht als Reichsoberhaupt erkennen wollte. Die Berner ſahn das ſchreckliche Gewitter, das über ſie losbrechen ſollte, heranziehn, und verſuchten alles mögliche, ſolches abzuwenden. Sie

thaten den mächtigſten von ihren Widerſächern ſo vortheilhafte Anerbietungen, als ſie noch nie gethan hatten; aber alles umſonſt, ihre friedliche Bemühungen vermehrten nur den Troz ihrer Gegner. Nun beſchloſſen ſie, eher ihre Güter, Leib und Leben aufzuopfern, und ſich unter die flammenden Trümmer der Stadt **Bern** begraben zu laſſen, als ſich auf Gnad und Ungnad in die Willkühr ihrer Feinde zu übergeben, und brachen die Unterhandlungen ab. Beyde Theile rüſteten ſich mit verdoppeltem Eifer; die Feinde, weil ſie eine ihnen ſo verhaßte und gefährliche Stadt in Einem Streich umſtürzen und vertilgen wollten; die **Berner** aber, weil ihr und aller ihrer Nachkommen Heil und Wohlfart auf ihrer Dapferkeit beruhte. Sie wußten, was ihnen zugedacht war, wenn die Feinde ſiegten, und boten darum ihren letzten Kräften auf, um den Anſchlag zu zernichten, und das ihnen angedrohte Verderben auf derſelben eigene Köpfe zurückzuwälzen.

Im Anfang des Junii 1339. zogen die wider **Bern** Verbündeten ins Feld. Graf **Rudolf** von **Nidau**, einer der mächtigſten unter ihnen, wurde zum oberſten Hauptmann des ganzen Heers erwählt; und ihn begleitete ein zahlreicher Adel aus Schwaben, **Thurgäu**, **Brisgäu**, **Aergäu**, und andern Landen der Herrſchaft **Oeſtreich**, in deren Namen auch Graf **Heinrich** von **Fürſtenberg** mit 100. Helmen zu ihm ſtieß. Die ganze feindliche Kriegsmacht belief ſich, nach einigen, auf 18. nach andern auf 22. und wieder nach andern Geſchichtſchreibern gar auf 30000. Mann; welches letztre, den Troß dazu gezählt, nicht unwahrſcheinlich iſt. Dieſes, mit Sturmzeug und übrigen Kriegsgeräthſchaften beſtens verſehene Heer erſchien am 10. Junii vor dem Städtchen **Laupen**, das wenige Jahre vorher ſich an **Bern** ergeben hatte, und ſchloß daſſelbe ringsumher ein.

Laupen liegt am Abhang eines Hügels auf dem rechten Ufer des Saneflusſes, wo ſich die Senſe darein ergießt; gegenwärtig iſt es ein kleiner und unbedeutender Ort. Das Schloß, welches gar nicht vortheilhaft angelegt iſt, weil es oſtwerts von den daran ſtoſſenden Hügeln überhöht wird, ſteht zu oberſt im Städtchen, und iſt der Sitz des Bernerſchen Landvogts. Die Gegend um Laupen iſt waldigt und buſchigt, auch dieſſeits längs der Sane hinunter ziemlich felſigt; das meiſte beſteht jedoch aus Sandfluh. Oben auf den Felſen verebnet ſich das Land allmählig. Dieſe Ebene iſt aber hin und wieder mit Gebüſchen, Holwegen und kleinen Hügeln durchſchnitten: Sie fängt nordwärts von Laupen bey dem Dorfe Mauß an, läuft bey den Wydenhöfen ziemlich enge zu, und zieht ſich mehr südoſtwerts, bis ſie gerad obenher dem Dorf Neßlern abfällt; südweſtwerts aber erſtreckt ſich dieſelbe bis gegen dem Riedli herauf, und ihre ganze Länge mag eine ſtarke Stunde betragen. Zunächſt über Laupen befindet ſich der davon benennte Laupenwald, welcher dermal unbeträchtlich und ein Stück des groſſen Forſts geweſen iſt, von dem wir weiter unten reden wollen. Dieſſeits der Senſe öfnet ſich das Land oberhalb Laupen gegen Neueneck zu; jenſeit der Senſe und Sane aber iſt ſolches meiſtens büſchigt und uneben. In ältern Zeiten war es dort zuverläßig noch wüſter. Es iſt ferner ſehr wahrſcheinlich, daß die Schiffbrücke über die Sane, die einzige dieſer Art, wo nicht in der ganzen Schweitz, doch in unſerm Kanton, ehemals eine ſchlechte gemeine Brücke geweſen. Aus allen Umſtände ſchlieſſen wir, daß der gröſste Theil des feindlichen Heers, wie es auch die Geſchichte ſelbſt mitgiebt, auf der rechten Seite der Senſe und Sane geſtanden, und daſelbſt die Belagerung betrieben habe.

Die Berner hatten in Laupen eine Beſatzung von 400. Mann gelegt, welche, ſamt 200. Bürgern und Einſeſſenen, Ritter Johann von Bubenberg der Jüngere befehligte; ſein Pannertrager war Rudolf von Mulern, Ritter; Stadt und Schloß Laupen überhaupt war der Obſorg des dapfern und nothfeſten Ritters Anton von Blankenburg anvertraut. Man hatte dieſe Bernerſche Beſatzung alſo ausgezogen, daß aus jedem Hauſe Vater oder Sohn, von zwey Brüdern einer, und von zwey Blutsverwandten immer der einte in Laupen gelegt wurde, damit auf dieſe Weiſe die Zurückgebliebene deſtomehr zum Entſatze der ihrigen angefeuert werden möchten; die Beſatzung war mit aller Nothdurft, Kriegsmaſchinen und Werkzeugen verſehn; und der erfahrne Meiſter Burkart von Bennweil, des Raths, welcher damals für einen ſehr geſchickten Kriegsbaukünſtler gehalten wurde, befand ſich gleichfalls in dem belagerten Orte.

Die Verbundenen unternahmen die Belagerung mit vielem Eifer. Man pflanzte alle zu jener Zeit bekannten Sturm- und Werfzeuge auf; dieſe waren groſſe oft ungeheure Maſchinen, welche die Mauern erſchütterten; Katapulten und andre Wurfgeſchütze, welche einen Hagel von Pfeilen und den größten Steinen ausſchütteten, und alſo die Vertheidiger umbringen oder von den Baſteyen und Thürnen wegtreiben ſollten. Auch wurden an mehr als einer Seite mit grauſamem Geſchrey bey Tag und bey Nacht Anfälle und Stürme gewagt, um die Belagerten zu ſchrecken und zu ermüden; dieſe aber blieben unerſchrocken, ſtürzten die Anlaufenden dapfer zurück, und erlegten viele derſelben; wobey ſie die Belagerer auch aus ihrem Wurfzeuge beſchädigten, ihnen auf alle Weiſe Abbruch thaten, und in muthigen Ausfällen ihre Arbeiten und Werke öfters verderbten und zertrümmerten. Indeſſen hatten die Belagerer mehr als

1200. groſſe Steine in Laupen hineingeworfen; die Pfeile waren faſt nicht zu zählen.

Ungeachtet des herzhaften Widerſtands, den die Feinde vor Laupen fanden, und ungeachtet der Standhaftigkeit der Vertheidiger, konnten ſie doch in die Länge nicht aushalten, ſondern hätten der feindlichen Uebermacht, welche ihnen ſo heftig zuſetzte, endlich noch erliegen müſſen; dieſes wußte man zu Bern wohl, und machte die beßten Anſtalten zum Entſatze. Die Häupter der Regierung, denen die Wichtigkeit des Platzes, und die Nothwendigkeit, ihrer Beſatzung Hülfe zu leiſten, ſehr gut einleuchtete, waren ſeit dem Anfange der Belagerung auf den Gang der feindlichen Unternehmungen äuſſerſt aufmerkſam; ſie beobachteten alle Fortſchritte und Bewegungen der Gegenparthey, und wählten die klügſten Maaßnehmungen, den Anſchlägen ihrer Feinde die möglichſten Hinterniſſe in den Weg zu legen, und ſolche gänzlich zu vereiteln.

Gleich im Anfang der Belagerung von Laupen hatte zu Bern alles, was Waffen tragen konnte, ſich auf dem Lärmplatz an der Kreuzgaſſe verſammelt. Die Stadt wurde Tag und Nacht bewacht, und die Thore meiſtens verſchloſſen gehalten. Diejenigen Bürger, welche im groſſen Forſt herwerts Laupen Landgüter beſaſſen, wie es damals dort viele gab, räumten ſolche, und brachten ihr Vieh und ihre beßte Habe nach Bern in Verwahrung. Vor allem ſahe man ſich nach Hülfe um, damit man den Entſatz deſto kräftiger unternehmen könne; die ſeit wenigen Jahren mit Bern verbündeten und verburgerten Nieder-Siebenthaler und Ober-Hasler wurden aufgemahnt, und alle übrige Mannſchaft, welche zum Stadtpanier gehörte, mußte unterm Gewehr erſcheinen, um auf den erſten Wink marſchieren zu können. Nun war es noch um einen tüchtigen Feldherrn zu

thun. Dieſen fand man bald, und erwählte nämlich zum oberſten Anführer, mit einſtimmigem Mehr, den dapfern und kriegserfahrenen Ritter Rudolf von Erlach; deſſen Ernennung darum für ein gutes Zeichen gehalten wurde, weil einer von ſeinen Vorfahren, der Ritter Ulrich von Erlach, etwa vierzig Jahre vorher, mit den Völkern von Bern, Solothurn, Arberg und Kyburg die weit ſtärkre Macht der Grafen von Griers, aus der Waat und ihrer Helfershelfer zunächſt bey der Stadt Bern am Donnerbühl, bis wohin leztre vorgedrungen war, dermaaſſen geſchlagen hatte, daß dieſelbe mit Verlurſt aller ihrer Panner und des Kerns ihrer Mannſchaft eine übereilte Flucht ergreifen mußte. Rudolf von Erlach ſtuhnd indeſſen damals in Dienſten des Grafen zu Nidau, deſſen Vaſall er war; zugleich beſaß er ſchöne Güter um Bern herum, wo die Erlache unter die älteſten Bürger gehörten; die Herrſchaft und das Schloß zu Reichenbach, allwo er hernach ermordet wurde, beſaß er vermuthlich ſchon zur Zeit des Laupenkrieges; beym Ausbruche deſſelben gerieth alſo von Erlach in ziemliche Verlegenheit. Auf der einen Seite mußte er ſeinen Lehnherrn, den Grafen zu Nidau, vorn Kopf ſtoſſen; allein von der anderer lief er Gefahr, das Bernerſche Burgerrecht ſamt ſeinen Gütern zu verlieren; denn an eine Neutralität war nicht zu gedenken. Von Erlach ſchlug darum dem Grafen vor, bey ihm zu bleiben, wenn ihn derſelbe vor allem Verluſt hüten und entſchädigen wolle; dieſes ſchien leztern zu viel, und er ſagte dem von Erlach: „Er könne einen Mann wohl „miſſen; und wolle ihn alſo ſeiner Lehnspflicht entlaſſen; „er ſollte nur für Bern ſein Beßtes thun„. Hierauf erwiederte von Erlach: „Weil doch der Graf ihn für „einen Mann halte, ſo wolle er ihm ſolches mit Gottes „Hülfe beweiſen, und bey und mit ſeinen Mitbürgern

„von Bern ſterben und geneſen„! Da der Ritter zu Bern ankam, wurde er, wie gedacht, wegen ſeiner Dapferkeit und Kriegserfahrenheit einmüthig zum Feldherrn erwählt; er wollte aber dieſe Stelle nicht eher annehmen, bis ihm Schultheiß, Rath und die ganze Gemeinde bey geſchwornen Eiden, ſo lang der Krieg währe, einen unbedingten Gehorſam angelobten; ſo daß von Erlach, wie vormals die Diktatoren zu Rom, welche nur in der größten Gefahr erwählt wurden, eine unbeſchränkte Macht und Gewalt hatte, zu agieren, und zu ſchlagen, wie, wo und wenn er wollte. Er ſprach ſeinen Mitbürgern Muth und Zuverſicht ein, und erhöhte beydes damit, daß er ſagte: „Er habe ſchon ſechs Feld„ſchlachten beygewohnt, in denen allemal die kleinere „der gröſſern Parten obgeſiegt hätte„. Von Erlach zög nun die ganze Macht der Berner zuſammen; und es langten noch 300. Mann aus Oberhasle, Johannes Freyherr zu Weiſſenburg, ein kühner und erfahrener Ritter, mit 300. Nieder-Simmenthalern, und 80. (einige ſetzen, doch wahrſcheinlich mit Unrecht, nur 18.) Helme, oder Reiſige von Solothurn, zu Bern an. Aber die Dapferſten von Berns Helfern waren noch nicht eingetroffen.

Gleich Anfangs der Belagerung von Laupen hatte die Bernerſche Regierung einen ihrer angeſehenſten und beredteſten Rathsherren, Petern von Kramburg, Ritter, in die Waldkantone Uri, Schweitz und Unterwalden geſchickt, um dieſen ſtreitgewohnten und dapfern Nachbarn die androhende Gefahr vorzuſtellen, und eilende Hülfe von ihnen zu begehren. Die letzte Verbindung der Waldkantone mit Bern war zwar damals ſchon zu End gegangen; dennoch pflegten ſie miteinander gute Nachbarſchaft, und hatten den Haß und die Feindſchaft des mächtigen Adels und der Herrſchaft Oeſtreich gemein; denn ungeachtet des ſeit der Schlacht bey Mor-

garten im J. 1315. gewalteten Stillſtands durften die Eyd⸗ genoſſen ihren Feinden nicht trauen, welche nur auf gute Gelegenheit lauerten, mit den Schweitzern anzubinden, und ihnen beſtändig Merkmale ihres böſen Willens ga⸗ ben. Der von Kramburg brachte durch ſeine dringen⸗ den Vorſtellungen die Waldkantone, in denen die Atting⸗ hauſen, Tell, von Flühe, Winkelried und andre Pa⸗ trioten das Ruder führten, dahin, daß ſie ihm treulich und troſtlich zuſagten, mit Hülfsvölkern zu Bern zu erſcheinen, und Laupen retten zu helfen; jeder von die⸗ ſen III. Kantonen ſchickte 300. alſo zuſammen 900. Mann, welche Sontags den 21. Jun. Abends ſpät zu Bern ankamen *), und von den von ihren Männern und Vä⸗ tern faſt gänzlich verlaſſenen Weibern und Kindern zu Rettung der ihrigen in Laupen aufs dringendſte gebeten wurden. Man bewirthete dieſe Hülfsvölker ſo gut mög⸗ lich; ſie zogen noch in der gleichen Nacht beym Mond⸗ ſchein über Brünnen eiligſt gegen dem Forſt, und ver⸗ einigten ſich daſelbſt mit der ganzen übrigen am Tag vorher ausmarſchierten Bernerſchen Kriegsmacht.

Die vereinigten Völker, welche, den meiſten Geſchicht⸗ ſchreibern zufolge, im Ganzen höchſtens etwas über 5000. Mann betrugen, giengen nunmehr mit ſtarken Schritten auf ihre Gegner los, und erſchienen Montags am 22. Jun. welches der 10000. Rittertag war, gegen Mittag auf der äuſſerſten Höhe vor dem Wald im Ange⸗ ſicht der Belagerer von Laupen. Der Feldherr von Erlach gieng mit dem Freyherrn von Weiſſenburg und andern kriegserfahrnen Hauptleuthen näher an die Fein⸗

*) In der Handſchrift von Schillings Schweitzer⸗Chronick, wel⸗ che zu Bern auf der Bürgerbibliotheck ſteht, finden wir: Daß die Waldſtättiſchen Hülfsvölker zu Muri unweit Bern über⸗ nachtet, und erſt am folgenden Morgen früh durch die Stadt marſchiert ſeyen.

Digitized by Google

de, um ihre Stellung und Faſſung zu beobachten; und ſie bemerkten aus allem, was bey jenen vorgieng, daß dieſelben die Ankunft der Berner noch nicht vermuthet hätten. Von Erlach entſchloß ſich auf der Stelle zum Angriff; um ſo viel mehr, da die ſchon zu Bern von Solothurn her eingelaufnen Nachrichten ihn je länger je ſtärker überzeugten, daß Graf Eberhard von Kyburg und andre Oeſtreichiſche Befehlshaber im Aergäu mit 4000. Mann zu Verſtärkung der Feinde im Anzug begriffen, und bereits bey Solothurn vorbeymarſchiert, wo nicht ſchon zu Arberg angelangt ſeyen.

Ehe wir zur Beſchreibung der beydſeitigen Schlachtordnung ſchreiten, müſſen wir dem Leſer, ſo viel an uns liegt, einen Begriff von demjenigen Terrän zu geben ſuchen, auf welchem ſich beyde Theile formirten, und wo das Treffen ſelbſt vorgieng.

Die groſſe und, beſonders ehemals, beträchtliche Waldung, welche noch heut zu Tage mit dem allgemeinen Namen der Forſt benennet wird, fieng, mit Einbegriff des Laupen-Waldes, welcher als ein Stück desſelben anzuſehen iſt, auf der Südweſtſeite gerade über Laupen an, gieng nordwerts bis weit über die Hauptſtraſſe von Bern nach Murten auf Mühleberg hinüber, zwiſchen welchem Dorf und Frauen-Cappelen ſolcher die lange Aegerten heißt; oſtwerts von Laupen, wo der Forſt noch dermalen am dickſten und weitläufigſten iſt, erſtreckte er ſich bis gegen Bern herüber, und endigte ſich oberhalb dem Dorf Wangen, welches an der Landſtraſſe von Bern nach Freyburg liegt. Die äuſſerſten Hölzer des Forſts ziehn ſich noch weit jenſeits dieſer Landſtraſſe gegen Süden und Südoſten hinunter.

Der ganze, unterm Namen des Forſts begriffene Bezirk war in den frühern Zeiten zuverläßig nicht bloſſer Wald; denn in einigen ſeither urbar gemachten Gegenden

deſſelben hat man verſchiedene Spuren von Wohnungen und Gebäuden angetroffen, welche alle Merkmale eines hohen, und ſelbſt Römiſchen Alterthums trugen. Der durch viele gelehrte Arbeiten über die Geſchichten der Stadt Bern bekannte und verdiente, nunmehr verſtorbne, Tit. Herr Alexander Ludwig von Wattenweil geweſener Landvogt zu Nydau, ſagte dem Verfaſſer mehr als einmal: „Daß im Forſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, „vor Zeiten ein mehr oder minder beträchtlicher und von „Sachſen angelegter Ort müſſe geſtanden haben, wel„ches um ſo glaubwürdiger ſey, da in einem alten Schrift„ſteller *) vorkömmt: Daß Kaiſer Karl der Groſſe, nach „Beſiegung des Wittechind und Bezwingung der Säch„ſiſchen Nation, 10000. Sachſen auf einmal in Franciam „Orientalem verſetzt habe; worunter man die jetzige „Schweitz verſtanden, u. ſ. w. „ Verſchiedene Redensarten alter Urkunden jener Zeit ſind auch in der That dem Angel-Sächſiſchen ganz ähnlich; wie z. B. der Ausdruck Wolfsmonath, mit welchem man bekanntlich noch bis ins XVI. Jahrhundert hinab, auch bey uns den Monath Dezember bezeichnete. Zur Zeit des Laupen-Kriegs und ſchon vorher beſaſſen, wie oben gedacht, viele Berner ſchöne Landgüter in und zunächſt an dem Forſt herum.

Der Forſt hieng vor Alters in Einem Stück daſelbſt zuſammen, wo er gegenwärtig durch einen Strich angebautes Land vom Bromberg getrennt wird, und erſtreckte ſich vermuthlich bis auf den äuſſerſten Rand deſſelben. Dieſer Bromberg und das umliegende Terrän werden, allen Berichten und Ueberlieferungen zufolge, für das eigentliche Schlachtfeld gehalten. Der Bromberg iſt zwar nicht ein hoher, aber rechter Hand

*) S. Eccards Fränk. Annalen, oder Commentar. de rebus Franc. Orient. Würzb. 1729. fol.

und in der Mitte etwas ſteiler Hügel; an demſelben herum ſtehen mehrere einzelne Bauernhöfe, deren einige in der Süre heiſſen, andre aber nur der Bromberg genennt werden. Vom Fuſſe des Brombergs erhebt ſich das Terrän zuerſt unmerklich, dann aber immer ſichtbarer, bis gegen den Laupen-Wald herauf, ſo daß es faſt ein kleines Thal vorſtellt. Zunächſt am Laupen-Wald, der rechten Flancke des Brombergs völlig gegenüber, liegt das Dorf Wyden, welches, ſo wie zum Theil auch die unweit davon gelegenen, Oberweil genennten, Höfe ſchon zur Zeit des Laupenkriegs bekannt waren. Südoſtwerts vom Laupen-Wald zu äuſſerſt an der Ebene ſteht auf einer wohlgelegnen kleinen Erhöhung, von welcher man das Schlachtfeld meiſtens überſehen kann, der linken Flanke des Brombergs gegenüber, das Wachtfeuer oder Signal. Oberhalb demſelben beym Riedli und bis an den Abhang gegen die Senſe hinunter iſt das Terrän ziemlich eben und offen. Zunächſt am Forſt, gerad untenher der Straſſe von Laupen nach Bern, liegt in einiger Vertiefung das Dorf Neßlern; ganz rechter Hand vom Bromberg gegen Nordweſten, werden die Anhöhen immer kleiner, bis ſie ſich in der Ebene, an welcher das Dorf Mauß liegt, zuletzt verlieren.

Die Kriegshäupter des wider Bern verbundnen Heers hatten entweder keine guten Späher, oder die dichte Waldung, welche ſie ringsherum einſchloß, oder endlich, welches wohl am wahrſcheinlichſten iſt, ihr übermüthiges Trotzen und Pochen auf ihre den Bernern weit überlegene Menge verhinderte ſie, den Anmarſch der letztern zu beobachten, und ſich zu dapferm Empfange derſelben zu rüſten, wo nicht gar ihnen zuvorzukommen, und die Berner ſelbſt anzugreifen. Genug! die Feinde hielten ſich in größter Sicherheit in ihrem Lager, wo ſie ſich mit Wettlaufen, Turnieren und andern derley

Digitized by Google

ritterlichen Uebungen beluſtigten, und die Belagerung inzwiſchen um ſo viel langſamer betrieben — als die Berner auf der äuſſerſten Höhe vorm Forſt in ihrer Nähe ankamen, und zum Schlagen aufmarſchierten. Dieſe Erſcheinung machte die Feinde ſtutzig, und zwang ſie, in aller Eile die beßten Maaßregeln zu nehmen.

Sobald der Berner Feldherr von ſeiner Rekognoszierung zurückgekommen war, ſo ertheilte er den ſämtlichen Hauptleuthen den Befehl, ihre Völker zu formieren. Als ſie in dieſem Geſchäfte begriffen waren, entſtand ein rühmlicher Wettſtreit um den Ehrenpoſten. Die Waldſtättiſchen Hülfsvölker begehrten nämlich, gegen die feindliche Reiterey und den Adel geſtellt zu werden: „Weil „ſie mit denſelben bereits zu kämpfen gelernt, und ſol„ches am Morgarten erprobet hätten„. Hierauf verſetzten die Berner: „Obwol der Streit hauptſächlich ſie „angehe, ſo wollten ſie dießmal ihren treuen Freunden „hierinn nachgeben, und ihnen den Vorſtreit überlaſſen„; ſo daß ſie ſelbſt, mit ihren Zuzügern von Hasle und Simmenthal, gegen das feindliche Fußvolk, die Waldſtätte aber, nach ihrem Begehren, gegen den Adel und die Reiterey zu ſtehn kamen; wobey feſtgeſetzt wurde, daß derjenige Flügel, der ſeinen Gegner zuerſt zum Weichen gebracht, ſofort auch dem andern zu Hülfe eilen ſollte. Die Berner formierten alſo den rechten Flügel, und marſchierten in drey groſſen Kolonnen auf, welche die Vorhut, das Mitteltreffen und den Nachtrab ausmachten: Sie ſtanden faſt unten an der Höhe des Brombergs, ſtützten ſehr wahrſcheinlich ihre rechte Flanke an Holzung, und wurden rückwerts durch den Forſt gedeckt: Linker Hand waren die Waldſtätter, ungefehr in gleicher Ordnung, nach dem Rang ihrer Kantone, aufgezogen, und hatten ebenfalls den Forſt hinter ihnen. Da ſich jedoch auf dieſer Seite der Bromberg gegen der

Ebene

Digitized by Google

Ebene in ſanftem Abhang endigt, ſo ſcheint die linke Flanke der Waldſtätter minder gut angeſtützt geweſen zu ſeyn, als die rechte der Berner. Weil demnach die Reiterey hier beſſer Spiel zu agieren hatte, ſo wurden die 80. Helme von Solothurn, nebſt den Reiſigen von Bern, hiehergeſtellt, um die Waldſtätter zu unterſtützen, und einen Einbruch in ihre linke Flanke zu verhindern; eine andere Stellung aber hätte man dieſer Reiterey ſchwerlich geben können, als hinterwerts dem Waldſtättiſchen Fußvolk, weil ſolche weit ſchwächer war als die feindliche, von welcher ſie leicht übern Haufen geſchmiſſen werden, und ihre Niederlage ſodann gefährliche Folgen für das Fußvolk haben konnte. Uebrigens hatten die Berner und ihre Helfer überall die Höhen zum Vortheil. Auf der andern Seite hatten nunmehr die feindlichen Anführer gut gefunden, ihre ganze Macht zuſammenzuziehn, und ſich, mit Hinterlaſſung einiger zur Einſchlieſſung von Laupen nöthigen Mannſchaft, dieſſeits dem Laupen-Wald in folgende Schlachtordnung zu ſtellen. Die Freyburger und alles übrige Fußvolk marſchierten in den damals gewöhnlichen tiefen und dichten Kolonnen gegen die Berner auf, ſo daß ſie den linken Flügel des feindlichen Heers formierten; ihre linke Flanke fieng weit vorwerts dem Dorf Wyden an, zog ſich von den Oberweilhöfen längs dem Bromberg gegen dem heutigen Signal herauf, und ſtieß mit der rechten Flanke an die Reiterey, welche ſich völlig rechts gezogen, und in jenem ebenen Terrän, welches ſich zunächſt vom Signal mit ſanftem Abhange gegen dem Bromberg und dem Laupen-Wald nach erſtreckt, gleichfalls in Kolonnen geſtellt hatte, weil ihr das Terrän keine ganze Deplojierung geſtattet haben würde: Der rechte Flügel dieſer Reiterey breitete ſich bis an die Höhe aus, wo nunmehr das Signal ſteht: Hinter der feindli-

chen Schlachtordnung befand ſich der Troß, und die Laupen-Holzung deckte derſelben gänzlich den Rücken. Von dem mehrern oder mindern Vor- und Nachtheil der beydſeitigen Stellung wollen wir unten das weitere anmerken.

Nachdem beyde Heere dergeſtalt gegen einander aufmarſchiert waren, ſo fehlte es nicht an Feinden, welche den Bernern höhniſche Vorwürfe machten, und vermeſſene Reden ausſtieſſen, die man nach Verdienſt beantwortete. Auch hatten jene den Leuthprieſter von Bern, Diebold Baſelwind, welcher mit der Monſtranz vor dem Heere hergezogen, jetzt aber ein wenig ſeitwerts und zu nahe gegen die Feinde gegangen war, in ihre Gewalt bekommen, ihn aber, jedoch nicht ohne viele unanſtändige Verſpottung, wieder entlaſſen. Da die in Schlachtordnung aufmarſchierten feindlichen Völker immer bis 20-25000. Mann ſtark ſeyn mochten, die Berner aber kaum den vierten Theil davon ausmachten, ſo hofte der Adel bey ſolchen Umſtänden, der Berner in kurzem Meiſter zu werden, und verwarf trotzig und mit vielen Drohworten alle Aeuſſerungen, welche einige Anführer, und namentlich der oberſte Feldherr, Graf zu Nidau, zum Frieden vorbrachten, welcher letztre ihren Uebermuth und die Entſchloſſenheit der Berner ſelbſt als ein böſes Zeichen der Niederlage ſeiner Parthey auslegte. Ja die Ritter giengen ſo weit, daß ſie den Graf Johann, Graf Ludwigs von Safoj, des Herrn der Waat, einzigen Sohn, der mit 100. Pferden bey ihnen angekommen war, um, Namens ſeines Vaters, den Streit gütlich zu ſchlichten, und nun, da er alle Hoffnung einer Vermittelung aufgeben mußte, wieder abreiſen wollte, faſt mit Gewalt bey ſich behielten. Alles dieſes verzögerte die Schlacht bis gegen Vesperzeit, welches der Abend des 10000. Rittertags war.

Seinerſeits ermunterte von Erlach die Krieger mit kurzen und mannlichen Worten zum Kampf für Weiber und Kinder, Eltern und Bräute, Freyheit und Vaterland. „Wo ſind„, (rief der Held,) „die friſchen Geſellen„? auf die Metzger und Gerber deutend, „welche „beym Trunk und Tanz, mit Reben bekränzt, den „Feinden Hohn ſprachen? Hervor jetzt! Hier Panner! „Hier Erlach„! So viel Worte, ſo viel Blitze entflammten die Herzen der Dapfern. Kriegerſcher Muth glüht' in allen Geſichtern. Schnell riß ſich dieſer Kern der Bernerſchen Jugend durch die Glieder hervor, ſtellte ſich, des Sieges nun faſt gewiß, mit freudigem Zuruf hinter dem Feldherr und um ihr Panner herum. Itzt ließ von Erlach ſeine Leuthe ein Feldgeſchrey machen, und durch die Schleuderer einen Hagel von Steinen unter die Feinde hinabſchmeiſſen, wodurch dieſelben, beſonders die Reiter, in ziemliche Verwirrung geriethen. Hierauf ſollten ſich die Berner mehr rechts rückwerts ziehn, um die Höhe nach beſſer zu gewinnen. Dieſe vielleicht zu ſchnell ausgeführte Bewegung wurde von den Hinterſten (eine alte Handſchrift ſagt, wohl von 2000. wahrſcheinlicher aber heißt es nur 200. Mann) für eine Flucht angeſehn; verzagt liefen die Elenden in den nahen Forſt zurück, wo ſich einige verſteckten, und davon hernach mit dem ſchimpflichen Zunamen der Förſter belegt wurden. Die meiſten aber gewahrten ihren Irrthum, kehrten um, und wetzten die Scharte dapfer aus; da dieſes dem Feldherrn berichtet wurde, rief er: „Das iſt gut, das ſich „die Böſen von den Biderben wie die Spreuer vom „Kernen ſöndern„! Sodann ließ er durch den leichtbewafneten Vortrab den erſten Angriff thun, wobey ſich die Berner, einigen Erzählungen zufolge, eiſerner Streit- oder Sichelwagen von Meiſter Burkarts Erfindung bedient haben ſollen, deren ſonſt nirgends gedacht wird.

Als dieſe genugſam auf die feindliche Glieder gewirkt hatten, ſo drang der kühne Feldhauptmann von Erlach, mit dem Panier von Bern in der Hand, an der Spitze ſeines ganzen rechten Flügels im mächtigen Anfall bergunter in die Feinde; nach ſeinem Beyſpiel kämpften die Berner, und zertrennten die dichteſten Reihn, welche Glied auf Glied, Mann an Mann, wie Gras an Senſen dahin- und übereinander ſtürzten. Kurz aber hitzig war das Gefecht; und der Reſt des feindlichen Fußvolks floh in Unordnung vorm Schwerte der Sieger, welche ſie gleichwol nicht weit vom Kampfplatz verfolgten, weil ſie ihren Bundsgenoſſen zu Hülf' eilen mußten.

Denn zu gleicher Zeit, als der Bernerſche rechte Flügel den feindlichen Linken angriff, und ſchlug, waren die Waldſtättiſchen Völker mit der gegenſeitigen Reiterey aneinander gerathen. Da auf dieſer Seite das Terrän weniger waldigt, und der Bromberg minder ſteil war, auch nach und nach abhängiger und ſanfter wurde, ſo konnte die feindliche Reiterey, welche in dieſer Hinſicht auf den rechten Flügel geſtellt worden, mit beſſerm Vortheil manövrieren, und ſich, ſo viel es das Terrän zuließ, ausbreiten; ſo daß die Schweitzer hier einen härtern Stand bekamen als am Morgarten, wo ſie mit einem ſchon halb zertrennten und durch einen Hagel von Steinen und Felsſtücken verwirrten Feinde zu thun hatten. Das Gefecht war ſehr hartnäckigt, und der Vortheil mehr auf der Seite des Adels als für die Waldſtättiſchen; obwohl die hinter den letztern poſtierten Reiſigen von Bern und Solothurn, und zum Theil auch das weiter rückwerts gelegene waldigte Terrän die Feinde, ſie im Rücken anzugreifen, verhinderten. Die feindliche Reiterey indeſſen ſetzte den Schweitzern ſo heftig zu, daß dieſe zu zweyen Malen einen von den ihrigen auf Speeren emporhuben, und die bereits ſiegen-

Digitized by Google

den Berner um Hülf anrufen lieſſen. Dieſelben waren mit dem feindlichen Fußvolk eben fertig geworden, ſchwenkten ſich mit allen Panieren und ganzer Macht links herum, und fielen der Reiterey ihrer Widerpart im entſcheidenden Augenblicke ſo muthig in die Seite, daß ſolche dem doppelten Angriff auf ihre Front und Flanke nicht zu widerſtehen vermochte, ſondern in eine offene Flucht gerieth; und, da ſie wegen der unebnen und buſchigten Gegend obenher dem Laupen-Wald und der Senſe nach, ſich nicht ſchnell genug retirieren konnte, von den Siegern noch eingeholt, und übel zugerichtet wurde; das Metzeln unter dem Adel und den Reiſigen war ſo entſetzlich, daß ein Schwäbiſcher Edler von Blumenberg, bey Erblickung dieſes Blutbads, zu ſeinem Waffenträger ſagte: „Ihm ſey es unmöglich, ſo viele Grafen und Herren zu überleben„! worauf er mit verhängtem Zügel mitten in die ſiegenden Waldſtätter ſich ſtürzte, und einen rühmlichen Tod fand. Der Ueberreſt des geſchlagenen Heers floh in größter Zerſtreuung davon: Die Welſchen und Freyburger zerſtoben längs der Senſe ober- und die Deutſchen längs der Sane unterhalb Laupen. Graf Peter von Arberg hatte gleich im Anfang, ſobald er merkte daß es fehlen wollte, mit einigen ſeiner Leuthe das Treffen verlaſſen, die hinterm Heer haltenden Geld- und Silberwagen geplündert, und war niederträchtiger Weiſe mit dem beßten Geräthe ſeiner Bundsgenoſſen davon und nach Haus geeilt; bey ſeiner Ankunft zu Arberg fand er daſelbſt den Graf Eberhard von Kyburg, Herrn zu Thun, nebſt andern Oeſtreichiſchen Befehlshabern mit 4000. Mann friſcher Hülfsvölker aus dem Aergäu, u. ſ. f. denen er ſelbſt, und gleich darauf noch andere aus der Schlacht entrunnene Flüchtlinge durch den Bericht von der Niederlage der ihrigen ein ſolcher Schrecken einjagten, daß ſie ohne fernern Aufenthalt eiligſt wieder das Land hinabflohn.

Die Sieger zeigten ſich, nach geendigter Schlacht, alsbald vor Laupen, wo ſie ihren Sieg verkündigten, und mit groſſer Freude empfangen wurden; obwohl die Beſatzung ziemlich beſtürzt darüber war, daß ſie zwar unter den vor dem Ort zurückgebliebnen Feinden einige Bewegungen vermerkt, ihren Brüdern aber durch keinen Ausfall in Rücken des feindlichen Heers hatten helfen, und ſich ſelbſt an den Belagerern rächen können. Letztre wurden durch einige Reiſige von Bern und Solothurn, aber wegen einbrechender Nacht nicht weit verfolgt, und das ganze ſiegende Heer blieb auf der Wallſtatt übernacht, und pries Gott auf den Knien für den erlangten herrlichen Sieg. Die Berner waren großmüthig genug, die feindlichen Verwundeten ſo gut als ihre eignen zu verſorgen. Von Erlach dankte den ſämtlichen Hülfsvölkern, vornämlich aber denen von Uri, Schweitz und Unterwalden, für ihren treuen Beyſtand und die geleiſteten guten Dienſte, mit der Verſicherung: „Daß eine „Stadt Bern ſolches zu keinen Zeiten vergeſſen, ſon„dern ihre ſpäteſten Enkel daran erinnern würde, „welcher Väter Kinder ſie ſeyen„! — Als daß Heer am folgenden Tag zu Bern einzog, wurde daſſelbe mit größtem Jubel und Freudengeſchrey empfangen. Indeſſen ermangelten die Berner nicht, bald zu zeigen, daß ſie ſo wohl ihre Siege zu benutzen als ſolche zu erfechten wüßten; auch war ihnen das Glück bey allen fernern Zügen ungemein günſtig.

Die Einbuſſe der Berner und ihrer Hülfsvölker war in dieſem blutigen Treffen ſehr unbeträchtlich; unpartheyiſche und zuverläßige Schriftſteller ſchätzen dieſelbe an Todten nicht über 50. Mann, deren 22. von Bern, Hasle und Simmenthal, die übrigen aber von den Waldſtätten waren: Dagegen hatten ſie deſto mehr Verwundete; allein obwohl ihre Zahl nicht ſo genau beſtimmt

wird, ſo erſtreckte ſich doch der ganze Verlurſt kaum über 120. Mann; die erſchlagnen Bürger von Bern weiß man mit Namen *).

An Siegszeichen eroberten die Berner in dieſer Schlacht 27. Haupt- und kleinere Paniere, das feindliche Lager, Gepäck und allen Troß, was nicht bey Zeiten geflüchtet, oder durch den Grafen von Arberg geplündert worden war. Im Treffen ſelbſt verloren die Feinde, der mindeſten Angabe nach, bloß und einzig an Edeln und Reiſigen über 1000. Mann, darunter 140. gekrönte Helme, welches lauter groſſe Freyherren, Grafen und vornehme Ritter waren: Vom Fußvolk rechnete man die Gebliebnen 2-3000. Köpfe. Der Feldherr von Erlach und Freyherr von Weiſſenburg giengen nach geendigtem Streit auf dem Wallplatz herum, und beſichtigten die feindlichen Todten; unter dieſen erkannten ſie den oberſten Heerführer, Graf Rudolf zu Nidau, Graf Gerhard von Valendis, drey Grafen von Griers, den Schultheiß Johann von Magenberg, und den Pannertrager von Fuliſtorf, beyde von Freyburg, deren jener ein Hauptſtifter des Kriegs, in der Schlacht ſelbſt Anführer der Freyburger, und einer der vornehmſten Hauptleuthen des feindlichen Fußvolks geweſen war, auch vor der Schlacht die Berner verhöhnt, dafür aber nun ſeinen Lohn erhielt, nebſt ſehr vielen andern Grafen, Herren und Edeln aus dem Elſas, Schwaben, Tyrol, u. ſ. f. deren Söhne und Enkel 47. Jahre hernach bey Sempach faſt gegen die nämlichen Feinde erliegen mußten. Die Trauer um alle dieſe Erſchlagenen war in bemeldten Landen ſo groß, als ſie ſelbſt nach der

*) Unter dieſen war auch ein Johannes Haller, der erſte dieſes Geſchlechts, welcher von Zürch nach Bern gekommen, und ſich im J. 1331. daſelbſt auf der Gerwern-Zunft verburgert hatte.

Niederlage am Morgarten nicht geweſen ſeyn ſoll. Keiner von allen aber wurde, auch von den Bernern, ſo ſehr beklagt, als eben der junge Graf von Saſſoi, welcher ſich, dem Treffen beyzuwohnen, hatte überreden laſſen, und jetzt umgekommen war. Die Berner bezeugten ſeinem Vater darüber ihr Beyleid, und lieſſen ihm dem Leichnam ſeines Sohns verabfolgen; auch antwortete der betrübte Graf Ludwig: „Daß er ſeines einzigen Sohns „Tod nicht ihnen, den Bernern, ſondern allein denen „vom Adel zuſchreibe, welche ihn, wider ſeinen Willen, „bey ſich behalten, und ins Treffen geführt hätten; an „welchen alſo, und nicht an den Bernern, er ſich zu „rächen ſuchen würde„. — Wir ſchreiten nunmehr zu den Anmerkungen, welche über den Laupen-Krieg und das Betragen der Berner ſowohl als ihrer Gegner vor und in der Schlacht ſelbſt zu machen ſeyn mögen, ohne uns jedoch in die politiſchen Bewegurſachen zu dieſem Kriege einzulaſſen, welche dießmal nicht unſer Gegenſtand ſind.

Sobald die wider Bern verbündeten Grafen und Herren den Feldzug zu eröffnen beſchloſſen hatten, ſo war es ganz gut, daß ſie zuerſt Laupen mit geſammter Macht angriffen, ehe und bevor ſie auf Bern ſelbſt losgiengen. Dieſe letztre Stadt hatte durch ihre Lage (denn ſie erſtreckte ſich damals nur noch bis dahin, wo jetzt der Zeitglockenthurn ſteht, und wurde daſelbſt durch einen breiten, wilden und tiefen Graben, deſſen eintes Ende heut zu Tage der Gerwer-Graben heißt, begränzt, und vom übrigen Lande getrennt, ſonſt aber auf allen Seiten von der Aare umfloſſen) ſtarke Vortheile, und konnte in jenen Zeiten, da das grobe Geſchütz und die heutige Belagerungskunſt noch unbekannt waren, weder vom Altenberg noch von einer andern Anhöhe namhaft geſchädigt] werden. Die Bürgerſchaft war zahlreich ge-

Digitized by Google

nug, entſchloſſen bis auf den letzten Mann ſich zu wehren, und dem Feinde jeden Schritt mit Strömen ſeines beßten Bluts zu verkaufen. Laupen, welches wohlbeſetzt war, konnte damals für eine gute Vormauer gegen Freyburg paßieren, und dieſe Stadt äuſſerſt beunruhigen. Es war alſo auch den gemeinſten Regeln der Klugheit gemäß, Laupen zuvor wegzunehmen, ehe man ſich an Bern wagte, bey deſſen Belagerung ſo viele und groſſe Schwierigkeiten vorkamen; mehr als eine Belagrung aber, die von Bern und Laupen, auf einmal zu unternehmen, wäre höchſt unbeſonnen und gefährlich geweſen, und eben ſo wenig thunlich, als es 137. Jahre ſpäther für Herzog Karln von Burgund geweſen ſeyn würde, wenn er die Stadt Freyburg und Murten zugleich hätte angreifen wollen.

Eine blinde Verwegenheit und tollkühne Verachtung auch des kleinſten Feindes waren von jeher die Klippen, an welchen der Kriegsruhm von mehr als einem, ſonſt glücklichen Feldherrn geſcheitert und zu Grund gegangen iſt, und daher ſorgfältig vermieden werden ſollten. Hannibal hatte die Römer am Trebia, Ticin und Traſimen mit groſſem Verlurſte geſchlagen; dennoch kam ihm gar nicht in den Sinn, ſie zu verachten; und die Ordnung, in welcher er ſein Heer vor der Vertilgungs-Schlacht bey Cannä ſtellte, zeigt eben ſo groſſe Vorſicht und Behutſamkeit als Scharfſinn und Kriegswiſſenſchaft. So handelten nicht Teutoboch, Bojorich und die übrigen Heerführer der Cimbern und Teutonen, welche, nach mehrern den Römern beygebrachten Niederlagen, dieſelben zu verachten beginnten, und dadurch ſich ſelbſt ins Verderben ſtürzten, weil der ſchlaue und kriegserfahrne Marius ſie in ihrem Wahne beſtärkte, und ihre Fehler aufs beßte benutzte. — Eben dieſe ſtolze Geringſchätzung ihrer Gegner, deren Dapferkeit ſie gleichwohl ſchon öfters mit

Schaden erfahren hatten, blähte die Feinde der Berner auf; ſie verlieſſen ſich blindlings auf ihre Mengen, ohne zu bedenken, daß im Kriege noch öftrer entſchloſſene Dapferkeit, mit kluger Anführung verbunden, als die ſtärkre Zahl ohne letztres geſiegt hat. Eben dieſe blinde Einbildung machte, daß ſie lediglich vor Laupen, welches ihnen jedoch genug zu ſchaffen gab, ſtehn blieben, und die Belagrung zwar eifrig, aber dennoch in größter Sicherheit fortſetzten, weil ſie ſich im Taumel ihrer Ue-legenheit nicht einbilden konnten oder wollten, daß die Berner ſo geſchwind mit genugſamen, obwohl nicht ſehr groſſen Kräften den Entſatz von Laupen unternehmen würden, wie ſie in kurzem mit ihrem eignen Schaden inne wurden.

Dem Verfaſſer iſt beßtens bekannt, daß die Kriegskunſt damaliger Zeiten, in Vergleichung mit der heutigen, ſehr unbedeutend war. Indeſſen wagt er es, einen der Lage der Sachen, und der alten Kriegsart ſowohl als dem neuern Syſtem anpaſſenden Plan vorzulegen, und, ſo viel an ihm iſt, zu zeigen, wie es die wider Bern vereinbarten Feinde hätten anfangen müſſen, um ihren Zweck ſichrer und geſchwinder erreichen, und ihre Abſichten gegen dieſe Stadt ausführen zu können.

Die erſten Schritte des verbundenen Heers, nämlich die Belagerung von Laupen, dieſer Vormauer von Bern, und deren anfängliche eifrige Betreibung, waren ſehr wohl unternommen. Doch können wir nicht einſehn, warum die ganze Maſſe des feindlichen Heers vor einem ſo kleinen Ort auf Einem Flecke ſtehn blieb? Sie konnte folgendermaaſſen weit zweckmäßiger angewandt und gebraucht werden. Wenn wir das ganze vereinigte Heer in einer Mittelzahl auch nur 25000. Mann ſtark annehmen, ſo war ein Korps von 10000. Mann, meiſtens Fußvolk, hinreichend, die Belagerung zu betreiben; mit

den übrigen 15000. Mann mußten die Feinde bis zu äuſſerſt vor den Forſt herausmarſchieren, wo ſie die ſchönſte und zur Deckung der Belagerung vortheilhafteſte Stellung nehmen konnten; die nämliche, welche, ungefehr 40. Jahre vorher die Freyburger und ihre Verbündeten genommen hatten, als ſie vom Donnerbühl, unweit Bern zurückgetrieben, und von den Bernern durchs Jammerthal verfolgt worden waren. Das feindliche Fußvolk konnte nämlich die ganze Fronte des Wangen-Hügels, an deſſen Fuße das Dorf Wangen ſich befindet, beſetzen, und ſeiner ganzen Länge nach kuronnieren: Da ſich dieſer Hügel nur ſanft, und amphitheatraliſch, mit verſchiedenen, beynahe ebnen, kleinen Abſätzen erhebt, ſo hatten die Feinde Terrän genug, ſich auf dieſen Anhöhen, Front gegen Bern, gehörig zu formieren: Vor ihnen lag das Dorf Wangen; dieſes deckte ihren rechten Flügel, und ein, wegen verſchiednen darein flieſſenden Bächen vielleicht damals ſumpfigter Grund die Flanke: Längs der Front waren Gebüſche: Von Wangen erſtrecken ſich dieſe Anhöhen ziemlich gleich und faſt ununterbrochen hinter Bottigen bis gegenüber Riedern und an die Murtenſtraſſe, und werden durch eine gar nicht breite, von dem Gäbelbach durchſchlängelte Tiefe vom Riedern-Rein getrennt, auf welchem man, die Murterſtraſſe hinauf, gegen Frauen-Cappelen anſteigt: Bis hieher konnte ſich der feindliche linke Flügel ausbreiten, und zugleich auch die ſteile Höhe neben der Murtenſtraß, an welcher der Gäbelbach bis zu ſeinem Eintritt in die Aare fortfließt, beſetzen. In dieſer Stellung wäre es ſehr ſchwer geweſen, den Feinden mit Vortheil beyzukommen: Durch den Beſitz aller Anhöhen, zwiſchen denen die Straſſe von Bern nach Freyburg und die von Bern nach Murten durchgeht, waren ſie Meiſter von beyden, durch Verſperrung der Eingänge, welche

ſowohl von Brünnen und Bottigen als von Wangen her durch den Forſt nach Laupen führen. Durch ihre Stellung ſoweit vorwerts gegen Bern, von welcher Stadt ſie höchſtens 1 1/2. Schweitzer-Meile weit abſtanden, waren die Verbündeten ebenfalls allemal Meiſter von ihren Bewegungen, deckten die Belagerung von Laupen vollkommen, unterhielten vermittelſt der hinter ihn liegenden Päſſe von Gümminen und der Senſe eine ſichre Gemeinſchaft mit Freyburg, Griers, Nidau und dem Neuenburgiſchen, hatten eine ununterbrochene Operazionslinie, und waren immer im Stand, die nöthigen Zufuhren und Verſtärkungen an ſich zu ziehn. Vermittelſt ihrer beſſer vorwerts poſtierten Reiterey konnten die Feinde die ganze Gegend um Bern unſicher machen, ringsum alles verheeren, jede Bewegung der Berner ſofort wahrnehmen, und jeden Verſuch derſelben vereiteln. Dasjenige Korps, welches Graf Eberhard von Kyburg das Land herauf führte, durfte nur 8. Tage früher zwiſchen Büren und Arberg ankommen, ſo konnte ſolches vortreflich gebraucht werden, um auf dieſer Seite am rechten oder linken Aar-Ufer zu figurieren; im erſtern Fall die Gemeinſchaft, welche zwiſchen Bern und Solothurn beſtand, zu erſchweren, und durch ſcheinbare Bedrohungen alle wechſelſeitige Hülfe ſo viel möglich abzuſchneiden; im letztern Fall aber, durch die Aare gedeckt, die Gemeinſchaft der Belagrer von Laupen mit dem Aergäu zu verſichern, welche von Solothurn her ziemlich beunruhigt werden konnte. Das durch dichtes Gehölze und viele beſchwerliche Anhöhen ſehr koupierte Terrän zwiſchen Bern und Arberg (welche beyde Orte zwar kaum 4. Schweitzer-Meilen von einander entlegen ſind) deckte, nebſt der Aare, gedachtes Korps gegen jede Unternehmung der Berner auf daſſelbe. Dieſe konnten ſich, ohne die größte Verwegenheit, nicht von ihrer

Digitized by Google

Stadt entfernen, um das Ryburgſche Korps anzugreifen; und es gänzlich aufzuheben, waren ſie nicht einmal ſtark genug: Denn wenn man die Berner, auch ohne den Zuzug der Waldſtättiſchen Hülfsvölker 4=5000. Mann ſtark annehmen wollte, ſo mußte man doch, im Fall eines Angriffs auf bemeldtes Korps, eine hinlänglängliche Anzahl zu Bewahrung der Stadt Bern davon abrechnen. Das Hauptkorps der Verbündeten aber in obbeſchriebener vortheilhaften Stellung auf den Anhöhen bey Wangen, u. ſ. f. anzugreiffen, oder daſſelbe durch ein detaſchiertes Korps (wie ſchon im Treffen am Donnerbühl geſchehn ſeyn ſoll) zu tournieren, und in der Flanke oder im Rücken zu faſſen, wäre nicht minder ein gewagter Streich geweſen, welcher noch dazu einzig und allein gegen den durch den Grund bey Wangen gedeckten feindlichen rechten Flügel Statt finden konnte; weil der linke, nach Beſetzung der Höhe beym Gäbelbach an der Murten=Straſſe, ſich bis an die Aar ausbreitete, und daſelbſt anſtieß. Im allerſchlimmſten Fall hatte das Ryburgſche Korps immer freyen Rückzug nach Arberg (welches durch ſeine Lage ſchon feſt genug war) und vermittelſt dieſem Städtchen freye Gemeinſchaft mit dem Hauptheer. Zu Bedrohung der Gemeinſchaft zwiſchen Bern und Solothurn mußte das Ryburgſche Korps nur zwiſchen Büren und Arberg oder auch an letzterm Ort ſelbſt über die Aare gehn, und ſich in einer guten Stellung zwiſchen beyden poſtieren. Ja, es hätte die Berner theuer zu ſtehn kommen dörfen, wenn ſie bey der Nähe eines ungleich ſtärkern und gut gelagerten Feinds, (welcher nicht nur durch einen ſchnellen und meiſterhaften Marſch ſich mit dem Korps des Grafen von Ryburg leicht hätte vereinigen, ſondern auch bey ſeiner durch dieſe Vereinigung vergröſſerten Ueberlegenheit ihnen ſelbſt hätte auf'n Hals fallen, und ſie ungemein ins Gedränge bringen

Digitized by Google

können) einen ſolchen Streich wagen wollten. Bey allen dieſen Vorausſetzungen war es kaum anderſt möglich, als daß den Feinden, ſo lange ſie Meiſter von ihrer Stellung und ihren Bewegungen blieben, wenn nämlich kein auſſerordentlicher Fall eintrat, das belagerte Laupen ſowohl als die Stadt Bern ſelbſt in die Hände gerathen wären. Sie unterlieſſen aber dieſes alles; und ſo kams denn zuletzt, wie es kommen mußte.

Das ganze feindliche Heer ſtand, wie wir ſchon geſehn haben, beyſamen auf einem Haufen, in einem engen und ziemlich beſchränkten Terrän, wo ſie ſich weder bewegen, noch ihre Uebermacht recht gebrauchen konnten; ſie lieferten alſo die Schlacht unter ſolchen nachtheiligen Umſtänden, welche zu verbeſſern gröſtentheils in ihrer Gewalt ſtund. Noch da war es Zeit dazu, als ſchon, wie die Feinde durch ihre Späher und Vorwachten leicht hätten erfahren können, die Berner in vollem Anmarſche begriffen waren; noch da durften ſie nur mit dem gröſten Theil ihrer Völker geſchwind aufbrechen, jenen entgegengehn, ſolche auf'm Marſch ſelbſt angreifen, oder wenigſtens, um Zeit zu gewinnen, die Eingänge des Forſts, woher die Berner anrückten, beſetzen, ihnen Schritt für Schritt ſtreitig machen, und dieſelben auf dieſe Weiſe zu ermüden ſuchen: Anſtatt deſſen aber lieſſen die feindliche Feldherren die Berner auf der Höhe am Forſt, zunächſt bey ihrem eigenen Lager ruhig ankommen, und ſich daſelbſt formieren, ohne auch nur einen einzigen Reiter zu Beobachtung ihres Marſches oder zu Rekognoszierung ihrer Stellung abzuſchicken. Warum lieſſen ſie ihnen die Berner im Angriffe zuvorkommen, und ſuchten, beſonders wenn ſie das Zurückweichen eines Theils derſelben bemerkt hatten, letztre nicht ſelbſt durch einen hitzigen Anfall in den Wald zurückzutreiben, und durch Fortſetzung und gute Unterſtü-

zung deſſelben ihren Vortheil zu benutzen? Dieſes würde zuverläßig der Schlacht eine ganz andre Wendung, oder doch wenigſtens den feindlichen Heerführern Zeit und Gelegenheit verſchaft haben, ihre ganze Macht beſſer ausbreiten und gebrauchen zu können. Anſtatt aber dieſes zu thun, erwarteten ſie ſelbſt den Angriff der Berner und zwar in einer ſehr nachtheiligen Stellung, am Fuſſe des Brombergs, wo leztre zum Angriff den ganzen Vortheil der Höhe hatten, und wo die vor ihnen herbergunter getriebnen Streitwagen ihre volle Wirkung unter den Feinden thun konnten.

Es iſt gewiß, daß die Feinde der Berner keine gehörige Rückſicht auf ihre eigne wechſelſeitige Unterſtützung, wenn das Fußvolk oder die Reiterey geſchlagen werden ſollte, genommen, und hiemit keine hinlängliche Reſerven gehabt haben; ſonſt würde der Bernerſche rechte mit dem feindlichen linken Flügel noch nicht ſo bald fertig geworden ſeyn. Und endlich war es ziemlich unvorſichtig, daß die Feinde ihre ganze Reiterey rechts zogen, und ſolche den Schüſſen und Steinwürfen ihrer Gegner, welche damit die Pferde in Verwirrung brachten, bloß gaben; und obwohl, an und für ſich ſelbſt betrachtet, dieſe Reiterey auf der ganzen feindlichen Front hier noch am beßten plaziert war, ſo hätte man, unſers Erachtens, einen Theil derſelben nebſt einigem Fußvolk links hinter dem Gewaltshaufen weg, unter Begünſtigung des Gehölzes den Bernerſchen rechten Flügel umgehn laſſen, und den Hauptangriff mit dem ganzen Fußvolk zugleich thun ſollen. Denn wenn gleich nur bemeldter Flügel ſo gut möglich auf der Höhe und am Wald angelehnt geweſen, ſo war er darum doch nicht ganz und gar unumgänglich; dieſes ſind faſt mehrentheils nur diejenigen Poſizionen, deren Flanken an groſſe und nicht zu paſſierende oder zu beſtreichende Flüſſe, Moräſte und Defi-

leen angeſtützt, oder durch nahegelegne wichtige Feſtungen gedeckt ſind. Allein die Beyſeitsſetzung und Vernachläßigung guter Anſtalten, noch mehr aber die ſtolze Einbildung und Sicherheit der Feinde ſtürzte ſie ins Verderben. Jeder Augenblick iſt köſtlich! Dieſes gilt beſonders im Kriege, wo ein einziger Augenblick das Schickſal von mächtigen Staaten entſcheiden kann, und öfters für diejenige Parthey, welche den Entſcheider ungenutzt vorbeyſtreichen läßt, fürchterlich und für immer entſcheidet, aber, wenn er einmal verſäumt iſt, nimmermehr wiederkehrt. So verſäumte bey Dyrrachium der Groſſe Pompejus die ſchönſte Gelegenheit, ſeinen Gegner, den Cäſar, — deſſen Völker ſchon geſchlagen, und in größter Verwirrung waren, gänzlich aufzureiben: Er erkannte zwar ſeinen Fehler, aber zu ſpäth! Der günſtige Augenblick kam nicht wieder: Bald darauf verlor Pompeius bey Pharſalus Sieg und Ruhm, und zuletzt, als ein elender Flüchtling, in Egypten das Leben. Auf ähnliche Weiſe verſäumte im J. 1674. der Käiſerliche Feldherr, Herzog von Bournonville, den rechten Zeitpunkt, das Elſaß, welches Turenne hatte verlaſſen müſſen, zu behaupten, und ſich darinn vollkommen feſtzuſetzen. Uebermüthig ſtolz auf ein Heer von 60000. Mann vernachläßigte derſelbe, gegen den Rath des kriegserfahrnen Herzog Karls von Lothringen, des groſſen Churfürſten von Brandenburg, und andrer klugen Generale, ſogar die gemeinſten Regeln der Kriegskunſt, verlegte ſeine Völker in zerſtreute Quartiere von Baſel bis nach Straßburg, und überließ ſich einer ſorgloſen Sicherheit, aus welcher ihn der geſchickte Turenne mit größtem Schaden aufſchreckte, das Kaiſerliche Infanterie-Regiment von Portia, nebſt andern Korps, in ihren Kantonierungen einzeln aufhub, die Deutſchen bey Müllhauſen und Kolmar ſchlug, ihr, wenigſtens um ein Drittheil geſchmolz

ſchmolznes Heer aus ganz Elſas vertrieb, und ihnen den Weg zu Wiedereroberung dieſer Provinz dermaaſſen verſperrte, daß auch der ſchlaue Montekukulli, welcher dem unfähigen Bournonville in der Anführung des Deutſchen Heers nachgefolgt war, nichts ausrichten, und ſelbſt der im nächſten Jahre darauf eingetroffene Fall des unvergleichlichen Turenne den Feinden Frankreichs die Wiedereinnahme des Elſaſſes nicht verſchaffen konnte *).

Nun wollen wir auch das Betragen der Berner im Laupen-Kriege betrachten. Die vorſichtigen Anſtalten derſelben in möglichſter Befeſtigung des für ſie wichtigen Platzes Laupen, und die weiſe Ausziehung der dahin beſtimmten Beſatzung, verdienen allen Beyfall. Laupen konnte, wenn es gehörig verthaidigt wurde, die feindliche Macht ſehr lange aufhalten, und bey der Weiſe, wie die Feinde zu Werk giengen, den Bernern wenn es dieſelben nicht zu lange anſtehn lieſſen, Gelegenheit verſchaffen, einen kräftigen Entſatz zu bewirken; und dieſe Verthaidigung war am erſten von einer Beſatzung zu erwarten, welche aus dem Kern der Bürgerſchaft beſtand, und die, des Muths und der Treue ihrer zurückgelaſſenen Blutsverwandten verſichert, den ihr anvertrauten Poſten mit äuſſerſter Hartnäckigkeit beſchützen, und bis zum Entſatze behaupten konnte, welcher ſelbſt das Unmögliche gewagt haben würde.

Die Erwählung eines Oberſten Feldherrn mit unumſchränkter Gewalt war der Ernennung eines Diktators zu Rom völlig ähnlich; und Rudolf von Erlach, der dieſe wichtige Stelle erhielt, wurde dadurch dem groſſen Kamill gleich, welcher die Gallier vor Ardea wegſchlug, und Rom befreyte. Eine noch beſſre Vergleichung läßt ſich zwiſchen dem Treffen bey Laupen und der Mara-

*) Siehe hievon: Hiſtoire des quatre dernier. Campagnes du Marechal *de Turenne.*

thoniſchen Schlacht anſtellen. Das Verhältniß zwiſchen beyden ſtreitenden Theilen iſt nur der Zahl nach ungleich: Dort 100000. Perſer gegen 10000. Griechen; hier 5000. Schweizer gegen 25000. ſowol Deutſche als Welſche! Allein, mochten nicht 25000. ſtreitbare Schwaben und Burgunder 100000. verweichelte Aſiaten aufwägen? Heut Nidau, und nimmermehr! ſagte Graf Rudolf, und blieb als Held im Kampfe, da ſich hingegen die Tiridaten, Tiſſaphernen und andre ſolche feigen Satrapen am erſten mit der Flucht zu retten ſuchten. Miltiades und von Erlach ſtehn im Tempel des Nachruhms nebeneinander, wie Marathon und Laupen in der Geſchichte groſſer Kriegsthaten. Die Griechen zogen am Fuß eines Bergs, die Schweizer auf der Anhöhe, ihren Feinden vor der Stirn' in Schlachtordnung auf: Jene deckten ihre Flanken durch Verhacke von Bäumen, dieſe die Flanke und den Rücken durch das dichte und weitläufige Gehölze des Forſts. Groß und wahrhaft Römiſch war die pünktliche Unterwerfung und der ſtrenge Gehorſam der ſonſt freyen, oft ſogar unbändigen Berneꝛſchen Kriegsjugend unter die Befehle eines Feldherrn. Sie diene unſern Zeitgenoſſen zum treflichen Beyſpiel, und noch den ſpätheſten Enkeln, wenn dieſe nicht gänzlich ausarten, zur Lehre! Kühn war der Aufmarſch der Berner; entſchloſſen das äuſſerſte zu wagen, traten ſie, mit Rebenſchoſſen bekränzt, dem ſtolzen dreymal ſtärkern Feind unter Augen, und lieſſen ſich durch das feige Zurückfliehn einiger Verzagten (denn welches Heer hat nicht ſolche?) vom Schlagen nicht abſchrecken! Ihr ganzes Betragen muß darum der unpartheyiſchen Nachwelt, und zumal einem jeden Kriegsverſtändigen in einem vortheilhaften Lichte erſcheinen.

Das ganze Spiel und alle Manövers der Berner mußten auf Schlacht und Angriff gehn; und ſie giengen

auch wirklich darauf. Anderſt konnten ſie den Entſatz von Laupen unmöglich bewirken; denn den Angriff ſtehnden Fuſſes zu erwarten, würde ihr unvermeidlicher Untergang geweſen ſey. Die Geſchichte aller Kriege belehrt uns, daß die gröſten und dapferſten Feldherren, auch mit der kleinſten Macht, immer auf den Angriff giengen; ſich ſelbſt von dem überlegenſten Feinde nie angreifen lieſſen, und dabey meiſtens glücklich waren. Miltiades, Epaminondas, Alexander, Kamill, Marcellus, die Scipionen, Cäſar, Heinrich IV. Guſtav Adolf, Bernhard von Saxen-Weimar, Rondé, Turenne, Johann Sobieski, Marlborough, Eugen, Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau und ſein noch gröſſrer Schüler, König Friedrich der Einzige, Ferdinand von Braunſchweig, Laudon, Romanzow und andre berühmte Heerführer befolgten ohne Ausnahme dieſen Grundſatz; und wenn ſie auch zuweilen durch beſondre Umſtände in den Vertheidigungskrieg zurückgeworfen wurden, ſo verwandelten ſie doch denſelben bey der erſten Gelegenheit wieder in den lebhafteſten Angriff. Die Urſachen aber, warum jene groſſe Feldherren bey dieſem Syſtem ſich ſo wohl befanden, und warum auch, unter andern, die Berner bey dem Entſatze von Laupen, freylich der damaligen Kriegskunſt gemäß, nach demſelben verfahren mußten, liegen in den Grundſätzen der angewandten Taktik und der Kriegswiſſenſchaft ſelbſt *), daher wir ſie hier nicht berühren dürfen. Bey Laupen mußte aber eine Schlacht gewagt ſeyn; und da alles vom Schickſal derſelben abhieng, ſo waren die Berner genöthigt, ihr Aeuſſerſtes zu thun, um einen entſcheidenden Sieg zu erfechten, wenn ſie nicht mit der Wurzel wollten ausgerottet werden. Dieſes Treffen war für Bern eben ſo

*) Man unterſcheidet erſtre nämlich von der reinen Taktik, welche die Anfänge, ſo wie jene die Ausführung derſelben enthält.

Digitized by Google

entſcheidend, als es Marathon für Athen, Leuktra für Theben, und die Schlacht bey Vercelli mit den Cimbern für Rom geweſen ſind. Laßt uns jetzt die übrigen Schritte, welche die Berner thaten, und auch andre, welche ſie mit Vortheil oder Schaden hätten thun können, noch ein wenig beleuchten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Berner ſehr klug darinn handelten, ſich gar in keine wichtige Unternehmung einzulaſſen, ehe ſie die gehörige Verſtärkung erhalten hatten. Zwar läßt ſich auch nicht einſehn, was ſie, bey ihrer anfänglich ſo gar geringen Macht, für einen entſcheidenden Streich hätten wagen ſollen, um ſich ſelbſt und den ihrigen in Laupen Luft zu machen? Denn nicht einmal bey der wirklich gehabten ſchlechten, noch weniger bey der oben vorgeſchlagnen beſſern Stellung des feindlichen Heers konnten die Berner für ſich allein mit einigem Erfolge daſſelbe angreifen; und ſie liefen im letztern Falle groſſe Gefahr, gänzlich in die Mitte zu kommen. Wollte man dagegen einwenden, daß die Berner in der Verzweiflung, welche oft noch ſchwerere Dinge möglich macht, die Feinde, trotz derſelben weit ſtärkern Zahl und der beßten Stellung, hätten angreifen, und, wo nicht beſiegen, doch ihnen groſſen Schaden zufügen können; ſo antworten wir wieder: Daß ein ſolches Wageſtück unſre Väter, ohne einen verhältnißmäßigen Nutzen zu bringen, ſelbſt geſchwächt, dieſelben an einem nachdrücklichen Entſatze verhindert, ihren Untergang aber nur verſchoben, aber ſolchen nicht gänzlich entfernt haben würde. So lange man zu Bern auf Hülfe und Beyſtand von Hasle, Simmenthal und den Waldkantonen rechnen konnte, ſo war die Republick noch nicht verloren. Von Erlach und der ſtandhafte Berner-Senat hatten gegründete Hoffnung, durch Muth und weiſe Anführung ſich zu retten, Laupen zu entſetzen,

das Luftgebäude der feindlichen Siegsträume ſchrecklich zu zertrümmern, die Vernichtung Berns für immer zu entfernen, ihre geſchwornen Feinde ſelbſt auszutilgen, und, mit Einem Wort, den vollkommenſten Sieg davonzutragen. Da keine von beyden feindlichen Stellungen ſo beſchaffen war, daß die Hülfsvölker aus dem Simmenthal u. ſ. f. auf ihrem Marſche ſehr hätten beunruhigt, oder gar von Bern abgeſchnitten werden können, ſo war es ſichrer, derſelben Ankunft zu erwarten, ehe man ſich auf etwas Entſcheidendes einließ — und erſt alsdann mit vereinigten Kräften auf den Feind loszugehn.

Ein Angriff auf das Korps des Grafen von Kyburg gieng bey der von uns vorgeſchlagnen Stellung der Feinde zwiſchen Wangen und Riedern gar nicht an; und bey derjenigen, welche dieſelbe wirklich genommen hatten, ſo ſchlecht ſie war, entſchied ein ſolcher Angriff, wenn er auch gelungen wäre, noch immer wenig, ſo lange die Berner nicht Büren, und beſonders das wegen ſeiner Lage noch wichtigere Arberg wegnehmen, alſo die Gemeinſchaft der Belagerer mit Nidau u. ſ. f. unterbrechen, und, ſo zu ſagen, in die Flanke ihres Marſches eindringen konnten. Wenn aber die Berner in genugſamer Anzahl im Feld zu erſcheinen vermochten, daß ſie es wagen durften, ihren Gegnern durch die Belagerung irgend eine Diverſion zu machen, ſo mußten ſie das Schickſal ihrer Stadt und der ſpätheſten Nachkommenſchaft nicht von dem, bey aller ihrer Dapferkeit ungewiſſen, Ausgang einer Schlacht abhängen laſſen. Allein damals war es noch Sitte, den Feind da, wo man ihn fand, anzugreifen; und keiner wiech dem andern ſo bald aus. Die Kriegsgeſchichte des vorigen Jahrhunderts liefert uns Beyſpiele genug, daß ein Feldherr, um ſeinen Gegner von dieſer oder jener belagerten Feſtung wegzubringen, eine andre angegriffen, und daß beſonders in den

Digitized by Google

Niederländiſchen Feldzügen der liſtige Spinola, Piccolomini, Prinz Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien einander auf dieſe Weiſe viel zu ſchaffen machten. So finden wir z. B. wie leztrer, um den Spinola von Oſtende, welches dieſer belagerte, und woran den Holländern ſehr viel gelegen war, wegzuziehn, ſich, zwar umſonſt, bemüht, und ihm dieſe wichtige Feſtung zulezt überlaſſen mußte, dagegen aber inzwiſchen den Spaniern Sluis und einige andre Pläze abgenommen habe. Die Berner waren zu klug, als daß ſie, vornämlich, wenn wir oftbemeldte Stellung ihrer Gegner unweit Bern annehmen, ſich hätten ſollen beygehn laſſen, das Kyburgiſche ſoweit von dieſer Stadt figurierende Korps anzugreifen, oder in ſeiner rechten Flanke zu faſſen, wo es durch Aarberg und den Aar-Fluß völlig gedeckt war, ſie ſelbſt aber Gefahr liefen, auf ihrer Front und linken Flanke zugleich angegriffen zu werden; und dann hatten ſie von Glück zu reden, wenn ſie mit blauem Auge davongekommen, und nicht etwa gar von Bern koupiert, oder gänzlich geſchlagen worden wären. Gegen die linke Flanke des Kyburgiſchen Korps, welche einigermaaſſen durch Büren gedeckt war, ließ ſich mit Erfolg nicht viel unternehmen, weil die Berner, wenn ſie auch über Reichenbach und Urtenen, von den Solothurnen unterſtüzt, gegen daſſelbe angerückt wären, ſich zu weit von Bern hätten entfernen, und dazu der damals noch feindlichen Stadt Burgdorf die rechte Flanke, ja faſt den Rücken bloßgeben müſſen. Dazu konnten ſie nicht anderſt an die feindliche Flanke gelangen, als wenn ſie den Bucheꝛberg paßiert hatten, welches eine Reihe von nicht unbeträchtlichen waldigten Hügeln iſt, die ſich 3. Schweitzer-Meilen nordwerts von Bern erheben, und nahe bey Solothurn abfallen. Dieſe Hügel ſind auf der Oſt- und Süd-

ſeite, gegen Bern und Burgdorf hin, meiſtens höher und ſteiler als auf der weſt- und nördlichen gegen Büren und Solothurn, wo dieſelben ſanftere Abdachungen haben; ſo daß der Vortheil von der Anhöhe auf Seiten der Feinde geweſen wäre. Dagegen fand ein Ueberfall des Kyburgiſchen Korps von Solothurn her gegen Büren ſtatt; denn eben die Lage des Buchekbergs, wodurch dieſes Korps auf ſeiner linke Flanke wider einen Anfall der Berner geſichert wurde, begünſtigte auch im Gegentheil eine Unternehmung von Solothurn her auf ſolches und auf das Städtchen Büren ſelbſt, welches wegen einem, daſſelbe beherrſchenden, Hügel, minder vortheilhaft gelegen iſt als Arberg. Da der Graf Eberhard vermuthlich viele von ſeinen Angehörigen zu Burgdorf, u. ſ. f. unter ſeinem Korps gehabt, ſo mochte die Beſatzung in ebenerwähntem Orte ſchwerlich mehr ſtark genug geweſen ſeyn, Solothurn über die maaſſen zu beunruhigen, oder gar eine Unternehmung auf dieſe Stadt zu wagen; und alſo konnten die Solothurner leicht in der Stille mit einem hinlänglichen Detaſchement auf der rechten Seite der Aare, längs dem Buchekberg, hinaufmarſchieren, Büren unerwartet überrumpeln, und jenes feindliche Korps zu zerſprengen oder aufs Haupt zu ſchlagen ſuchen. Gerieth der Streich ganz, ſo war dieſer Vorfall eine Diverſion zu Gunſten der Berner; gerieth er aber nur halb, oder gar nicht, ſo war die Einbuſſe wahrſcheinlich nicht groß, und in der Hauptſache noch immer nichts verloren: Denn die Feinde konnten den Solothurnern weder zu weit nachgehn, noch ihnen den Rückweg verrennen, weil ihr Marſch einerſeits durch die Aare, anderſeits aber durch den Buchekberg ſelbſt gedeckt wurde; und ſelbſt im allerſchlimmſten Falle für Solothurn war oftbemeldtes feindliches Korps an und für ſich zu ſchwach, etwas von Wichtigkeit gegen dieſe Stadt zu wagen.

Digitized by Google

Die Feldherren der vereinigten Feinde begiengen in Anſehung einer übelgewählten Stellung, wo ſie ihre Uebermacht nicht brauchen konnten, eben den Fehler, welchen etwa 1500. Jahre vorher Mithridats Feldherr, Archelaus, bey Chäronea gemacht hatte, wo ihn Sylla mit einem weit kleinern Heer angriff, und aufs Haupt ſchlug.

Eben dieſer Sylla lief die größte Gefahr, in der Schlacht am Colliniſchen Thore bey Rom den Kürzern zu ziehn, weil Craſſus, welcher den Römiſchen rechten Flügel anführte, nach Beſiegung des Samnitiſchen linken, denſelben zuweit gegen Präneſte verfolgt hatte; ſo daß des Sylla ganzes Glück nöthig war, dem feindlichen rechten, welchen Pontius Teleſinus mit eben ſo vielem Muth als groſſer Geſchicklichkeit befehligte, zu widerſtehn, und endlich die Schlacht zu gewinnen. Wenn die Berner bey Laupen, nach Beſiegung des feindlichen Fußvolks, ſich mit Verfolgung deſſelben lange hätten abgeben wollen, und nicht gleich, der Abrede zufolge, dem Adel und der feindlichen Reiterey, welche den Waldſtättiſchen Völkern hart zuſetzten, in die Flanke gefallen wären, ſo hätte der Sieg noch lange zweifelhaft bleiben dürfen, oder wäre vielleicht gar nicht entſcheidend geweſen.

Die wenige Reiterey der Berner, und die dabey befindlichen 80. Helme von Solothurn, konnten ſich mit der weit zahlreichern feindlichen gar nicht meſſen, und wurde daher ſehr weislich hinter das Waldſtättiſche Fußvolk geſtellt, wo ſie daſſelbe unterſtützen, und von ihm ſelbſt unterſtützt werden konnte. Es ſind uns verſchiedene Beyſpiele bekannt, daß ein Heer, aus Mangel an genugſamer Reiterey, oder weil dieſe durch eine weit ſtärkre feindliche zum Weichen gebracht worden, den bereits erfochtenen Sieg unvollſtändig verbleiben, wo nicht gar aus den Händen mußte entwiſchen laſſen. Ein

Digitized by Google

einziges derſelben zu berühren. Am 21. Sept. 1759. im Treffen bey Korbiz unweit Meiſſen, welches zwiſchen der Reichs-Armee unter dem Prinz von Zweybrücken und den Preußiſchen Völkern unter Anführung des Generallieutnants von Fink vorfiel, hatten nämlich 5. Bataillons vom rechten Flügel dieſer letztern, welche der General-Major Karl von Rebentiſch befehligte, mehrere Bataillons des gegenſeitigen linken würklich geſchlagen, und ihnen Kanonen, Fahnen und Gefangene abgenommen; weil aber die, aus 2. Dragoner-Regimentern beſtehnde Kavallerie vom Preußiſchen rechten Flügel durch eine faſt dreymal ſtärkre gegentheilige öfters zurückgeworfen wurde, ſo konnte die ſiegende Infanterie ihre Vortheile nicht weiter verfolgen, ſondern mußte vielmehr die bereits errungenen wieder fahren laſſen, und ſich mit Behauptung ihrer Stellung begnügen; welches ganz anderſt hätte herauskommen müſſen, wenn die Preuſſen ſtärker an Kavallerie geweſen wären. Es ſind noch mehrere Beyſpiele vorhanden, daß das Fußvolk, auch ohne den Beyſtand der Reiterey, oder gar nachdem letztre ſchon geſchlagen geweſen, den Sieg auf ſeine Seite geriſſen, als daß die Reiterey ohne daſſelbe geſiegt habe. Die alte und neue Geſchichte giebt uns ſehr viele Beweiſe davon; unter dieſen wollen wir nur das Treffen bey Sinzheim i. J. 1674. worinn das Franzöſiſche Fußvolk die bereits ſiegende Deutſche Reiterey zurücktrieb und die Sachen wiederherſtellte, die Schlacht bey Fleurus i. J. 1691. in welcher die Infanterie der Deutſchen und Holländer ihrer geſchlagnen Kavallerie noch mit Ehren davon half, und die Schlacht bey Molwiz, im J. 1741. wo Feldmarſchall Schwerin an der Spitze des Preußiſchen Fußvolkes den durch die Niederlage der Reiterey ſchon halb verlorenen Sieg auf die Seite ſeines Königs zog, u. a. m. anführen.

Digitized by Google

Eine Ehre für Berns damalige Bürger war es, daß ſie das belagerte Laupen mit kleiner Anzahl ſo muthig verthaidigten; und eine eben ſo groſſe, daß der entſchloſſene Senat dieſes wachſenden Freyſtaats, auch in der gröſten Noth, nicht an deſſen Erhaltung verzweifelte! Eine Ehre war es für die Berner, daß ſie nach der Schlacht ihre verwundeten Feinde ſo menſchlich behandelten; und endlich gereicht es ihnen zum höchſten Preiß, daß ſie ihren Sieg ſo gut zu benutzen wußten, und die Gröſſe ihres Staats auf den flammenden Ruinen der feſten Burgen ihrer grimmigſten Häſſer emporſteigen lieſſen. Der Sieg bey Laupen bahnte unſern biedern Altvordern den Weg zu ihrem und ihrer Nachkömmlingen Glück, und zu einem Ruhm:

Den kaum, nach langer Zeit, der Enkel Abart leſcht!

Es war inſoweit nichts beſonders, daß die Berner mit 5000. Mann 25000. Feinde ſchlugen denn dieſes kömmt in den Geſchichten Griechenlands und Roms ungemein häufig vor. Die Gegner der kleinern Anzahl verlieſſen ſich insgemein, von blindem Stolz und Uebermuth aufgebläht, auf ihre, oft zehnfach gröſſre Uebermacht; ſie bedachten nicht, daß die Menge zum Sieg das wenigſte beyträgt, und daß der gröſte Vortheil, den man von derſelben hat, in der Kunſt beſteht, ſolche recht zu gebrauchen, und durch geſchickte Manövers und Bewegungen den ſchwächern Gegner damit überall in die Enge zu treiben; weil ſonſt ein allzuſtarkes Heer eben durch ſeine Menge ſeinem eignen Herrn und dem Staat ſelbſt zur Laſt fällt *). Wir glauben nicht zu viel zu wa-

*) Der durch ſeine Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs und andre ſchöne militariſche Werke rühmlich bekannte Königlich Preußiſche Oberſtlient. bey der Artillerie, Herr von Tempelhof, ſagt irgendwo: „Eine dem Feind an der Zahl ſehr überlegene Armee „habe hauptſächlich und lediglich den Vortheil, daß ſie einen ſchwä-

gen, wenn wir behaupten, daß, auch nach dem heuti-
gen Kriegsſyſtem, mit der heutigen Kriegsart und dem
Gebrauch des Geſchützes, bey den auf feindlicher Seite
begangnen Fehlern, bey dem unter ihnen herrſchenden
Mangel an guter Disziplin und ihrer wenigen Kriegs-
wiſſenſchaft, die Berner, bey ihrem damaligen Betragen
und ſtandhaften Muth, eben ſo gewiß den Sieg erfoch-
ten haben würden.

Man erlaube mir noch folgende, vielleicht hier nicht
unpaſſende, Anmerkung zu machen. Vor ungefehr 40.
Jahren ſchrieb ein groſſer Feldherr aus königlichem Ge-
blüt an den erſten Kriegsminiſter eines mächtigen Mo-
narchen *): „Daß die Völker deſſelben, wegen ihrer
„unzulänglichen Erfahrenheit in den heutigen Kriegsma-
„növern, vor allen Gefechten in weiten Ebenen, und
„ſolchen Gegenden, wo man ihnen in ſchnellen Wen-
„dungen ſehr überlegen ſey, ſich äuſſerſt hüten, dagegen
„aber ſich bloß auf Poſtengefechte und Handſtreiche (coups
„de main) einlaſſen müßten„. Sollten wir Schweitzer
uns dieſes nicht merken, und uns nie mit dem Groſſen, wohl
aber mit dem Kleinern des Kriegs abgeben? Lage, Ter-
rän und Gebürge bieten uns gleichſam die Hand zu
letzterm: Wir haben lange genug die Deutſchen und
Franzoſen in ihrem Kriegsweſen nachgeahmt; ſollten
wir alſo nicht auch trachten, uns ein eigenes Syſtem zu
erſchaffen, welches unſern Umſtänden viel angemeßener,
und zur Zeit der Noth von weit gröſſerm Nutzen ſeyn
würde, als alle dieſe mühſam erlernte Taktik, welche
wir uns nie zu eigen machen, oder es doch darinn kaum
weit bringen werden **).

chern Gegner durch ſtarke, auf ſeine Flanken geſchickte, Korps in
die Enge treiben könne, u. ſ. f.

*) Der Marſchall von Sachſen an den Grafen von Argenſon.

**) Eben auf die Nothwendigkeit, eine eigne, dem Schweitzer-

„Lieber Herr von Kramburg, ſaget nur Euern „Herren von Bern: Freunde lerne man nie beſſer „kennen als in der Noth„! So lautete die von den Landsgemeinden der III. Waldſtätten dem Berneſchen Geſandten ertheilte Verſicherung. Wo iſt eine mit mehrerer Dienſtbegierde und nachbarlicher Freundſchaft begleitete Zuſage zu finden? Ja wahrlich! Wir — die Enkel derjenigen Berner, denen eine ſo wichtige Hülfe in ihrer größten Noth geleiſtet worden, haben, nächſt Gott, alles was wir ſind, dem freundeydgenößiſchen Zuſprunge jener braven Helvezier zu danken; und zu allen Zeiten müſſen wir, wenn wir anderſt nicht unſre redlichen Altfodern noch in der Gruft beſchimpfen wollen, den Nachkommen unſrer großmüthigen Helfer, unſern Eydsgenoſſen zeigen, daß wir dankbarer Ahnen nicht unerkenntliche Enkel ſeyn und bleiben wollen. Und ewig

Heilig, Brüder! ſey die Stätte,
Wo die Väter um die Wette
Stritten, und im Feu'r der Schlacht
Einſt uns alle frey gemacht!

F. L. Haller.
Hauptmann.

land und der Nazion angemeſſene, Taktik ausfündig zu machen, und in Ausübung zu bringen, zielte die ſo ſchöne und nachdrucksvolle Rede, welche Weil. Se. Ex. Herr General-Lieut. von Lentulus vor ein Paar Jahren der Militär. Helvet. Verſammlung zu Surſee, bey ſeiner Erwählung zum Präſidenten derſelben, gehalten hat.

II.

Auszuge aus der Lebensgeſchichte eines armen Mannes.

(Geſchrieben i. J. 1781 — 85.)

(Fortſetz. S. Muſ. 4. Jahrg. 3. Heft. S. 200. u. f.)

XXI.

Neue Geſchäfte, neue Sorgen.

(1747.)

Denn nun hieß es: Eingeſpannt in den Karren mit dem Buben, in's Joch — Er iſt groß genug! — Wirklich tummelte mich mein Vater meiſterlich herum; in Holz und Feld ſollt' ich ihm ſtatt eines vollkommnen Knechtes dienen. Die mehrern Mal überlud er mich; ich hatte die Kräfte noch nicht, die er mir nach meiner Gröſſe zutraute; und doch wollt' ich dann ſtark ſeyn, und keine ſchwere Bürde liegen laſſen. In Geſellſchaft von ihm oder mit den Taglöhnern arbeitete ich gern; aber ſobald er mich allein an ein Geſchäft ſchickte, war ich faul und läſtig, ſtaunte Himmel und Erde an, und hieng, ich weiß ſelbſt nicht mehr was vor allerley Gedanken und Grillen nach; das freye Gaißbubenleben hatte mich halt verwöhnt. Das zog mir dann Scheltwort oder gar Streiche zu; und dieſe Strenge war nöthig, obſchon ich's damals nicht faſſen konnte. Im Heuet beſonders gab's bisweilen faſt unertragliche Bürden. Oft ſtreckt' ich mich vor Mattigkeit, und faſt zerſchmolzen von Schweiß, der Länge nach auf dem Boden, und dachte: Ob's wohl auch in der Welt überall ſo mühſelig zugehe? Ob ich mich grad' itzt aus dem Staub ma-

chen ſollte? Es werde doch an andern Orten auch Brod geben, und nicht gleich Henken gelten: Ich hätte auf der Kreutzegg beym Geißhüten mehrere ſolche Burſche geſehen, denen's auſſer ihrem Vaterland, wie ſie mir erzählten, recht wohl gegangen — und was des Zeugs mehr war. Dann aber fand ich wieder: Nein! Es wäre doch Sünd, von Vater und Mutter wegzulaufen: Wie? wenn ich ihnen ein Stück Boden abhandeln, es bauen, brav Geld daraus ziehen, dann aus der Loſung ein Häusgen drauf ſtellen, und ſo vor mich leben würde? Huſch! ſagt' ich eines Tags, das muß jetzt ſeyn! — Aber, wenn mir's der Aeti abſchlägt? — Ey! friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Ich nahm alſo das Herz in beyde Hände, und bat den Vater noch deſſelben Abends, daß er mir ein gewiſſes Stücklein Lands abtreten ſollte. Nun ſah er freylich meine Narrheit wohl ein; aber er ließ mich's nicht merken, und fragte nur: Was ich dann damit anfangen wollte? „Ha„! ſagt' ich, „es in Ehren legen, „Mattland daraus machen, und den Gewinn davon „beyſeite thun„. Ohne eine mehreres Wort zu verlieren, ſprach er dann: „So nimm eben die Zipfelwaid; „ich geb ſie dir um fünf Gulden.„ Das war nun ſpottwohlfeil; hier zu W. wär' ſo ein Grundſtück mehr als hundert Gulden werth. Ich ſprang darum vor Freuden hoch auf, und fieng ſogleich die neue Wirthſchaft an. Den Tag über arbeitete ich für den Vater; ſobald der Feyrabend kam, vor mich; ſogar beym Mondſchein, da macht ich aus dem noch vor Nacht gehauenen Holz und Stauden, kleine Burden von Brennholz zum Verkaufen. Eines Abends dacht' ich ſo meiner jetzigen Lage nach; mir fiel ein: „Deine Zipfelwaid iſt gar wohlfeil! Es könnte „den Vater reuen, und er's wieder an ſich ziehen, wenn „ich ihm den Kaufſchilling nicht baar erlege. Ich muß „um Geld ſchauen, ſo kann er mir nicht mehr ab der

„Hand gehn„. Ich gieng alſo zum Nachbar Görg, erzählt' ihm den ganzen Handel, und bat ihn, mir die 5. fl. zu liehen; ich woll' ihm bis auf Wiederbezahlung mein Land dafür zum Pfand einſetzen. Er gab mir's ohne Bedenken. Ganz entzückt lief ich damit zum Vater, und wollt' ihn ausbezahlen. Potz hundert! wie der mich anſchneutzte: „Wo haſt du das Geld her„? Es fehlte wenig, ſo hätt' es noch Ohrfeigen oben drein geſetzt. Im erſten Augenblick begriff ich nicht, was ihn ſo entſetzlich bös mache. Aber er erklärte mir's bald, da er fortfuhr: „Du Bärnhäuter! Mir mein Gut zu verpfänden„! riß mir dann die fünf Gulden aus der Hand, rannte im Augenblick zu Görg, und gab ſie ihm wieder, mit Bedeuten: Daß er, ſo lieb ihm Gott ſey! ſeinem Buben kein Geld mehr liehe; Er woll' ihm ſchon geben, was er brauche, u. ſ. f. — So war meine Freude kurz. Der Aeti, nachdem er bald wieder beſänftigt war, mocht mir lang ſagen: „Ich brauch ihm das Ding gar „nicht zu zahlen; ich könn' ihm ja ein billiges Zinslein „geben: Der Schlempen Waid werde die Sach nicht „ausmachen; ich ſoll nur damit ſchalten und walten wie „mit meinem Eigenthum„. Ich konnt' es ihm nicht glauben; denn er lachte dabey immer hinten im Maul. Das war mir verdächtig. Aber er hatte guten Grund dafür. Endlich fieng ich einfältiger Tölpel an, mich wieder zu beruhigen; und machte aufs neue die Rechnung hinterm Wirth, was ich aus dem Bletz mit der Zeit vor Nutzen ziehen wollte — als eines Tags mir die Kühe in mein Aeckerlein brachen, den jungen Saamen abfraſſen, auch mein Holz eben damals keine Käufer fand, und mir faſt alles liegen blieb. Solche gehäufte Unglücksſtreiche nahmen mir nun mit Eins den Muth; ich überließ den ganzen Plunder wieder dem Vater, und bekam von ihm zur Entſchädigung ein flanellenes Bruſttuch.

XXII.

O der unſeligen Wißbegierde!

Ich bin in meinen Kinderjahren nur wenige Wochen in die Schule gegangen; bey Haus hingegen mangelte es mir gar nicht an Luſt, mich in mancherley unterweiſen zu laſſen. Das Auswendiglernen gab mir wenig Müh: Beſonders übt' ich mich fleißig in der Bibel; konnte viele darinn enthaltene Geſchichten aus dem Stegreif erzählen, und gab ſonſt überhaupt auf alles Achtung, was mein Wiſſen vermehren konnte. Mein Vater las' auch gern etwas Hiſtoriſches oder Myſtiſches. Gerad um dieſe Zeit gieng ein Buch aus, der flüchtige Pater genannt. Er und unſer Nachbar Hans vertrieben ſich manche liebe Stunde damit, und glaubten an den darinn prophezeyten Fall des Antichriſts, und die dem End der Welt vorgehnden nahen Strafgerichte, wie an's Evangelium. Auch Ich las' viel darinn; predigte etlichen unſrer Nachbarn mit einer ängſtlich andächtigen Miene, die Hand vor die Stirn geſtemmt, halbe Abende aus dem Pater vor, und gab ihnen alles vor baare Münz aus; und dieß nach meiner eignen völligſten Ueberzeugung. Mir ſtieg nur kein Gedanke auf, daß ein Menſch ein Buch ſchreiben könnte, worinn nicht alles pur lautere Wahrheit wäre; und da mein Vater und der Hans nicht daran zweifelten, ſchien mir alles vollends Ja und Amen zu ſeyn. Aber das brachte mich dann eben auf allerley jammerhafte Vorſtellungen. Ich wollte mich gern auf den bevorſtehnden Jüngſten Tag recht zubereiten; allein da fand ich entſetzliche Schwierigkeiten, nicht ſo faſt in einem böſen Thun und Laſſen, als in meinem oft argen Sinn und Denken. Dann wollt ich mir wieder Alles aus dem Kopf ſchlagen; aber vergebens, wenn ich zumal unterweilen auch in der Offenbarung Johannis oder

Digitized by Google

im Propheten Daniel laſ', ſo ſchien mir alles das, was der Pater ſchrieb, vollends gewiß und unfehlbar. Und was das Schlimmſte war, ſo verlor ich ob dieſer Ueberzeugung gar alle Freud' und Muth. Wenn ich dann im Gegentheil den Aetti und den Nachbar faſt noch fröhlicher ſah als zuvor, machte mich ſolches gar confus; und kann ich mir's noch itzund nicht erklären, wie das zuging. So viel weiß ich wohl, ſie ſteckten damals beyde in ſchweren Schulden, und hofften vielleicht durch das End der Welt davon befreyt zu werden: Wenigſtens hört' ich ſie oft vom Neufundnen Land, Carolina, Penſylvani und Virgini ſprechen; ein andermal überhaupt von einer Flucht, vom Auszug aus Babel, von den Reiſekoſten u. dgl. Da ſpitzt' ich dann die Ohren wie ein Haas. Einmal, erinnr' ich mich, fiel mir wirklich ein gedrucktes Blatt in die Hände, das einer von ihnen auf dem Tiſch liegen ließ, und welches Nachrichten von jenen Gegenden enthielt. Das laſ' ich wohl hundertmal; mein Herz hüpfte mir im Leib bey dem Gedanken an dieß herrliche Canaan, wie ich mir's vorſtellte. Ach! wenn wir nur alle ſchon da wären, dacht' ich dann. Aber die guten Männer, denk' ich, wußten eben ſo wenig als ich, weder Steg noch Weg; und wahrſcheinlich noch minder, wo das Geld herzunehmen. Alſo blieb das ſchöne Abentheur ſtecken, und entſchlief nach und nach von ſelbſt. Indeſſen laſ' ich immer fleißig in der Bibel; doch noch mehr in meinem Pater, und andern Büchern; unter anderm in dem ſogenannten Pauli-Karrer, und dann in dem weltlichen Liederbuch, deſſen Titel mir entfallen iſt. Sonſt vergaß ich, was ich geleſen, nicht ſo bald. Allein mein unruhiges Weſen nahm dabey ſichtbarlich zu, ſo ſehr ich mich auf mancherley Weiſe zu zerſtreuen ſuchte; und, was das Schlimmſte war, ſo hat

ich das Herz nie, dem Pfarrer, oder auch nur dem Vater hievon das Mindeſte zu offenbaren.

XXIII.

Unterweiſung.

(1752.)

Indeſſen wundert' es mich doch bisweilen ſehr, wie mein Vater und der Pfarrer von dieſem und jenem Spruch in der Bibel, von dieſem und jenem Büchlin denke. Letztrer kam oft zu uns, ſelbſt zu Winterszeit, wenn er ſchier im Schnee ſtecken blieb. Da war ich ſehr aufmerkſam auf alle Discurſe, und merkte bald, daß ſie meiſt bey Weitem nicht einerley Meynung waren. Anfangs kam's mir unbegreiflich vor, wie doch der Aetti ſo frech ſeyn, und dem Pfarrer widerſprechen dürfe? Dann dacht ich auf der andern Seite wieder: Aber mein Vater und der flüchtige Pater zuſammen ſind doch auch keine Narren, und ſchöpfen ihre Gründe ja wie jener aus der gleichen Bibel. Das ging dann in meinem Sinn ſo hin und her, bis ich's etwa wieder vergaß, und andern Fantaſeyen nachhing. Inzwiſchen kam ich in dem nämlichen Jahr zu dieſem Pfarrer, Heinrich Näf von Zürich, in die Unterweiſung zum H. Abendmal. Er unterrichtete mich ſehr gut und gründlich, und war mir in der Seele lieb. Oft erzählt' ich meinem Vater ganze Stunden lang, was er mit mir geredet hatte; und meynte dann, er ſollte davon ſo gerührt werden wie ich. Bisweilen that er, mir zu gefallen, wirklich dergleichen *); aber ich merkte wohl, daß es ihm nicht recht zu Herzen ging. Doch ſah ich auch, daß er überhaupt Wohlgefallen an meinen Ent-

*) Dergleichen thun. Schweizerſcher Provinzialausdruck für: Sich ſo ſtellen.

pfindungen und an meiner Aufmerkſamkeit hatte. Nach-
werts ward dieſer Heinrich Näf Pfarrer gen Humbrech-
tikon am Zürichſee; und ſeither, glaub' ich, kam er noch
näher an die Stadt. Noch auf den heutigen Tag iſt
meine Liebe zu ihm nicht erloſchen. Viel hundertmal
denk' ich mit gerührter Seele an dieſes redlichen Manns
Treu und Eifer; an ſeinen liebevollen Unterricht, welchen
ich von ſeinen holdſeligen Lippen ſog, und den mein damals
gewiß auch für das Gute weiche und empfängliche Herz
ſo begierig aufnahm. — O der redlichen Vorſätze und
heiligen Entſchlüſſe, die ich ſo oft in dieſen unvergeßli-
Stunden faßte! Wo ſeyt ihr geblieben? Welchen Weg
ſeyt ihr gegangen? Ach! wie oft ſeyt ihr von mir zu-
rückgerufen, und dann leider doch wieder verabſcheidet
worden! — O Gott! Wie freudig ging ich ſtets aus dem
Pfarrhauſe heim, nahm gleich das Buch wieder zur
Hand, und erfriſchte damit das Angedenken an die em-
pfangenen heilſamen Lehren. Aber dann war eben bald
alles wieder verflogen. Doch ſelbſt in ſpäthern Tagen,
— ſogar in Augenblicken, wo Lockungen von allen Sei-
ten mir die ſüſſeſten Minen machten, und mich bereden
wollten, das Schwarze ſey wo nicht Weiß, doch Grau —
ſtiegen mir meines ehemaligen Seelſorgers treugemeinte
Warnungen noch oft zu Sinn, und halfen mir in man-
chem Scharmützel mit meinen Leidenſchaften den Sieg
erringen. Was ich mir aber noch zu dieſer Stunde am
wenigſten vergeben kann, iſt mein damaliges öfteres Heu-
cheln, und daß ich, ſelbſt wenn ich mir keines eigentli-
chen Böſen bewußt war, doch immer noch beſſer ſcheinen
wollte, als ich zu ſeyn mich fühlte. Endlich — ich weiß
es ſelbſt nicht — war vielleicht auch das ein Tuck des ar-
men Herzens: Daß ich z. E. oft, und zwar wenn ich
ganz allein bey der Arbeit war, wirklich mit gröſſerer
Luſt etliche geiſtliche Lieder, die ich von meiner Mutter

gelernt, als meine weltlichen Quodlibet ſang — dann aber freylich allemal wünſchte: Daß mich mein Vater izt auch hören möchte, wie er mich ſonſt meiſt nur über meinem loſen Lirum Larum ertappte. O wie gut wär's für Eltern und Kinder, wenn ſie mehr, und ſo viel immer möglich beyſammen wären.

XXIV.

Neue Cameradſchaft.

Uebrigens hatte der Pfarrer in ſeinem kleinen Krynau, gedachtes Jahr 1752. neben mir nur ein einzigen Buben in der Unterweiſung. Dieſer hieß H. B. ein fuchsrother Erzſtockfiſch. Wenn ihn der Herr was fragte, hielt der Burſche immer ſein Ohr an mich, daß ich's ihm einblaſen ſollte. Was man ihm hundertmal ſagte, vergaß er hundertmal wieder. Am H. Abend, da man uns der Gemeind vorſtellte, war er vollends ganz verſtummt. Ich mußte darum faſt aneinander antworten, von 2. bis 5. Uhr. Im Jahr zuvor hingegen ward ein andrer Knab, J W. unterwieſen; ein gar geſchicktes Bürſchlin, der die Bibel und den Catecifi vollkommen inne hatte. Mit dieſem macht' ich um dieſe Zeit Bekanntſchaft. Von Angeſicht war er zwar etwas häßlich; die Kinderblattern hatten ihn jämmerlich zugerichtet; aber ſonſt ein Kind wie die liebe Stunde. Er hatte einen geſprächigen Vater, von dem er viel lernte, der aber daneben nicht der Beßte, und beſonders als ein Erzlüger berühmt war. Der konnt' Euch Stunden lang die abentheurlichſten Dinge erzählen, die weder geſtoben noch geflogen waren; ſo daß es zum Sprüchwort wurde, wenn einer etwas Unwahrſcheinliches ſagt: „Das „iſt ein W — Lug„! Wenn er redte, rutſchte er auf dem Hintern beſtändig hin und her. Von ſeinen Feh-

lern hatte ſein kleiner J. keinen geerbt; das Lügen am allerwenigſten. Jedermann liebte ihn. Mir war er die Kron in Augen. Wir fingen an über allerley Sachen kleine Brieflin zu wechſeln, gaben einander Räthſel auf, oder ſchrieben uns Verſe aus der Bibel zu, ohne Spezification wo ſie ſtühnden; da mußte dann ein jeder ſelbſt nachſchlagen. Oft hielt es ſehr ſchwer, oder gar unmöglich; in den Pſalmen und Propheten zumal, wo die Verslin meiſt erſtaunlich kurz, und viele faſt gleichlautend ſind. Bisweilen ſchrieben wir einander von allen Thieren, welche uns die liebſten ſeyn; dann von allerhand Speiſen, welche uns die beßten dünken; dann wieder von Kleidungsſtücken, Zeug und Farben, welche uns die angenehmſten wären, u. ſ. f. Und da bemühte ſich je einer, den andern an Anmuth zu übertreffen. Oft mocht' ich's kaum erwarten, bis wieder ſo ein Brieflin von meinem W. kam. Er war mir darin noch viel lieber als in ſeinem perſönlichen Umgang. So dauerte es lange, bis einſt ein unverſchämter Nachbar allerley wüſte Sachen über ihn ausſprengte: Denn, obſchon ich's nicht glaubte, verringerte ſich nun (es iſt doch wunderbar!) meine Zuneigung gegen ihn von dem Augenblick an. Ein Paar Jahre nachher (es war vielleicht ein Glück für uns beyde) fiel er in eine Krankheit, und ſtarb. — Ein andrer unſrer Nachbarn, H. hatte auch Kinder von meinem Alter: Aber mit denen konnt' ich nichts; ſie waren mir zu witznaſigt, arge Förſchler und Frägler. — Um dieſe Zeit gab mir Nachbar Joggli heimlich um 3. Kr. eine Tabackspfeife zu kaufen, und lehrte mich ſchmauchen. Lange mußt' ich's im Geheim thun, bis einſt ein Zahnweh mir den Vorwand verſchaffte, es von dieſer Zeit an öffentlich zu treiben. Und, o der Thorheit! darauf bildete ich mir nicht wenig ein.

XXV.

Damalige häusliche Umſtände.

Unterdeſſen war unſre Familie bis auf acht Kinder angewachſen. Mein Vater ſtack je länger je tiefer in Schulden, ſo daß er oft nicht wußte wo aus noch an. Mir ſagte er nichts; aber mit der Mutter hielt er oft heimlich Rath. Davon hört' ich eines Tags ein Paar Worte, und merkte nun die Sache ſo halb und halb. Allein, es focht mich eben wenig an: Ich ging leichtſinnig meinen kindiſchen Gang, und ließ meine armen Eltern inzwiſchen über hundert unausführbaren Projekten ſich den Kopf zerbrechen. Unter dieſen war auch der einer Wanderung ins Gelobte Land, zu meinem größten Verdruſſe — zu Waſſer worden. Endlich entſchloß ſich mein Vater, alle ſeine Habe ſeinen Gläubigern auf Gnad und Ungnad zu übergeben. Er berief ſie alſo eines Tags zuſammen, und entdeckte ihnen mit Wehmuth, aber redlich, ſeine ganze Lage, und bat ſie: In Gottes Namen Haus und Hof, Vieh, Schiff und Geſchirr zu ihren Handen zu nehmen, und ſeinetwegen ihn, nebſt Weib und Kindern, bis aufs Hemd auszuziehen; er wolle ihnen noch dafür danken, wenn ſie nur einmal ihn der unerträglichen Laſt entledigen. Die meiſten aus ihnen (und ſelbſt diejenigen welche ihm mit Treiben am unerbittlichſten zugeſezt hatten) erſtaunten über dieſen Vortrag. Sie unterſuchten Soll und Haben; und das Facit war, daß ſie die Sachen bey weitem nicht ſo ſchlimm fanden, als ſie ſich's vorgeſtellt; ſo daß ſie ihn alle wie aus Einem Munde baten: Er ſoll doch nicht ſo kläglich thun, guten Muths ſeyn, ſich tapfer wehren, und ſeine Wirthſchaft nur ſo emſig treiben wie bisher; ſie wollen gern Geduld mit ihm tragen, und ihm noch aus allen Kräften bera-

Digitized by Google

then und beholfen ſeyn: Er habe eine Stube voll braver Kinder; die werden ja alle Tag' gröſſer, und können ihm an die Hand gehn; was er mit dieſen armen Schaafen drauſſen in der weiten Welt anfangen wollte? u. ſ. f. u. ſ. Allein mein Vater unterbrach ſie in dieſen liebreichen Aeuſſerungen ihres Mitleids alle Augenblick': „Nein, um Gottes Willen, Nein! — Nehmt mir doch „die entſetzliche Burde ab — Das Leben iſt mir ſo ganz „erleidet! — Auf's Beſſerwerden hoft' ich nun ſchon drey„zehn Jahr vergebens. — Und kurz, bey unſerm Gut hab' „ich nun einmal weder Glück noch Stern. — Mit ſauerm „Schweiß, und ſo vielen ſchlafloſen Nächten, grub' ich „mich nur immer tiefer in die Schulden hinein. — Geb „wie ichs machte, da half Hauſen und Sparen, Hun„ger und Mangel leiden, bis aufs Blut arbeiten, kurz „Alles und Alles nichts. — Beſonders mit dem Vieh „wollt's mir durchaus nie gelingen. Verkauft' ich die „Küh' um das Futter verſilbern zu können, und dar„aus meine Zinſe zu beſtreiten, ſo hatt' ich dann mit „meiner Haushaltung, die auſſer dem Güterarbeiten kei„nen Kreuzer verdienen konnte, nichts zu eſſen, wenn „ich gleich die halbe Loſung wieder in andre Speiſen „ſteckte. — Schon von Anfang an mußt' ich immer Tag„löhner halten, Geld entlehnen, und aus einem Sack „in den andern ſchleuffen, bis ich endlich mich nicht „mehr zu kehren wußte. — Noch einmal, um Gottes „Willen! Da iſt all mein Vermögen. Nehmt, was Ihr „findet, und laßt mich nur ruhig meine Straſſe ziehn. „Mit meinen ältern Kindern wird's mir wohl möglich „werden, uns allen ein ſchmales Stücklein Brod zu er„werben. Und wer weiß, was der l. Gott uns noch für „die Zukunft beſcheert hat„! Als nun endlich unſere Gläubiger ſahen, daß mit meinem Vater anders nichts anzufangen wäre, nahmen ſie das Dreyſchlatt mit aller

Zubehörd gemeinſchaftlich zu ihren Handen, ſetzten einen Gildenvogt, lieſſen einen neuen Ueberſchlag machen, und fanden wieder: Daß einmal da kein groſſer Verluſt herauskommen könnte. Sie ſchenkten darum dem armen Aeti nicht allein allen Hausrath, Schiff und Geſchirr, ſondern baten ihn auch, bis ſich ein Käufer fände, weiter auf dem Gut zu bleiben, und es um billigen Lohn zu bearbeiten. Dieſer beſtuhnd, nebſt freyer Behauſung, und Holzes genug, in der Sömmerung für acht Kühe, und Grund und Boden, zu pflanzen was und wie viel wir konnten und mochten. Itzt war meinem Vater wieder ſo wohl als wenn er im Himmel wäre; und was ihm noch am meiſten Freud' machte, ſeine alten Schuldherren waren faſt noch zufriedner als er, ſo daß von dem erſten Augenblick an keiner ihm nur nie eine ſaure Miene gemacht. Wir hatten ein recht gutes Jahr, und konnten, neben unſrer Güterarbeit, noch eine ziemliche Zeit für's Salpeterſieden entübrigen, das ich nun ebenfalls lernte, als mein Vater einſt an einem Bein Ungelegenheit hatte, und hernach wirklich bettliegerig ward. Die Schmerzen nahmen täglich ſo ſehr überhand, daß er eines Abends von uns allen Abſchied nahm. Endlich gelang es doch dem Herrn Doktor Müller aus der Schomatten ihn wieder zu curiren; derſelbe that ſolches nicht nur ganz unentgeldlich, ſondern gab uns noch Geld dazu. Der Himmel wird es ihm reichlich vergelten. — Inzwiſchen zeigte ſich ein Käufer zum Dreyſchlatt. Wir waren im Grund alle froh, dieſe Einöde zu verlaſſen; aber niemand wie ich, da ich hofte, das ſtrenge Arbeiten ſollt' nun einmal ein End nehmen. Wie ich mich betrog, wird die Folge lehren.

Digitized by Google

XXVI.

Wanderung auf die Staig zu Wattweil.

(1754.)

Mitten im Merz dieſes Jahrs zogen wir alſo mit Sack und Pack aus dem Dreyſchlatt weg, und ſagten dieſem wilden Ort auf ewig gute Nacht! Noch lag dort klaftertiefer Schnee. Von Ochs oder Pferd war da keine Rede. Wir mußten alſo unſern Hausrath und die jüngern Geſchwiſter auf Schlitten ſelbſt fortzügeln. Ich zog an dem meinigen wie ein Pferd, ſo daß ich am End faſt athemlos hinſank. Doch die Luſt, unſre Wohnung zu verändern, und einmal auch im Thal, in einem Dorf, und unter Menſchen zu leben, machten mir die ſaure Arbeit lieb. Wir langten an. Das muß ein rechtes Canaan ſeyn, dacht' ich; denn hier guckten die Grasſpitzen ſchon unterm Schnee hervor. Unſer Gütlin, das wir zu Lehen empfangen hatten, ſtuhnd voll groſſer Bäume; und ein Bach rollte angenehm mitten durch. Im Gärtlin bemerkt' ich einen Zipartenbaum. Im Haus hatten wir eine ſchöne Ausſicht das Thal hinauf. Aber übrigens, was das vor eine dunkle, ſchwarze, wurmſtichige Rauchhütte war! Lauter faule Fußboden und Stiegen; ein unerhörter Unflath und Geſtank in allen Gemächern. Aber das alles war noch nichts gegen den lebendigen Einſiegel, den wir im Haus haben mußten: Ein abſcheuliches Bettelmenſch, das ſich beſoff, ſo oft es ein Kirchenalmoſen erhielt, und auf dieſe Art zu Wein kam; dann in der Trunkenheit ſich mutternackt auszog, und ſo im Haus herumſprang und pfiff; auch, wenn man ihm das geringſte einreden wollte, ein Fluchen und Lamentiren erhob, wie eine Beſeſſene; weswegen es zwar zum öftern den Rinderriemen bekam,

Digitized by Google

das aber nur aus Uebel ärger machte. Dieß Ungeheuer war dann noch über alles aus ſehr erpicht auf junge Leuthe, und wollte — Puh! mir ſchaudert's jeßt noch — auch mich anpacken. Das war für mich eine ganz neue Erſcheinung; ich redte mit meinem Vater davon, doch ohne jener Verſuchung eigentlich zu erwähnen; der ſagte mir dann, was eine Katze ſey. Nun bekam ich erſt einen ſolchen Eckel vor dieſem Thier, daß mir ein Stich durch alle Adern gieng, ſo oft es mir unter Augen kam.

XXVI.

Göttliche Heimſuchung.

Wenige Tage nach unſrer Ankunft ward ich mit einem heftigen Froſt und Fieber befallen. Ob mir das plötzliche Vertauſchen der friſchen Bergluft mit der im Thal, oder die unreinliche Wohnung, oder dann ein ſchon mitgebrachter Stoff dazu im Körper, oder endlich gar der Abſcheu vor dem entſetzlichen Geſchöpfe, das Uebel zugezogen, weiß ich ſelbſt nicht. Einmal zuvor war, auſſert etwa leichten Kopf- und Zahnſchmerzen, jedes andre Uebelbehagen mir ganz unbekannt. Man ließ den lieben Herrn Doktor Müller kommen; er verordnete mir eine doppelte Aderläſſe, zweifelte aber gleich beym erſten Anblick ſelber an meinem Aufkommen. Am dritten Tag glaubt' ich, nun ſey's gewiß mit mir aus, da mir mein armer Kopf beynahe zerſpringen wollte. Ich rang, wimmerte, krümmte mich wie ein Wurm, und ſtuhnd Höllenangſt aus: Tod und Ewigkeit kamen mir ſchröcklich vor. Meinem Vater, der ſich faſt nie von mir entfernte, und oft ganz allein um mich war, beichtete ich in einem ſolchen Augenblick alles was mir auf dem Herzen lag, ſonderlich auch wegen den Verfolgungen des vorerwähnten Unholds, der mir viel zu ſchaffen machte.

Digitized by Google

Der gute Aeti erſchrack entſetzlich, und fragte mich: Ob ich denn mit dem Thier etwas Böſes gethan? „Nein, „gewiß nicht, Vater„! (antwortete ich ſchluchzend) „aber „das Ungeheur wollt' mich eben dazu bereden; und ich „hab's dir verſchwiegen. Das nun, fürcht' ich, ſey eine „groſſe Sünd'„. „Sey nur ruhig, mein Sohn„! (verſetzte mein Vater) „Halt' dich im Stillen zu Gott. Er „iſt gütig, und wird dir deine Sünden vergeben„. Dieſes einzige Wort des Troſts machte mich gleichſam wieder aufleben. O wie eifrig gelobt' ich in dieſem Augenblick, ein ganz andrer Menſch zu werden, wenn ich's länger auf Erden treiben ſollte. Indeſſen gab's noch verſchiedene Ruckfälle: Einmal wußt' ich 24. Stunden lang nichts mehr von mir ſelber; aber dieß war die Criſis. Beym Erwachen fühlt' ich zwar meine Schmerzen wieder, doch in weit geringerm Grade; und was für mich viel wichtiger war, die bangen angſthaften Gedanken blieben völlig aus. Der Doktor fieng an Hoffnung zu ſchöpfen, und ich nicht minder; und kurz, es ließ ſich täglich mehr zur Beſſerung an, bis ich (Gott und meinem geſchickten Arzt ſey's ewig gedankt) freylich erſt nach ettlichen Wochen, wieder ganz auf die Beine kam. Aber das Thiermenſch, das wir im Haus hatten, und dulden mußten *), war mir itzt unausſtehlicher als jemals. Mich und alle meine Geſchwiſter überhäufte es mit den unfläthigſten Schimpfworten. Während meiner Krankheit ſagte es mir oft ins Geſicht: Ich ſey ein muth-

*) In unſern Schweitzerlanden (wo von einheimiſchen Armen, auch von dem Auskehrigt ſelbſtverſchuldeten Elends, niemand ganz rath- und hülflos ſich ſelbſt überlaſſen wird) iſt es nichts ſeltenes, daß, zumal in den geringern Dorfscommunen, wo von Gemeind wegen für ſolche Geſchöpfe nicht geſorgt werden kann, der Privatus, bald der Kehre nach unentgeldlich, bald um ein geringes Jährliches, ihnen Dach und Koſt geben muß.

williger Bankert; es fehle mir nichts; man ſollte mir ſtatt Arztneyen die Ruthe geben, u. d. gl. Ich bat alſo meinen Vater, ſo hoch ich konnte: Er ſoll doch die Creatur uns vom Hals ſchaffen, ſonſt könnt' ich in Ewigkeit nicht vollkommen geſund werden. Aber es war unmöglich; vor einmal wollt' ſie uns niemand abnehmen. Wenn ſie's gar zu ſchlimm machte, lieſſen wir ſie, wie geſagt, karbatſchen. Aber zuletzt wollt' uns auch dieſen Dienſt niemand mehr leiſten; denn jedermann fürchtete ſich vor ihr, wie vor dem böſen Geiſt. Mit guten Worten kam man ihr gewiſſermaaſſen noch am leichteſten bey. Was indeſſen mir als die allerherbſte Prüfung vorkam, war dieſes: Daß ich und meine Geſchwiſter in ihrer Geſellſchaft mit Baumwollen-Kämmen und Spinnen unſern Feyrabend machen mußten. Sobald aber der Sommer heranrückte, half ich mir damit, daß ich meine Arbeit, ſo viel's immer die Witterung zuließ, auſſer dem Haus verrichtete.

XXVII.

Jezt Taglöhner.

„Danke deinem Schöpfer„! (ſagte inzwiſchen eines Tags mein Vater zu mir) „Er hat dein Flehen erhört, „und dir von Neuem das Leben geſchenkt. Ich zwar, „ich will dir's nur geſtehen, dachte nicht, wie du, Uli, „und hätt' dich und mich nicht unglücklich geſchätzt, „wenn du dahingefahren wärſt. Denn, Ach! Groſſe „Kinder, groſſe Sorgen! Unſre Haushaltung iſt überladen — Ich hab' kein Vermögen — Keins von Euch „kann noch ſicher ſein Brodt gewinnen — Du biſt das „Aelteſte. Was willſt du nun anfangen? In der Stube „hocken, und mit der Baumwolle handthieren, ſeh ich „wohl, magſt du nicht. Du wirſt müſſen tagmen *) „.

*) An andern Orten der Schweitz tagwen, um den Taglohn Bauersknechten-Dienſte verrichten.

„Was du willſt, mein Vater„! antwortet' ich: „Nur, „ja, nicht offenbruten„! Wir waren bald einig. Der damalige Schloßbauer, Weibel K. nahm mich zum Knecht an. Von meiner überſtandenen Krankheit war ich noch ziemlich abgemattet; aber mein Meiſter, als ein vernünftiger und ſtets aufgeräumter Mann, trug alle Geduld mit mir, um ſo viel mehr da er eigne Buben von gleichem Schrot hatte. Die meiſte Zeit mußt' er ſeinen Amtsgeſchäften nach; dann gieng's freylich oft bunt über Eck. Indeſſen gab er mir auch blutwenig Lohn, und die Frau Bäurin ließ uns manchmal bis um 10. Uhr nüchtern. Bey ſtrenger Arbeit aber erhielten wir auch immer beſſre Koſt. Bisweilen brachten wir ihm etwas Wildpret, einen Vogel oder Fiſch nach Haus; das ließ er ſich vortreflich ſchmeckeu. Eines Tags erbeuteten wir ein ganzes Neſt voll junger Krähen; die mußt' ihm ſeine Hausehre wunderbar präpariren. Er verſchlang mit ungeheurer Luſt alle bis auf die letzte. Aber mit Eins gab's eine Rebellion im Magen. Er ſprang vom Stuhl, und rannte todtblaß und ſchnellen Schrittes den Saal auf und nieder, wo die Füß und Federn noch überall zerſtreut am Boden lagen! Endlich ſchneutzt' er uns Buben mit lächerlichem Grimm an: „Thut mir das Schindersʒeug da weg, oder ich k** Euch hunderttauſend „Dotzend von Euern Beſtien heraus. Einmal in meinem Leben ſolche ſchwarze Teufel gefreſſen, und nimmermehr„! Dann legte ſich der launigte Mann zu Bethe, und mit einem tüchtigen Schweiß gieng alles vorbey.

Auch mein Bruder Jakob verrichtete um die nämliche Zeit ähnliche Knechtendienſt'. Die Kleinern hingegen mußten in den Stunden neben der Schule ſpinnen. Unter dieſen war Georg ein beſonders luſtiger Erzvogel. Wenn man ihn an ſeinem Rädchen glaubte, ſaß er auf

einem Baum, oder auf dem Dach, und ſchrie Guckuck! „Du fauler Lecker„! hieß es dann etwa von Seite der Mutter, wenn ſie ihn ſo in den Lüften erblickte; und von ſeiner: „Ich will kommen wenn du mich nicht ſchla„gen willſt; ſonſt ſteig' ich dir bis in Himmel auf„! Was war da zu thun? Man mußte meiſt des Elends lachen.

Die Fortſetzung nächſtens.

III.

Alte Zürcherſche Statuten über die Hochzeiten.

(Fortſezung ſ. Muſ. III. Jahrg. 6. Heft. S. 495 .u. ff.)

1604. 23. Jun. C. S.

Auf ein Gravamen des Frühlingsſynodus hin ward erkennt: „Die groſſen Hochzyt betreffend, ſind dieſel„ben denen uff der Landſchafft nit allerdings abzeſtriken, „diewyl die Kilbinen (die ſy ungern faren laſſen) auch „abgeſtelt ſind. Aber in der Statt ſoll man ſähen, daß „unmaß unnd wul abgeſtelt, unnd ob den Mandaten „etwas beſſer gehalten werd„.

Verkhündt, Sontags den 8. Sept. 1605.

1. Es mag einer ſeine Hochzeit halten, wo er will, in ſeinem eignen Haus oder anderſtwo.

2. Mag er „von unnd uß ſyner brut früntſchaft, „wie auch von gſellen und gſpilen von knaben und töch„tern, deßgleichen tauffgöttinen und gotten, und nach„buren, überal mehr nit denn zehen beſezter Tiſch „an das Hochzyt laden laſſen„. Bey 25 ℔. Buß für den Bräutigam, und allenfalls den Wirth, welcher ihm Platz gegeben. „Hiebey aber ſoll es zu eines Jeden „gfallen ſtahn, minder perſonen ze laden„.

3. Und damit ob ſolcher Ordnung gehalten werde: „So ſöllent die Stattknecht, wann ein Hochzyth iſt, am „Kilchgang die glid von manen, frawen, knaben und „töchtern ordentlich abzellen, unnd ſontſten by der mal„zyth daruf flyßig achtung haben. Und wo ſy findent, „das einer über zehen Tiſch oder hundert perſonen ge„laden ꝛc. denſelbigen dem Oberſten Knecht leiden, der „alsdann beiden, dem brütgam und dem wirt ꝛc. die „vorbeſtimpt buß geſtrax abnemmen, unnd daran nie„mand verſchonen „.

4. Wer Hochzeit oder Nachhochzeit im Wirthshaus hält, ſoll die Gäſte nicht „ gaben „, ſondern jeden ſeine Uerte zahlen laſſen. Werden hingegen ſolche Anläſſe in eigenen oder auf Zunft- und Geſellſchaftshäuſern gefeyert, ſo mag man ſich, wie bräuchig, „ gaben „ laſſen.

5. Bey dem Verbot der Schenkenen an den Hochzeittagen, hat es laut den Satzungen von 1585. u. ſ. f. ſein Bewenden.

6. Und eben ſo in Anſehung der Nachhochzeiten, mit der Erläuterung von 1592.

7. Wenn aber einer keine geladene Hochzeit hätte, mögen ſeine Freunde ihm eine Schenke halten, ſo wie es die Ordnung von 1585. ꝛc. beſtimmt.

8. Die fremden Handwerker u. ſ. f. betreffend, welche allhier mit Burgerstöchtern oder Dienſtmägden Hochzeit halten, bleibt es ebenfalls bey beſagter Ordnung.

9. und 10. Und eben ſo in Anſehung der beyden Artickeln: Daß Landleuthe nicht, wohl aber Burger die innert den Kreutzen ſitzen, in der Stadt Hochzeit haben mögen.

11. Auch Execution und Buſſe ſind die nämlichen. Nur iſt hier der Oberſte Knecht allein zum Aufſeher, und die Stadtknechte zu Einzeuhern beſtellt.

12. Wie lang die Mahlzeiten dauern ſollen, wird hier

nicht mehr mit der Pünktlichkeit von 1594. beſtimmt; ſondern es heißt lediglich: „Man ſoll zum Imbiß und „Nachtmal nit ſo lang, wie etwan beſchehen, ſitzen, „ſonders zu rechter Zyt uſſtahn, und ſich eins zimli„chen vernügen laſſen„.

13. Und noch an einer andern Stelle wird das Weinabfodern der jungen Mannſchaft an den Bräutigam, als ein unnöthiger Koſten für dieſe, und ein neuer Anlaß zum Schlemmen für jene, abgeſtrickt. Bey 1. March Silbers Buß für den Forderer und Geber, und bey 10. ß. für jeden, der bey ſolchen Anläſſen mittrinken hilft.

Stadtcanzleybibl. Tom. 91. fol. 185. u. ff.

Im Synodo May 1608.

Glaubten einige Mitglieder der Verſammlung, daß man acht Tage vor und nach den hohen Feſten keine Ehen einſegnen ſollte. Andere hingegen meynten: „Wyl „Gott den heiligen Eeſtand eingeſetzt, und den an kein „zyt gebunden, ſölle deßhalben nach Bapſtiſchem bruch „die Een inzefüren dhenie tag ußgeſchloſſen, und aber „darnebend aller wul an Hochzyten mit allem ernſt ab„geſtelt werden, und dann die Obervögt nit gwalt ha„ben, ſachen, deren ſy nit befügt, zu erlauben„.

F. M. A. Tr. 435. B. 3. Nro. 12.

Hierauf wurde, unterm 6. Oct. d. J. C. S. erkennt: „Diewyl inn allen ſachen ein underſcheid zu halten, „unnd vonnöten iſt, daß ein præparation vor empfachung „des heiligen Nachtmaals beſcheche, unnd dann nit den „nechſten daruf aller wul mit Hochzyten fürgenommen „werde; da allerley lychtfertigkeiten mit überfluß inn „äſſen und trincken, auch den täntzen fürgadt: Da ſo „iſt MGHerren meinung, das zu fürkhommung allerley „ergernuß allenthalb inn Statt und Land nun fürohin „dheine Een mehr 14. tag vor unnd nach den drygen

„hochzyt-

„ hochzytlichen (hohen) Fäſten ſöllind ingefürt werden.
„ Welliches den Herren Predicanten gemeinlich in khünf-
„ tigem Synodo zu Jr aller Nachrichtung anzeigt, unnd
„ darwider weder von Jnen noch den Obervögten kheins-
„ wegs mehr gehandelt werden (ſoll) „.

Mandat und Vermahnung zum Chriſtenlichen Kilchgang und aller Ehrbarkeit. C. D.

Verkündt in der Stadt, Sonntag 13. Dec. 1609. (Gedr. 4°.)

Beſtäthigung der Ordnung von 1598. Nur wer-den dießmal die Uerten an Hochzeiten, die man in Wirths-häuſern hält, für die Mannsperſonen auf 20. ß. für Frauen auf 16. ß. für Töchter auf 10. ß. geſetzt. Bey 10. Pfund Buß für den Bräutigam, der noch aus ſeinem Seckel etwas darauf geben, und 25. Pfund für den Wirth, der ſolches fodern oder annemmen, oder ſich kurz an obiger Taxa nicht begnügen würde.

„ So ſoll auch (heißt es) an dem Hochzytznacht, ſo
„ man die Brut heimbfhürt, niemand ins Brütgams
„ huß zum ſchlaaftrunck gahn, dann allein die nechſten
„ Verwandten, ſo dahin berüfft und geladen ſind, und
„ hiemit der unverſchempt zulauff von anderen unberüff-
„ ten, es ſyge Junge Geſellen oder ander lüth, abge-
„ ſtrickt ſyn „.

„ An einem Nachhochzyt uff den Abendt, ſoll mengk-
„ lich heimbgahn, uud man nit mehr dann etwan ein
„ oder zwen tiſch zum Nachtmal der nechſten Verwandten
„ halten mögen „.

„ Und alsdann mit den Schenkenen an Hochzyten je
„ lenger je mehr unordnung ingeriſſen, da dann nit nun
„ die Hochzytlüth den nechſten ab dem Imbißmal uff ein
„ Zunfft ald Gſellſchaft zum Abendtrunck und Schencki

Digitized by Google

„ gahnd, ſonders auch von ander lüthen, die nit am
„ Hochzyt ſind, ein groſſen zulauff und wůl git, und
„ alſo darmit über einen Brütgam vil unnůzer coſten
„ gabt, und die welt je lenger je unverſchembter iſt. So
„ habend UGHerren, uß denen und andern mehr urſa-
„ chen, ſölliche Hochzytſchenckinen als ein überflüßig ding
„ zu der jetzigen zyt allerdings abgeſtelt, alſo daß die nit
„ mehr gehalten werden, ſonders daß man nach geende-
„ tem Hochzyt-Imbißmal uffſtahn unnd hinweggahn ſölle.
„ Es weren denn etwan frömbde lüth an einem Hochzyt
„ verhanden, denen zu ehren mag volck zu einem tiſch
„ oder zwen zum Abendtrunck belyben. Es ſoll aber
„ nit über den Brütgam gahn, ſonder ein jeder ſyn ür-
„ ten ſelbs zalen „.

„ Mit den Eetagen und Glückwünſcheten den Hochzy-
„ terinen ſoll man auch maß und beſcheidenheit bruchen,
„ und der nüw bruch mit dem ſpaten nächtlichen laden
„ der knaben und töchteren an die Glückwünſcheten hie-
„ mit abgeſtrickt ſyn. Wil man aber uff ſöliche zyt zu
„ einem rechten nachtäſſen etliche berüffen, das laßt man
„ beſchechen. Doch ſoll mengklich abents umb zechne
„ heimbgahn oder geſtraft werden „.

Synodalgravamen des Frühlingsſynodus 1610.

Das Capitel am Zürichſee klagt abermals über den Mißbrauch der groſſen Hochzeiten; und daß man am Sonntag vor offener Gemeind an ſolche Feſtine laden laſſe. Da laufe dann alles, Junges und Altes zu; „ gebe ein groſſen wul, dempfen und töſſen; werdint „ tänz angericht, kramerläden und ſtänd ufgericht; Inn-„ ſumma gange aller mutwillen, lichtfertigkeit und un-„ fug für, nnd werde auch an ſöllichen tagen der kinder-„ bericht verhinderet. Es ſey demnach hohe notdurft,

„ſöllich unmaaß abzeſtellen, oder dahin die ſach ze rich„ten, das man in der wochen hochzyt halte„.

F. M. A. Tr. 435. B. 3. Nro. 14.

Landmandat vom 11. Augſtm. 1611.

(Gedr. in Fol.)

„Mit den Hochzyten uff unſer Landſchafft wirt „auch groſſe unordnung und überfluß ꝛc. gebrucht, auch „etwan gantze Gmeinden ꝛc. geladen, und groſſer wůl „und unmaß getriben, welliches eineſt, da vil beſſer „und wolfeilere zyten gſyn, nit beſchehen were„. Hier wird der dießfällige Artickel der Ordnung von 1580. wiederholt, und die Buſſe natürlich auch auf jenen neuen Mißbrauch erſtreckt; mit dem Anhang: „Es möcht „aber einer hierinnen dermaſſen handlen, man wurd „inne höcher ſtraaffen„.

Mandat und Vermahnung zum Chriſtenlichen Kilchgang und aller Ehrbarkeit. C. D.

(Verkündt in der Stadt im Julio 1616.)

Wörtliche Wiederholung des dießfälligen Artickels des Mandats von 1609.

Sabbatmandat vom 23. Jul. 1620. C. D.

Sodann iſt unverborgen, und erfart man täglich, wann an den Sontagen, es ſyge ze Statt ald Land, Hochzyt gehalten werdent, das uff ſölliche Tag, die man (wie vorgemeldet) Gott zu ſynen Ehren fyren ſoll, alle Ueppigkeit, Lychtfertigkeit, Füllery, und uß derſelben Hader, Zerwürfnuß, und etwan Todtſchleg erwachſend; daruß dann ferner entſtohnd ſchwere Rechtshändel, groſſer Abgang und Verderben der Hußhaltungen, und Fy-

gendtſchaften ganzer vernachbarter Gmeinden. Wann dann die hoche nothdurft erforderet, daß dem allem ꝛc. fürkommen ꝛc. werde, wie dann die Eerbarkeit inn Statt und Landſchafft gmeinlich ab söllichem ergerlichen Wäſen ꝛc. ein ſonderbar Mißfallen tragt, und um oberkeitliches Inſechen ein gottſelig Verlangen hat. Da ſo ꝛc. wellent UGHerren: „ Daß nun fürohin in ir Statt und Land„ſchaft die Hochzyt an Sontagen gar abgeſtellt ſyn söl„lind, und man allein an den Zinſtagen, ſo auch zum „Bättag (Gottesdienſt) geordnet, oder anderen Tagen „in der Wuchen, nach jedes Orts Gelegenheit die Hoch„zyt halte. Doch, daß zu Verhütung vil Coſtens, „ſonderlich bey diſer jetzigen ſchweren Zyt ꝛc. uff der „Landſchaft einer ein Tag allein Hochzyt halten ſölle „. Hiemit wirt mancher junge Gſell und Dienſtknächt von dem ingeriſſnen Wuhl abgezogen, und daheimb ob ſyner Arbeit behalten, der ſondſt an Sontagen erzeltem Unwäſen mehrmaln zu ſynem Unglück nachzogen iſt; und wirt dardurch auch annder Unheil ꝛc. vermitten, und der Sontag nach dem Gebot Gottes zu deſt mehrer Erlangung ſynes göttlichen Sägens rächtgſchaffen geheiliget.

Stadtcanzleybibl. Tom. 91. fol. 297.

IV.

Pindars neunte Pythiſche Ode.

Auf Teleſikrates, Waffenlaufs-Sieger von Cyrene.

Str. 1.

Mich lüſtet mit Hülfe der ſchlankbildigen Charitinnen anzukündigen den erzbeſchildeten Sieger in Pythia, Ihn Teleſikrates zu preiſen und ſeine Bekrönung der ritterlichen Cyrene. Sie iſts, die ehedem aus winddurchſaus-

ten Pelius-Thalen der lockige Latoid' entführte auf ſei-nem goldenen Wagen, war gleich die Jungfrau wild-ſchüchtern. Er ſchuf ſie bald zur Herrſcherinn des heer-denreichen und getraidevollen Geländes, blühend zu wohnen im dritten Wurzelreiche des feſten Landes.

Antiſtr. 1.

Aphrodite die Silberfüßige bewillkommete den Deli-ſchen Gaſt, und berührte den Wagen, eines Gottes Kunſtwerk, mit ihrer leichten Hand; warf dann beyden ſogleich auf ſüß geſpreitetem Bette die liebliche Schaam zur Decke hin; worunter der Gott mit ihr verſchlungen in Hochzeit zerfloß, die des mächtigen Hypſeus Tochter war. Damals war dieſer der kriegeriſchen Lapither Kö-nig, der zweyte heroiſche Abkömmling vom Oceanus. Ihm hatte in Pindus berühmten Thalgeländen ſie die freudige Najade Creuſa gebohren, im Flußbette Peneos die der Erde Tochter war.

Epod. 1.

Groß gezogen ward von dieſen ihre Cyrene, am Glanz der weiſſen Arme gekannt. Aber nie liebte das Mädchen der Webgeſtühle Wechſelgang, nie der Gaſtmähler Luſtig-keit mit häuslichen Geſpielen: Sondern mit ehernem Wurfſpieſſe ſtreitend und mit dem Schwerdte tödtete ſie wilde Beſtien, tiefe, volle Friedensruhe zu ſchaffen der väterlichen Rinderheerde; auch ließ ſie wenig den ſüſſen Lagerſchlaf weilen auf den Augenlidern, wann eh das Frühlicht dämmerte.

Str. 2.

Unbewaffnet traf einſt Apollo ſie an, der Gott des breitſchweifigen Bogens, da ſie eben auf einſa-mem Platz einen grimmigen Löwen bekämpfte. Gleich

rief ſeine Stimme Chiron aus ſeiner Wohnung ſo: „Ver„laß, Phillyride! die feyerliche Grotte; bewundre den „Muth und die Kraft eines Mädchens, wie ſie mit „furchtloſem Haupte den Streit führt, über jungfräu„lichen Schmerz erhaben ihr Herz trägt, die Bruſt von „Schrecken unbeſtürmt! Wer von den Sterblichen zeugte „ſie? Welchem Stamm entpfropft

Antiſtr. 2.

„bewirbt ſie der ſchattigen Berge Geheimplätze? „Und koſtet da das Liebliche ſo unbeſchränkter Thatkraft? „Läßt ſich ohne Entheiligung Hand an ſie legen? Ihres „Beylagers honigter Kranz pflücken„? Ihm ertheilt der ernſtgefällige Centaur, das ruhige Augbraun mit Freundlichkeit umzogen, unverweilt ſeinen Gedankenrath: „Es „liegen, o Phöbus! verborgene Beredungsſchlüſſel im „klugen Ausdruck der heiligen Liebesgefühle. Bey Göt„tern aber und Menſchen gilt züchtige Scheue beym er„ſten Genuß hochzeitlicher Luſt.

Epod. 2.

„Dich, den kein Falſch berühren darf, hat jetzt ein „zärtlicher Trieb zu dieſer Rede bewogen. Weßwegen „aber, o König, befrägſt du um ihr Geſchlecht mich, „der du aller Dinge gewiſſes Ziel kennſt, und jeden Lauf „der Welt, und wie viel lenzliches Laub die Erde her„vortreibt, und wie viel Sandkörner am Meer' und in „Flüſſen vom Stoſſen der Wellen und Winden ſich drehn; „und was in der Zukunft und aus welchem Urſprung „es entſteht, durchſchaueſt du alles. — Soll ich denn „aber mir auch die Geſtalt des Weiſſagers geben, ſo

Str. 3.

„ſprech ich: Des Mädchens Mann zu werden kamſt „du heut in dieß Thal, und wirſt übern Pontus ſie zum

„ſchönſten der Gärten Jovis verſetzen. Einſt wird durch „dich ſie Staatesherrſcherinn, haſt nur erſt du ein Volk „Inſulaner dorthin geſammelt, auf jene Höhe von Fel- „dern umzingelt. Itzt aber wird in voller Bereitſchaft „das wieſenvolle Libyen die rühmliche Braut in gold- „nem Haus empfangen. Da wird ihr unverzüglich ein „Theil des groſſen Landes zum rechtlichen Eigenthum, „dem's weder an allartiger Gewächſe Frucht noch ſelte- „nem Wilde gebricht.

Antiſtr. 3.

„Den Sohn den dir bald ſie gebiert, empfängt der „erlauchte Merkur und trägt ihn den ſchöngethronten Ho- „ren und der Erde, entnommen der Mutter, zu. Jene „ſetzen ſich ihn, das theuerſte Schooßkind, auf die „Kniee, beträufeln ihm mit Nektar und Ambroſia die „Lippen und ſchaffen ihm Unſterblichkeit, als wär' er „ein Zevs, ein Apoll, den ſie nachmals die Luſt der „Freundſchaft, der Schaafe Geleiter, Jäger und Feld- „mann zugleich, ihren Ariſtäus heiſſen„. So ſprach er und muthet ihn an zur lieblichen Hochzeit-Vollziehung.

Epod. 3.

Schnell iſt der eilenden Götter Betrieb. Kurz ihre Wege! Alljenes vollendete der einzige Tag. Im goldbe- zognen Brautgemache Libyens genoſſen ſie ſich, da wo ſeither dieſe ſchönſte Stadt es umſchließt, von der der Wett- kämpfe Ruhm in ferne Länder fliegt. Dießmal durch- drang ſie Karneades Sohn mit zweigevollſtem Glück, von Pytho, der Göttlichen, her; da hat er ſiegend ſeine Cyrene groß gezeigt. Wie freudenvoll empfängt ſie ihn, der auch von Delphi ſchon, der ſchönen Frauen Hei- math, die luſtreichſten Ehren herbeyzog.

Str. 4.

Solch gewaltige Tugenden ſind allemahl erzählungsvoll. Sie aber kurz aus Reichhaltigkeit emporzubilden iſt Kunſt die allein des Kenners Ohr erwirbt; und wohlgewählte Zeit entſcheidet dabey mit Uebermacht. Auch Thebä erfuhr's, die Siebenpfortige, da Jolaus ſie achtſam ergriff, und gleich, ſobald er Euryſtheus Kopf mit der Schärfe des Schwerdtes hatt' abgeſchnitten, von ihr verborgen ward, am Grabmahl des wagenberühmten Amphitruo. Denn da lag dieſer Ahne, der Gaſt der Sparten, der ehedem ſich in die Gaſſen der Kadmeer herüber verpflanzte, wo ſtets die hellen Schimmel traben.

Antiſtr. 4.

Von ihm und Zevs umarmt gebahr Alkmena die Kluge in Einer Geneſung die Kriegerkraft jener Zwillinge. Stumm iſt und gedankenlos, wem zu Herkules Preiſe die Lippe nicht aufbricht; wer der dirceiſchen Quellen vergißt an denen Herkul und Jphikles erzogen ſind. Mög' ich, gelübdegetreu, von ihnen ein vollkommenes Gedicht ſtimmen, durch ihre Gunſt ein Glücksgenoß. O ja! zu keiner Zeit ſoll mich der glorwürdigen Huldgöttinnen reines Licht verlaſſen. — Jch ſpreche davon, wie jetzt der Sieger zum dritten Male zu Egina und auf Niſus Anhöhe ſeine Stadt verherrlicht hat,

Epod. 4.

und vermeide thätlich den Vorwurf zum Schweigen verdammter Erſchöpfbarkeit. Jſt unter den Bürgern ein Freund, iſt irgend ein Uebelwollender da, noch darf er, was gemeinſam nützlich dem Staate geſchah, nicht verbergen; darf nie des alten Meergottes Spruch verletzen, zu loben auch den Feind, mit Freywilligkeit und Recht, um ſeine ſchöne Handlungen. Jch aber, ich ſah dich

allermeiſt an beſtimmten Feſten der Pallas ſiegen; ich ſah die verſchwiegenen Wünſche jeder Jungfrau für Gatte oder Sohn, Teleſikrates! bey deinem Anblick.

Str. 5.

Bey Olimpia ſo, und bey den Wettkämpfen im Schooße der Thäler, und in den Landesgegenden hier umher. Mich aber dringt es im Geiſt, indem ich meinen Geſangdurſt löſche. Mich ruft da die Ehre deiner alten Ahnen; wie groß ſie einſt, gehorchend der Libyſchen Frau, nach Iraſa giengen, zur Stadt des Antäus, zu werben um die berühmte Jungfrau mit den ſchönſten Haarlocken. Nach ihr verlangten die treflichſten Männer in Menge, Männer verwandter Geſchlechter und fremder. Auch riß ihre Schönheit

Antiſtr. 5.

ins Erſtaunen. Ihrer goldbekränzten Jugend Frucht zu pflücken ſehnten ſie ſich. Allein ihr Vater, um noch herrlichere Heurath ihr zu ſtiften, entſann ſich, wie Danaus einſt in Argos für acht und vierzig Töchter vor Mitte des Tages ein allerſchnellſtes Verlöbniß erlangte. Er ſtellte die ſämtliche Reihe geſchwind auf Zielplätze laufenden Kampfs, und hieß zum belohnenden Preis der Schnelligkeit der Füſſe ſie eifern, welche der Töchter ſich jeder erwürbe, der ihm ſich erboten zum Eidam.

Epod. 5.

Eben ſo gab der Libyſche Stammherr dem beßten Bräutigam die Tochter. Er ſtellte ſie auf Eine Linie, geſchmückt das hohe Ziel zu ſeyn; ſagte dann mitten unter allen: „Der nehme ſie heim, der im Laufe der Erſt' „ihren Schleyer berührt„! Da ſprang Alexidem, reiſſenden Flugs; ergriff des reinen Mädchens Hand, und

führte ſie durch das Gedräng der Nomaden, der Ritter, und ward beworfen von ihnen mit Menge der Blätter und Menge der Kränze. Auch hatt' er lange bereits von Siegesflügeln die Menge.

Canonicus Tobler.

V.

Kaiſer Albrecht vor Zürch.

Sanft im Schooß des Thalgefildes,
Zwiſchen See und Weingebürg',
Unterm Schutz des Bürgerſchildes,
Ruht die Alpentochter Zürch.

Ihres Fleiſſes Haab' — (Ach, ſaget,
Was iſt, das zu Frevelluſt
Nicht den Wurm, der raſtlos naget,
Reitzt in der Tyrannen Bruſt?) —

Ihres Fleiſſes Haab' erhitzte
Albrechts Gier — Schon ſtäubte Kies
Unter Sohl' und Huf', ſchon blitzte
Wiederſtrahlend Schwert und Spies.

Zahllos ſtürmten Albrechts Ritter
Gegen Zürch; der Berge Haupt,
Dräuend, flammend wie Gewitter,
Deckt das Heer, das ſengt und raubt.

Höhnend ſchau'n ſie auf der Bürger
Schaar hinab, berauſcht im Wahn
Ihres Sieges, ſchon als Würger
Wetzend ihren Tiegerzahn.

Was vermag dein Häuflein, gutes
Zürch, und was der Tapfern Bund?
Labt ſich nicht an deinem Blute
Morgen ſchon der Feinde Schlund?

Gott und Zürch! Der Looſung Glaube
Täuſcht uns nicht, iſt uns der Bürg'

Digitized by Google

Unſrer Rettung! — Komm und raube
  Ihn uns Albrecht: Gott und Zürch!

Leis' im Frauenkreiſe flüſtert
  Bey der Kunkel guter Rath.
Von der Dämm'rung Hüll umflüſtert
  Eilen Dirn' und Weib zur That:

Eilen in das Zeughaus, wählen
  Wehr und Rüſtung jede flugs;
Männerſchmuck und Waffe hehlen
  Täuſchend ſchlanken Weiberwuchs.

Unterm Helm' empörend, wallend
  Thürmt ſich Lock' und Flechtenkranz;
Hell vom blanken Harniſch prallend
  Strahlt ihr Bild in Heldenglanz.

Sträubend drängt die weiche warme
  Bruſt ſich in den kalten Stahl;
Schwert am Gürtel, Schild am Arme
  Geht's hinab vom Waffenſaal.

Schimmernd in der Morgenröthe
  Purpur, bey der Fahne Wehn,
Ziehn ſie; Sang und Horn und Flöte
  Hall'n ins Thal und auf die Höh'n.

Sagt Heldinnen, ſagt, belebte
  Männermuth das zarte Herz
Ungezaubert? Oder bebte
  Espenlaub Euch unterm Erz? —

„Mag's doch, wie an's Ey das Däubchen
  „Pickt, geklopft uns haben! — Sey's!
„Raubt der Helm und giebt das Häubchen
  „Weiblichkeit, des Weibes Preis? —

„Jene bebten mehr! Im Heere
  „Zagt die Furcht; ſchon wähnt ſie, Bern
„Send' uns ihre Jugend, mehre
  „Unſre Kraft, die Heldinn Bern.

„Ha, ſie bebten mehr! Sie kriegten
  „Nicht mit uns, es ſchwieg ihr Drohn.

Digitized by Google

„Weiber kamen, ſahen, ſiegten;
„Stolze Fürſtenheere flohn„.
Chriſtian, Graf zu Stolberg.

VI.

Frühlings-Wonne.

Wann im lichten Glanz die Sonne
Prachtvoll auf mich niederſieht,
Und die erſte Frühlingswonne
Wieder in den Adern glüht:

Wann die laulicht warmen Lüfte
Neu durchſäuſeln die Natur,
Und ſchon ſüſſe Blumendüfte
Sich verbreiten auf der Flur:

Wann der junge Schmuck der Felder
Rund umher dem Auge lacht,
Und der Luſtgeſang der Wälder
Meine Seele ſtaunen macht:

Wann im ganzen Schöpfungsreiche
Alles neues Leben fühlt;
In der Luft und in dem Teiche
Fiſch und Vogel freudig ſpielt:

Wann auf Berg, und See und Auen
So mein Blick bewundernd ſchwebt,
Und bey all' dem Wonneſchauen
Sich die Seele höher hebt —

Wann ich dich dann, Schöpfer! denke
In der Ewigkeiten Schoos;
Mich in dem Gefühl verſenke,
Wie du biſt ſo gut und groß:

Wie dein Aug mit Vatermilde
Auf die Erde niederſchaut,
Und die blumichten Gefilde
Deines Athems Hauch bethaut:

Digitized by Google

Wie dein Bild aus jeder Pflanze,
Selbſt aus jedem Gräschen ſtrahlt;
Sich im hellen Mittagsglanze
Und der Abendwolke mahlt:

Wie, uns Menſchen zu beglücken,
Du ſo ſchön die Erde ſchuff'ſt;
Und uns einſt, o welch Entzücken!
Noch in ſchönre Sphären rufſt —

Liebes, ahndungvolles Sehnen,
Das mir dann die Seele füllt,
Daß dem Auge leiſe Thränen,
Lauter Preis dem Mund entquillt!

Von einem Frauenzimmer.

VII.

Noch ein Zehnd Sinngedichte von Johann Grob.

1.

Prediger.

Itzund gleicht ein Prediger einem Wächter, der die Stunden
In der Nacht mit Rufen meldt. Denn ſo einer wird gefunden,
Der den Wächter höret rufen, ſind wohl hundert oder mehr,
Welche ſchlafend nichts vernehmen, riefe man gleich noch ſo ſehr.

2.

Halblützel.

Halblützel geht zum Wein, und dieſes zwar nicht ſelten;
Doch iſt der arme Tropf deswegen nicht zu ſchelten.
Ach! dieſer Wirthshausgang geſchieht nicht ohne Noth —
Er hat in ſeinem Haus oft weder Wein noch Brodt,

3.

Auf Gebhard.

Eitellieb! Dein junger Sohn hat ſich aller Zucht entſchlagen;
Seine Bosheit geht ſo weit, daß ſich alle Leuthe klagen.

Da du ſolches ſtrafen ſollteſt, Gebhard! biſt du ſehr gelind;
Ja, du darfſt zum Kläger ſagen: „Ey, was ſchadt's? Er iſt ein Kind,
„Und ſein frecher Kindermuth wird doch nicht zu lange währen;
„Meines Söhnleins junges Blut muß wie junger Wein vergährē„. —
Nun, Wohlan! Ich laß es gelten. Aber gleichwohl ſorg' ich ſchier,
Aus dergleichem rauhem Moſte — werde ſchwerlich Malvaſier.

4.

Die alte und neue Gerechtigkeit.

Themis hat ihr Angeſicht zwar noch immerzu verbunden;
Nur das alt' und neue Band werden nicht gar gleich befunden.
Jenes war von dickem Tuche für der Augen Ueberſchlag;
Dieſes iſt von dünnem Flore, den ſie wohl durchſehen mag.

5.

Wilbald.

Wilbald, als er wolbezecht aus dem Weinhaus hergelaufen,
Fand daſelbſt die Mägde, ſich ſtark mit ſeinem Weibe raufen.
Wilbald ſprach mit lautem Lachen: Meine ganze Lebenszeit
Hat mir nichts ſo wohl gefallen, als wie dieſer H** ſtreit!

6.

Schneider.

Billig wird das Schneiderhandwerk durch das deutſche Land veracht,
Weil es an die Modekleider nicht zugleich auch Schellen macht.

7.

Vom Spiel.

In dem Spielen redlich ſeyn, wird den Narren zuerkennet,
Und hingegen Spielbetrug wird ein Diebesgriff genennet.
Meide das verfluchte Spielen, wem ein guter Namen lieb —
Denn ein Mann von Ehr und Tugend heiſſet weder Narr noch Dieb.

8.

Wie man danzen lernt.

Wer das Danzen lernen will, darf nicht fort in Frankreich laufen,
Dieſe Kunſt in fremdem Land um ſein deutſches Geld zu kaufen.

Digitized by Google

Wer ſich darin üben will, fange nur zu rechten an:
Dieſes giebt ſo viel zu laufen, daß man endlich tanzen kann.

9.

Von Adelhold.

Mein Landsmann Adelhold erhebt an fremden Orten
Sein' Ankonft und Geburth mit hochgeſchraubten Worten.
Man fragt mich hie und da: Ob er die Wahrheit ſage?
Ich ſpreche: Warum nicht? Es liegt ja an dem Tage,
Wie daß ſein Stammhaus ſich an Alter weit erſtrekt,
Da man es zehnmal ſchon — mit Stroh neu zugedeckt.

10.

Schatz.

Die Jungfraun merken hübſch, wornach die Freyer ſtreben,
Indem ſie ihnen gleich deſſelben Namen geben:
„Ach Schatz, mein güldner Schatz„! — Das Buhlwort zeigt es an,
Ihr Deutſchen ſeyt ein Volk, das nichts verbergen kann.

Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürich haben neu gedruckt.

Allgemeine Blumenleſe der Deutſchen. Herausgegeben von H. H. Füßli. 6ter Band. 8. 788. 1. fl. 20. kr. J. J. Heß Geſchichte der Regenten von Juda nach dem Exilio. 2. Bände; oder der Geſchichte der Iſraeliten vor den Zeiten Jeſu, 11 und 12ter Band. 8. 788. 3. fl. 12. kr. (der 12. und letzte Band wird zur Herbſtmeſſe fertig.) Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Herausgegeben von Albr. Höpfnern. 2 und 3ter Band. Mit Kupfern. gr. 8. 788. 4. fl. 32. F. Neubauers Geſänge mit Begleitung des Claviers. gr. 4. 788. 1. fl. 24. kr. Partitur der Melodien zu dem neuen chriſtlichen Geſangbuch. Oder auserleſene Pſalmen und Choralgeſänge zu vier Stimmen, mit bezeichnetem Generalbaß zum Gebrauch der Lehrenden und Lernenden. gr. 4 788. Joh. Kasp. Risbeks Geſchichte der Deutſchen. 2ter Band, fortgeſetzt von J. Milbiller. 8. 788. 1. fl. 36. kr. Franz des Soules vollſtändige Geſchichte der Revolution in Nord-Amerika. Aus dem franzöſiſchen überſetzt von Carl Hammerdörfer. 2. Bände. mit einer Karte. gr. 8. 788. 4. fl. 48. kr. (der 2te Band wird zur Herbſtmeſſe fertig) Sinngedichte der Deutſchen. Nebſt einem Anhange deutſcher Ueberſetzungen aus der griechiſchen Anthologie und dem Martialis. Herausgegeben von H. H. Füßli 8. 788. 1. fl. 20. kr.

Digitized by Google

Inhalt.

I.	Militäriſche Beobachtungen über die Schlacht bey Laupen. i. J. 1339. F. L. Haller.	S. 321 ſ 364.
II.	Auszüge aus der Lebensgeſchichte eines armen Mannes. Fortſetz.	S. 365 ſ 382.
III.	Alte Zürcherſche Statuten über die Hochzeiten. Fortſetzung.	S. 382 ſ 388.
IV.	Pindars neunte pythiſche Ode. Canonicus Tobler.	S. 388 ſ 394.
V.	Kaiſer Albrecht vor Zürch. Chriſt. Graf zu Stolberg.	S. 394 ſ 396.
VI.	Frühlings ſ Wonne. Von einem Frauenzimmer.	S. 396 ſ 397.
VII.	Noch ein Zehnd der beßten Sinngedichte von Johann Grob.	S. 397 ſ 398.

Digitized by Google

Schweitzerſches
Muſeum.
1788.

Vierter Jahrgang.
Sechstes Heft.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

I.

Der Bullenkrieg.

(Aus der lateiniſchen Handſchrift der Gulerſch-Campelliſchen Geſchichte.)

Am Ende des 1571. und mit dem Anfange des 1572. Jahres entſtanden in Graubündten gewaltige Unruhen, die ſich bis auf ihre Nachbarn verbreiteten, davon einige ſelbſt mitgenommen, andre aber belehret wurden, auf ihrer Hut zu ſeyn. Die Veranlaſſung war eine vom Pabſt Pius V. den 28ten Hornung 1570. datirte, einem vornehmen Bündtner, dem Docktor beyder Rechte und Freyherrn von Razünß, Johann von Planta von Zerneg ertheilte Bulle, mit der er ihm, ſeiner Meynung nach, eine nicht geringe Ehre zu erweiſen glaubte. Deſſen Sohn Conrad, beyder Rechte Docktor und Decan des Hochſtifts Chur, ſoll dieſelbe ausgewirkt haben *). Dem ſey aber wie ihm wolle, hier iſt die Bulle ſelbſt.

Pius, Servus Servorum Dei, ad futuram rei memoriam. Ex injuncto nobis deſuper paſtoralis officii debito ad ea libenter intendimus, per quæ proviſionis noſtræ auſpiciis

*) Vincenz Quadrio von Ponte im Veltlin ſoll ihn hierin beſtens unterſtützt haben, ſagen andere.

beneficia quælibet, præſertim regularia, viris committantur
idoneis, qui ſciant, velint, et valeant feliciter regere, et
ſalubriter gubernare. „Nuper ſiquidem dilecto Filio, no-
„bili viro, Joanni a Planta, Domino in temporalibus loci
„de Rhaetio, Curienſis Diœceſis, Juris utriusque Doctori,
„per alias noſtras literas dedimus in mandatis, ut quaedam
„beneficia Ordinis Humiliatorum in Valle Tellina, Comen-
„ſis Diœceſis, Jurisdictionis Griſonum, a perſonis irregu-
„laribus er incapacibus occupata, recuperaret; eique etiam
„conceſſimus, ut ad illa ſic recuperata, alias perſonas ido-
„neas, ſub certis modo et forma tunc expreſſis præſentare
„poſſet, prout in eisdem literis plenius continetur. Nos,
„attendentes ejusdem Joannis fidelitatem et zelum fidei, ac
„ſummam erga Nos, et Apoſtolicam Sedem devotionen,
„ac propterea eundem Joannem amplioribus favoribus et
„gratiis proſequi volentes, ipſumque a quibusvis excom-
„municationis, ſuſpenſionis et interdicti, aliisque Eccle-
„ſiaſticis ſententiis, cenſuris et poenis, a Lege, vel ab Ho-
„mine, quavis occaſione vel cauſa latis, ſi quibus quomo-
„dolibet innodatus exiſtit, ad effectum præſentium dun-
„daxat conſequendum, harum ſerie abſolventes, et abſolu-
„tum fore cenſentes, motu proprio, non ad ipſius Joannis,
„vel alterius pro eo Nobis ſuper hoc oblatae petitionis in-
„ſtantiam, ſed de mera liberalitate, et ex certa ſcientia
„Noſtris, ac de Apoſtolicæ poteſtatis plenitudine eidem
„Joanni, ut in tota Diœceſi Curienſi et ditione Rhaetorum
„Griſonum nuncupatorum, ſive dicta Valle Tellina, vel
„Comitatu Clavennae ejusdem Diœceſis Comenſis, omnia
„et quæcunque beneficia Eccleſiaſtica, tam ſecularia, quam
„quorumvis Ordinum Regularia quomodolibet nuncupata et
„qualificata, (etiam ſi illa vel illorum aliqua Monaſteria Ab-
„batiæ nuncupata Prioratus, Præpoſiturae, et dignitates
„fuerint ab hæreticis, vel aliis Laïcis incapacibus, ac
„Clericis apoſtatis, aut in eis quomodo libet absque cano-

„nico titulo, ac Noſtra, et dictæ Sedis licentia in iis, quæ „ad Noſtram ipſiusque Sedis diſpoſitionem ſpectant, intru„ſis, ac alias quomodolibet indebite occupata, vel detenta; „ſeu quomodocunque uſurpata, aut aliâs male alienata,) „illorumque bona et fructus cum omnibus juribus et per„tinentiis ſuis univerſis recuperare poſſit, et valeat, ple„nam et liberam auctoritate Apoſtolica tenore præſentium „concedimus facultatem „. Ipſum Joannem ad præmiſſa omnia et ſingula Noſtrum et ejusdem Sedis Syndicum et Procuratorem Generalem, cum omnibus et ſingulis honoribus, oneribus, privilegiis, præeminentiis et facultatibus, aliisque ſolitis et conſuetis creamus, facimus, et conſtituimus et deputamus. Ita quod liceat eidem Joanni detentores, occupatores, et uſurpatores quoscunque, præſertim eos, qui ſe gerunt pro Monachis Monaſterii de Benderen, Ordinis Sancti Benedicti prædictae Diœceſis Curienſis, quod olim Monaſterio S. Lucii Curiæ ejusdem Ordinis, ante ipſius Monaſterii S. Lucii uſurpationem et profanationem per ſectas hæreticorum factas, perpetuo unitum, et poſtea quondam Bartholomeo de Caſtromuro, olim Decano Eccleſiæ Curienſis, tunc in humanis agenti, ad ejus vitam dicta auctoritate commendatum fuerat, et poſt dicti Bartholomei obitum, absque ejusdem Sedis, ad quam ipſius Monaſterii tanquam illi affecti diſpoſitio pertinebat licentia, per eosdem Monachos detentum fuit, prout et adhuc detinetur indebite occupatum, ſe a præfato et quibusvis aliis Monaſteriis, Prioratibus, Præpoſituris et dignitatibus, aliisque beneficiis hujusmodi, absque ſpolii et attentatus vitio, propria auctoritate expellere et amovere, eisque ſic expulſis et amotis ad de Benderen et alia Monaſteria Prioratus, Præpoſituras, dignitates et alia beneficia hujusmodi pro prima, et una vice tantum, quascunque idoneas perſonas ſibi bene viſas, etiam filios proprios, legitimos tamen, et alios idoneos, loci, ſeu cujusvis alteri Ordinario præſentare ipſeque

Ordinarius, Monaſteria, Prioratus, Præpoſituras, dignitates, et alia beneficia hujusmodi, eisdem perſonis commendare et conferre; et ſi quid detentores, occupatores et uſurpatores præfati juris et tituli prætendant, idem Joannes pro ſummaria cauſæ et cauſarum deſuper pro tempore pendentium expeditione, Venerabiles Fratres Noſtros Comenſ. et Curienſ. Epiſcopos, eorumque Vicarios in ſpiritualibus Generales et quemlibet eorum in ſolidum et quem ipſorum id Joannes voluerit in judicem ſeu judices delegare et deputare, ſeu detentores, occupatores et uſurpatores, ad cauſam et cauſas hujusmodi ad aliquem Prælatum Catholicum trahere poſſit et valeat, etiam plenam et liberam, auctoritate, et tenore prædictis, concedimus facultatem diſtrictus. Jnhibentes omnibus et ſingulis tam ſecularibus, quam regularibus perſonis, cujuscunque dignitatis, gradus, et præeminentiæ exiſtant, in virtute ſanctæ obedientiæ et ſub indignationis Noſtræ, ac injuriae ſubſequentis, etiam excommunicationis majoris latæ ſententiæ, nec non ſuſpenſionis, interdicti, aliisque arbitrii Noſtri, eo ipſo per quemlibet contravenientem incurrendis pœnis, ne dictum Joannem ſuper præmiſſis quomodolibet moleſtare, vel impedire audeant, ſeu præſumant: quin imo illi quantum in eis fuerit, favorabiliter aſſiſtant. Ac decernentes præſentes literas de ſurreptionis, vel obreptionis, ſeu nullitatis vitio, aut intentionis Noſtrae, ſeu quovis alio defectu notari, vel impugnari, aut alias quomodolibet infringi, vel retractari, ſeu eis in aliquo derogari, nullatenus, unquam poſſe; ſicque ab omnibus cenſeri, et ita per quoscunque Judices et Commiſſarios quavis auctoritate fungentes, ſublata eis et eorum cuilibet, quavis aliter judicandi et interpretandi facultate et auctoritate judicari, ac definiri debere. Jrritum quoque et inane ſi ſecus ſuper his a quocunque quavis auctoritate ſcienter vel ignoranter contigerit attentari. Quo circa Venerabilibus Fratribus Noſtris Patriarchæ Alexandri-

Digitized by Google

no, et Conſtantienſi, ac Baſilienſi Epiſcopis per Apoſtolica ſcripta motu ſimili mandamus, quatenus ipſi vel duo, aut unus eorum, per ſe, vel alium, ſeu alios, præſentes literas, ubi et quando opus fuerit, ac quoties pro parte dicti Joannis fuerint requiſiti, ſolemniter publicantes, ſibique in præmiſſis efficacis defenſionis præſidio aſſiſtentes, faciant præmiſſa omnia ab omnibus quos illa concernunt inviolabiliter obſervari, non permittentes eundem Joannem deſuper per quoscunque quomodo libet indebite moleſtari, contra contradictores quoslibet, et rebelles, per ſententias, cenſuras et pœnas etiam, aliaque opportuna juris et facti remedia, appellatione poſtpoſita, compeſcendo, et legitimis ſuper iis habendis ſervatis proceſſibus, easdem ſententias, cenſuras et poenas etiam iteratis vicibus aggravando. Invocato etiam ad hoc, ſi opus fuerit auxilio brachii ſecularis: non obſtantibus præmiſſis, Noſtra de non tollendo jure quæſito, nec non felicis recordationis Bonifacii Papae VIII, prædeceſſoris Noſtri, qua cavetur, ne quis extra ſuam civitatem, vel diœceſin, niſi in certis exceptis caſibus et in illis ultra unam diætam a fine ſuæ diœceſisæ ad judicium evocetur, ſeu ne judices a ſede prædicta deputati contra quoscunque procedere, aut alii, vel aliis vices ſuas committere, quoquomodo præſumant, de duabus diætis, in Concilio Generali edita, aliisque Apoſtolicis, ac in Provincialibus et Synodalibus Conciliis editis, generalibus et ſpecialibus conſtitutionibus, et ordinationibus, a quibusvis etiam juramento, confirmatione apoſtolica, vel quavis firmitate alia, roboratis ſtatutis et conſuetudinibus contrariis quibuscunque, aut ſi aliquibus communiter vel diviſim ab eadem ſit Sede indultum, quod interdici, ſuſpendi, vel excommunicari non poſſint per litteras Apoſtolicas non facientes plenam, ac expreſſam, ac de verbo ad verbum de indulto hujusmodi mentionem. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam Noſtræ abſolutionis, conceſsionis, creationis, con-

Digitized by Google

ſtitutionis, deputationis, inhibitionis, decreti et mandati infringere, vel ſuo auſu temerario contraire. Si quis autem hoc attentare præſumſerit, indignationem omnipotentis Dei, ac beatorum Petri et Pauli Apoſtolorum ejus ſe noverit incurſurum.

Datum Romae apud Sanctum Petrum Anno Incarnationis Dominicæ 1570. pridie Calend. Martii. Pontificatus Noſtri Anno Sexto.

Subſcrip. Ill. Card. *de Medicis* Summ. Ill. Cumin. Cæſ. Glorierius *).

Dieſe Bulle war ſehr ſchön auf Pergament geſchrieben, mit dem Päbſtlichen Inſiegel in Bley verwahret, und vom Kardinal von Medicis unterſchrieben. Als einige Zeit hernach verſchiedene Vornehme, ich weiß nicht warum, ſo wohl über dieſe, als auch andrer in derſelben erwähnte Bullen, insgeheim ihr Mißvergnügen und ihre Unzufriedenheit zu erkennen gaben, ſo ließ der Pabſt auf Anrathen gewiſſer Leute, und weil er befürchtete, es könnten in Bündten Unruhen entſtehen und dadurch ſeine Abſichten vereitelt werden, zwey andere Breve's, in Form von Schreiben, davon das erſtere im Monat May, und das andere, wenn ich nicht irre, den 15. Sept. gedachten J. 1570. datirt und mit dem Fiſcherring beſiegelt war, an den gedachten Herrn Johann von Räzünß abgehen; dehnte die ertheilten Rechte in denſelben nicht ſo ſehr aus, mäßigte überhaupt ſeine Ausdrücke ungemein, und gedachte der zum Bißthum Chur gehörigen Pfarreyen des Oberen Bundes mit keinem Worte, weil von dieſer Seite her der meiſte Widerſtand zu be-

*) Wahre Kenner und Liebhaber der Geſchichte würden mir wohl wenig Dank um die Ueberſetzung dieſer ungedruckten Urkunde gewußt haben. Die Damen, und diejenigen Herren, die nur leſen, weil's ſo Mode iſt, und denen das römiſche Kanzley-Latein aneckelt, können ja umwenden. d. Ueb.

ſorgen war; ſondern redete bloß von denen im Veltlin und der Grafſchaft Cleven gelegenen und dem Orden der Humiliatoren zuſtändigen Pfarreyen, und vorzüglich von der Probſtey St. Urſula zu Tell, die zur Diöces des Biſchofs von Como gehörte, wenn ſchon die weltliche Gerichtsbarkeit der Republick Graubündten zuſtändig war. Das erſtere Breve ertheilte dem Herrn von Räzünß Macht und Gewalt, obgedachte Probſtey, und andere dem Orden der Humiliatoren daſelbſt zuſtändige, von Ketzern und Layen beſeſſene Lehen im Namen der päbſtlichen Kammer in Beſitz zu nehmen; in dem zweyten aber wurde dieſe Vollmacht, als eine, ſeinen Verdienſten um Ihro Heiligkeit angemeſſene und würdige Belohnung, unter gewiſſen Bedingungen, auch auf ſeine Kinder, Erben und Nachkommenſchaft ausgedehnt. Dies ſcheint in der Abſicht geſchehen zu ſeyn: Daß, im Fall jene heimliche Unzufriedenheit in öffentliche Unruhen ausbrechen ſollte, man die erſte Bulle unterdrücken, dieſe letztern anſtatt jener vorzeigen, und dadurch die Wuth des Volkes, die ſelten lange anzuhalten pflegt, deſto leichter ſtillen könne, bis die ganze Sache mit der Zeit in Vergeſſenheit gerathe und der Unwillen verrauche.

Allein im Buche des Schickſals ſtand es anders geſchrieben. Seine Verhängniſſe konnten durch dieſe künſtliche Vorſorgen nicht geändert werden. Um aber die ganze Sache deſto beſſer zu verſtehen, muß ich noch folgendes vorausſchicken. Einige in herrſchenden Landen liegende Pfarreyen, die von den Katholiſchen Geiſtlichen heut zu Tage Präbenden, auf deutſch aber Pfründen genannt werden, und die ehedem zur Aufrechthaltung der päbſtlichen Kirche und Unterhaltung der Meßprieſter geſtiftet worden, waren größtentheils von der Regierung eingezogen, zur Aufhelfung der Reformirten Kirche und Unterhaltung ihrer Prädicanten angewieſen, oder auch,

Digitized by Google

wie ſie dazu vollkommene Macht und Gewalt hatte, zu andern löblichen Anſtalten verwendet worden; wie man das nämliche an mehreren Orten in verſchiedenen chriſtlichen Staaten, Provinzen, Fürſtenthümern und Herrſchaften gethan hat und noch thut. Das nämliche iſt auch auf Landesfürſtliche Bewilligung mit einigen Regularen Lehen und Pfarreyen in **Bündten**, und in dem unter **Bündtnerſcher** Herrſchaft ſtehenden **Veltlin** geſchehen.

So wurden z. B. die ſämtlichen noch übrigen Güter und Einkünfte des Kloſters St. Lutzi bey Chur, nach der im J. 1529. geſchehenen Hinrichtung des Abtes, Verjagung der Mönche, und mannichfaltiger Veräuſſerung und Erſchöpfung der Kloſtergüter, vom Gottshausbunde öffentlich verſteigert, und zum gemeinen Beßten verwendet. Einige Mönche nahmen damals ohne Päbſtliche Erlaubniß das im **Wallgöu**, auf Oeſterreichiſchem Grund und Boden gelegene, mit dem Benedicktiner-Kloſter St. Lutzi in Verbindung ſtehende, zur Biſchöflich-Churiſchen Diöces gehörende Kloſter **Bender** in Beſitz, und behielten es auch; wie man aus oben angeführter Bulle erſiehet. Der Zehn-Gerichte-**Bund** traf die nämliche Verfügung mit dem Kloſter oder der Probſtey Prämonſtratenſer-Ordens beym **Klöſterlein** im **Brettigöu** genannt. Daſſelbe Schickſal hatte das berühmte und ſtark beſetzte Dominicaner-Kloſter zu St. **Nicolai** zu **Chur**, deſſen Mönche verjagt, und ihre Einkünfte und Gebäude zu einer öffentlichen Schule des Gottshaus-**Bundes** gewiedmet wurden: Des Benedicktiner-Frauenkloſters zu **Katzis** im **Domleſchg** nicht zu erwähnen, welches ebenfalls einige Jahre vorher vom Obern Grauen **Bunde** iſt aufgehoben worden. *)

*) St. Lutzi bey Chur und Katzis haben in ſpätern Zeiten ihr Daſeyn wieder erhalten; nur mit dem Unterſcheide, daß im erſtern ſich ein Dutzend Mönche reichlich nähren, und im letztern 20. bis 24. Mädchens faſten müſſen. d. Ueb.

Zu Tell im Veltlin ist eine gewiſſe Probſtey des Ordens der Humiliatoren, St. Urſula, im Auslande aber St. Albis genannt, befindlich, die ſonſt Leuten zugehörte, die keine Bündtnerſche Unterthanen waren. Andreas Guicciardi, der Arztneykunſt Doctor, ſonſt auch unter dem Namen des Rectors von Tell bekannt, erhielt dieſelbe endlich mit vieler Mühe und groſſen Koſten für ſeinen Sohn, Peter Martyr Guicciardi, genannt Clerico, der dieſelbe zur Ehre und zum Beßten ſeines Vaterlandes und ſeines Landesfürſten, der Republick Graubündten, verwalten ſollte. Als die Evangeliſche Lehre auf Befehl des Landesherrn auch im Veltlin geprediget wurde, erhielt gedachter Peter Guicciardi, für ſich und ſeine ganze Familie, nämlich die männliche Nachkommen des Herrn Andreas Guicciardi, welche insgeſamt zur Proteſtantiſchen Kirche übergetreten waren, den 23. Jenner 1555. vom Bundstage zu Chur ein Decret, laut welchem gedachte Probſtey oder Pfarrey zu Tell mit allen ihren Einkünften, ihm dergeſtalt verliehen wurde, daß er dieſelbe nach ſeinem Wohlgefallen wieder an andere verleihen konnte; doch unter der ausdrücklichen Bedingung, die Einkünfte zur Ehre Gottes und frommen Anſtalten, nach Evangeliſcher Ordnung und Vorſchrift des Wortes Gottes zu verwenden. Daß dieſe Vollmacht der Familie Guicciardi wirklich ertheilt worden, und daß ſie die angehängten Bedingniſſe auf das genaueſte erfüllt, wurde durch viele unverwerfliche Zeugniſſe dargethan.

Die Söhne oder Erben des verſtorbenen Rectors Andreas Guicciardi, der Rector und Doctor Nicolaus, Peter, Aſcanius, und Hannibal, verliehten darauf zufolge der ihnen von der Republick Graubündten ertheilten Macht und Gewalt, gedachte Probſtey oder Pfarrey, in ihrem und aller Guicciardiſchen Erben Namen, dem

Profeſſor der Theologie, Alexander Guicciardi; und 6. fromme und gelehrte Diener des göttlichen Worts ſtellten nachgehends folgendes Zeugniß über die Verwaltung der Einkünfte dieſer Probſtey des gedachten Alexanders und der übrigen ihnen bekannten Guicciardis aus.

Fidem indubitatam facimus, Nobiles ac pios Viros, hæredes D. Andr. Guicciardi, Rectoris nuncupati, inde ab anno usque 1555. ad purum ſincerumque Dei cultum defeciſſe, eosque nunquam deſtitiſſe beneficia conferre in eos, qui pie Deum colunt, quique perſecutionem patiuntur propter nomen D. N. J. Chriſti. Præſertim vero de bonis illius Præpoſituræ, quæ ipſis ab Ills. Dominis noſtris D. Rhætis conceſſa fuit, aſſerimus, ac bona fide teſtamur eos hoſpitio pios excepiſſe, ac beneficia illis exhibuiſſe, atque tum Miniſtros, ac Ludimagiſtros, tum alios peregrinos, probosque viros omni beneficiorum, charitatisque genere proſecutos fuiſſe. In quorum omnium fidem haſce dedimus, manuque noſtra ſubſcripſimus. Dat. die 26. Octobr. A°. 1571.

Durch dieſe Beſitzung zogen ſich indeſſen die Guicciardi den Neid und Haß des Römiſchen Stuhls und ſeiner Kreaturen auf den Hals. Schon ſeit einigen Jahren ſuchte derſelbe die Rhätiſche Freyheit auf mancherley Weiſe zu beeinträchtigen; er benutzte deswegen auch dieſen Anlaß, und ertheilte dem Herrn Johann Planta, Freyherrn von Räzünß, die obgedachten drey bis vier Breve's. Dieſer begab ſich im Weinmonat 1571. mit ſeinem Sohn Conrad, (dem er, kraft der vom Pabſte zu wiederholten Malen erhaltenen Vollmacht, ohne Mitwiſſen des Landesfürſten, und blos mit Einwilligung und Gutheiſſen ſeines Mitſchwähers, des damaligen Landshauptmanns des Veltlins *) und des Podeſta

*) Hercules von Salis.

von der Tell *) ſeines Freundes, die ihn ſeines Anſehens und ſeines Kredits halber hochſchätzten, die Probſtey ſchon verliehen hatte), ins Veltlin; ſtützte ſich auf das Anſehn der Päbſtlichen Bullen, und erhielt von den ſchon genannten Amtleuten die Publicirung einer Grida, in der, unterm 23. October allen Einwohnern, Erbzinsleuten und Lehnstragern gedachter Probſtey verboten wurde, jemand anders als gedachten Herrn Conrad Planta für den Beſitzer der Probſtey anzuſehen, und ihm die ſchuldigen Zinſen zu entrichten.

Die Familie Guicciardi weigerte ſich die ihr auf die Probſtey zuerkennten Rechte abzutreten, weil es ſowohl wider den Lehrbegriff zu dem ſie ſich bekannte, als auch wider anderweitige landesfürſtliche Decrete ſtreite, nach denen es ausdrücklich unterſagt ſey, irgend ein Diplom oder Lehen im Veltlin und der Grafſchaft Cleven, vom Römiſchen Pabſte, oder andern Fürſten, als nur allein von der L. Republick Graubündten anzunehmen; überdies auch dieſe Päbſtlichen Bullen geradezu ihren von gedachter Republick erhaltenen Lehensbrief zernichten; apellirte deßwegen an ihren Landesfürſten, und weigerte ſich, auf Citation des gedachten Landshauptmanns und Podeſtas von der Tell vor Gericht zu erſcheinen.

Die Sache wurde darauf bey dem zu Chur am Martins-Markt in der Mitte des Wintermonats gehaltenen Congreſſe anhängig gemacht, und von den Congreßböten in mehrern Sitzungen unterſucht. Der Herr von Räzünß gab ſich alle erſinnliche Mühe, mehrgedachte Probſtey von Tell ſeinem Sohn zu verſchaffen; andere hingegen **) foderten dieſelbe für die Familie Guicciardi

*) Andere nennen mit Unrecht den Vicar Chriſtof Beli.

**) Peter Guicciardi hatte eine Schweſter des Herrn Anton von Salis geheyrathet, der ſchon ſeit langem ein erklärter Gegner des Plantiſchen Hauſes war, und nun ſeine ganze Rie-

auf eine ſehr beſcheidene Weiſe, und glaubten, einmal ertheilte Freyheiten müßten unverletzt beobachtet werden; und es wäre der Würde des Landesfürſten angemeſſen, dieſelben zu beſtätigen. Jene päbſtliche Breve's waren nur ſehr wenigen Vornehmen ihrem Inhalte nach, den man klüglich ſo viel möglich verheimlichte, bekannt; und es fehlte daher wenig, ſo hätte der Freyherr von Räzünß, als ein im ganzen Lande angeſehener und beſonders bey den Vornehmen ſehr beliebter Mann, es durchgeſetzt, daß die Probſtey der Familie Guicciardi, welche die Einkünfte derſelben nach Vorſchrift des Evangeliums zu gottſeligen Handlungen anwendete, wäre entzogen, und ſeinem Sohne zu profanem Gebrauch und Nutzen ſeiner ſonſt ſehr begüterten Familie zugeſprochen, und ſogleich übergeben worden. Allein einige Vornehme, die von dieſem Bullengeſchäfte eine vollkommene Kenntniß hatten, drangen mit ihrer Meinung durch: Die Sache müſſe den Gemeinden zur Entſcheidung vorgelegt, und alſo vor einmal verſchoben werden.

Als ſich das Gerüchte von dieſer päbſtlichen Bulle von Tage zu Tage mehr und mehr verbreitete, ſo ahndete dem Herrn von Räzünß nichts Gutes; und weil er beſorgte, es möchte Unruhen geben, ſo eröfnete er den Herren Häuptern der Republick, nämlich dem Bürgermeiſter von Chur, dem Landrichter des Obern Grauen Bundes und dem Bundslandamman des Zehn-Gerichte-Bundes, nebſt einigen andern ſeiner vertrauten Freunde, den Inhalt der vom Pabſt erhaltenen Bulle, und übergab ihnen dieſes wichtige Diplom, ſamt den zwey erwähnten Breve's. Wenn er damals klug geweſen wäre, und auf die Probſtey Ver-

ſenfamilie, beſonders den angeſehenen Landvogt auf Caſtels, Dietägen von Salis, zum Kampf auffoderte. Das Ding ward nun als Familienſache behandelt.

zicht gethan hätte, ſo wäre auch vermuthlich aller wider ihn gefaßte Unwille unterdrückt und die aufgebrachten Gemüther beſänftiget worden, weil er in faſt allgemein gutem Rufe ſtand.

Obſchon er aber bereits die Päbſtlichen Diplomate dem Landesfürſten behändiget hatte, ſo bewarb er ſich nichts deſto minder um gedachte Probſtey für ſeinen Sohn itzt aufs neue; nur mit dem Unterſcheid, daß er ſich nun nicht mehr auf das päbſtliche Anſehen ſteifte, ſondern ſich auf ſeinen eignen unter ſeinen Landsleuten genieſſenden bisher gleichſam verheimlichten Kredit verließ. Sobald er unter den Vornehmen ſolche wahrnahm, die nicht glaubten, daß dadurch dem Staate einiger Schaden zugefügt, oder ihrer Freyheit Abbruch gethan werde, und zwar Perſonen die bey ihren Gemeinden ſehr viel vermochten und mit leichter Mühe alles erlangen konnten, und die daneben ihm zu willfahren und ſeinem Verlangen zu entſprechen ganz geneigt ſchienen, ſo vermochte er über die Herren Häupter ſo viel, daß ſie in ſeinem Namen und auf ſeine Unkoſten einen auſſerordentlichen Beytag zu Chur veranſtalteten, zu welchem nur die gewichtigſten Männer, und beſonders ſeine Freunde, berufen wurden. Von dieſer Verſammlung wurde beſchloſſen:

1. Die von der Familie Guicciardi beſeſſene Probſtey zu Handen des Landesfürſten zurückzunehmen, der ſie dann nach Wohlgefallen verleihen könne.

2. Den Gemeinden nichts von denen, dem Herrn von Razünß ertheilten Päbſtlichen Bullen zu melden, ſondern den Punkt von der Probſtey zu Tell blos nach ſchon ergangenen Mehren fragsweiſe folgendergeſtalt auszuſchreiben: „Ob die L. Gemeinden dieſe Probſtey der „Familie Guicciardi, oder dem Herrn von Razünß, „oder ſeinem Sohne, dem Decan Conrad von Planta, „verleihen wollten„?

Indeſſen practicirten der Herr von Razünß und ſeine Freunde und Gönner aus allen Kräften bey den Gemeinden, die ihm auf bevorſtehnden Bundstag die Probſtey zuerkennen oder abſprechen konnten. Er bedrohete ſeine Gegner und beſonders die Prädicanten, wenn ſie ſich ſeinen Abſichten widerſetzen würden. So ſehr verließ er ſich auf ſeinen Kredit. Allein das was ihm ſeiner Meynung nach nutzen ſollte, ſchadete ihm gerade am meiſten. Je mehr er das Gerüchte von der Bulle zu unterdrücken ſuchte, je ruchtbarer wurde daſſelbe; und je mehr Mühe er ſich um die Erhaltung der Probſtey gab, kurz je ſtärker die Sache beym gemeinen Mann betrieben ward, deſto mehr brachte er das Volk wider ſich in Harniſch; und der Lerm von der Päbſtlichen Bulle vergrößerte ſich täglich in dem Verhältniſſe, als man beſorgt war, dieſelbe zu verheimlichen. Wenn man ſich ſchon im geringſten nichts von dieſer Bulle verlauten ließ, ſo wurde nicht nur das Gerücht davon hin und wieder verbreitet, ſondern ſogar Ueberſetzungen und Abſchriften in deutſcher und romanſcher Sprache allenthalben ausgeſtreut. Einige Plantiſche Anhänger ſuchten daher zur Beſchönigung der Sache das Volk zu bereden: Die Päbſtliche Original-Urkunde träte keines Weges der Republick ſo zu nahe, als man vorgebe; die Ueberſetzer hätten den Sinn derſelben boshaft verdrehet, und als Feinde des Pabſtes und des Herrn von Räzünß die Sache vergrößert, und von einer weit gehäßigern Seite vorgeſtellt, als ſie an ſich wäre. Die damaligen, in allen drey Sprachen, nämlich der lateiniſchen deutſchen und romanſchen, bewanderten Stadtpfarrer zu Chur mußten deßwegen, an dem nächſt bevorſtehnden Jenner- und Hornungs-Congreſſe zu Chur, die Ueberſetzungen mit der Päbſtlichen Originalſchrift, in Gegenwart des Herrn von Razünß, vergleichen. Sie fanden dieſelben vollkommen

getreu, und ſie wurden deswegen von der ganzen Seßion gutgeheiſſen. Vom nämlichen Beytage ward decretirt:

1. Die Päbſtliche Bulle, und alle übrigen an den Herrn von Razünß vom Pabſt abgelaſſene Breve's, ſollen dem Landesfürſten eingehändigt werden und in ſeiner Verwahrung bleiben.

2. Die im Streit liegende Probſtey auf der Tell ſoll beyden Partheyen, der Familie Guicciardi und dem Herrn von Razünß, genommen, und den Gemeinden freygeſtellt werden, wen ſie damit belehnen wollten.

3. Zur Tilgung der verurſachten Unkoſten ſoll der Herr von Razünß 200. Rheiniſche Gulden, oder Kronen, bezahlen.

Dieſe Sentenz der dem Herrn von Razünß größtentheils wohlgewogenen Vornehmen beſänftigte viele Gemeinden, und man war mit dieſer ihm gleichſam auferlegten Straffe zufrieden. Die Churer, Davoſer, Ilanzer und Engadiner, beſonders die Unter-Engadiner, desgleichen die meiſten Evangeliſchen Pfarrer beruhigten ſich vollkommen damit, weil ſie glaubten, er würde durch dieſes ſich über ganz Bündten verbreitete Mißvergnügen hinlänglich abgeſchreckt worden ſeyn, niemals etwas Nachtheiliges für die Republick zu unternehmen, da er mit genauer Noth einer ſo groſſen, ihm drohenden Gefahr entgangen ſey. Dieſe Gemeinden würden auch nicht das geringſte mehr wider den gemeldten Herrn vorgenommen haben; ſondern ſie hatten die einzige Abſicht, durch dieſen heilſamen Entſchluß auch diejenigen abzuſchrecken, die erſt kürzlich für baares Geld vom Pabſte mit allerley Privilegien beſchenkt worden; indem derſelbe die angeſehenſten Familien, ſowohl in herrſchenden als Unterthanen-Landen, wie man durchgehnds

glaubte, mit an ſich geringen, bleyernen *) vielleicht aber auch ſilbernen, und gewiß immer hochtrabend prahleriſchen, und im Grunde denn doch unbedeutenden Titeln und Freyheiten, zu beſtechen, und von ſich abhängig zu machen ſuchte; gleichwie er ſchon ehedem der Rhätiſchen Freyheit nachgeſtellt, und dieſelbe zu untergraben bemühet war. Damit ihm aber dieſes itzt noch beſſer gelingen möchte, ſuchte er ſich unter ihnen vollends einen eigentlichen Anhang zu verſchaffen.

Ob nun aber gleich, wie ſchon gemeldet, viele **Bündtner**, und beſonders die Proteſtanten, mit jenem Decrete zufrieden waren, bey demſelben ruhig zu bleiben wünſchten und keine anderweitigen Vorkehrungen treffen wollten, ſo nahm doch die mehrere Anzahl Gemeinden von eben dieſem Decrete den Anlaß zu gröſſerm Tumulte. Und zwar, was jedermann in Verwunderung ſetzte, waren die ſich zur katholiſchen Kirche bekennenden Gemeinden gerade die heftigſten. Iſt er unſchuldig, ſagten ſie, ſo iſt jene Geldbuſſe viel zu ſtark; iſt er hingegen ſchuldig, ſo iſt ſie dann viel zu klein. Nun wurden Emiſſare abgeſchickt und Briefe ausgeſtreut, um das Volk, unter dem Vorwande, man müſſe die Republick wider ihre Feinde beſchützen, zum Aufruhr zu reitzen.

Der Freyherr **von Razünß** und ſeine Freunde waren indeſſen ſehr vergnügt, und glaubten, obiges Decret würde jedermann befriedigt, und die aufgebrachten Gemeinden beſänftiget haben, da man ſogleich die Urſachen ihrer Unzufriedenheit beyſeitegeſchafft habe. Itzt aber hatte er ſich gleich bey Entſtehung des Aufruhrs zu ſeinen Freunden nach Zernetz, und von da noch weiters auſſer Landes geflüchtet. Sobald aber die Unruhen wieder ein wenig geſtillt ſchienen, und man einſtweilig nicht weiter von der Sache redete, ſo kam er über den Arlenberg, durch das

Wallgäu,

*) Die Päbſtlichen Inſiegel waren in Bley gedruckt.

Digitized by Google

Wallgäu, Ragatz, Pfeffers und den Gonkelsſerberg nach Razünß zurück. Allein kaum hatten die Rädelsführer des erſten wider ihn gefaßten Entſchluſſes ſeine Ankunft erfahren, ſo tumultuirten ſie aufs neue, brachten friſche Klagen an, hoben die Fahnen, und marſchierten mit ihren Kompagnien nach Chur. Die Gottshaus- und Zehn Gerichte-Bündtner waren die erſten, beſonders die Bregeller, Aferſer, Oberhalbſteiner, Staller, Vatzer, Fürſtenauer, Ortenſteiner und Vierdörfler; und zu dieſen 6. Gottshausbündnerſchen Kompagnien ſtieſſen gleich anfänglich die einzigen Schamſer aus dem Obern Bunde, und, wie einige wollen, auch die Razünſſer: Die übrigen Gemeinden des Obern Bundes weigerten ſich ihre Fahnen aufbrechen zu laſſen. Dagegen ſchickte der ganze Zehn Gerichte-Bund ſeine Kompagnien mit fliegenden Fahnen in folgender Ordnung nach Chur: Belfort, Varpan oder Churwalde, Kloſters, Vutz oder Caſtels, Schiers, (Acernini) Mayenfeld und Malans, Davos halb gezwungen, und endlich St. Peter im Schalfick. Die noch fehlenden und nach Chur zu marſchieren ſich weigernden Gottshausbündnerſchen Gemeinden dieſſeits der Alpen, die Stadt Chur, die Gemeind Bergün, und jenſeits den Bergen Ober- und Unter-Engadin, Münſterthal und die Gottshausleuthe Unter-Calva, deßgleichen auch Puſchlaf, blieben vor einmal, mit Bewilligung der übrigen zu Chur verſammelten Gemeinden, ruhig bey Hauſe. Man wünſchte auch ihre Ankunft nicht einmal, um wegen eines unvermutheten Ueberfalls ausländiſcher Nachbarn deſto ſicherer zu ſeyn. Einer ſolchen Gefahr mußte man bey Zeiten auszuweichen, und ſolche ſorgfältig zu verhüten ſuchen, damit nicht die beßte und tapferſte junge Bündtnerſche Mannſchaft, zu einer Zeit da man mit andern Angelegenheiten beſchäftiget war, genöthiget wäre von allen

Digitized by Google

Orten her dorthin zu marſchieren, wo der Feind unvermuthet ins Land fallen würde; beſonders weil ſich damals das Gerücht, man weiß nicht wie, in Bündten verbreitet hatte: Ein gewiſſer berühmter Feldherr, deſſen Namen ich hier aus Klugheit verſchweigen muß, habe ein 8. bis 10000. Mann ſtarkes, neu angeworbenes Kriegsheer gemuſtert, und dieſer Armee einen gewiſſen Ort und Tag zur Zuſammenkunft beſtimmt, an welchem ſie die dies gar nicht vermuthenden Bündtner angreiſen, und denſelben ich weis nicht warum, noch auf weſſen Antrieb, ein fremdes Joch auflegen ſollte: Dieſer Anſchlag ſey aber durch den plötzlich in Bündten entſtandenen Auflauf, durch ſonderbare Regierung Gottes, vereitelt worden.

Die obgenannten zu Chur verſammelten Fahnen ſchlugen indeſſen in den erſten Tagen des Monats März ihr Lager vor der Stadt auf. Die wegen dieſes Auflaufs eiligſt nach Chur zu einem auſſerordentlichen Beytage berufene Herren nun ſchickten ihnen Deputirte entgegen, und ermahnten ſie auf das dringendſte, umzukehren, gegen niemand Gewaltthätigkeiten zu gebrauchen, ſondern, wenn, nach ihrem Sinne, das Wohl des Staats ſolches erfoderte, lieber den Weg Rechtens einzuſchlagen. Allein alles war vergebens; dieſe Deputirte geriethen nachgehnds ſelbſt in Gefahr, und wurden von dem Volke hart gebüßt.

Gegen hinlänglicher Bürgſchaft lieferte indeſſen die Stadt Chur die für einen ſo groſſen Haufen erfoderlichen Lebensmittel. Das ganze Korps ſelbſt nahm die Stadt nicht in ihren Ringmauern auf; ſondern es durfte nur täglich eine gewiſſe Anzahl bewafneter Leuthe dahin kommen, die man dann, wenn ſie es verlangten, ſo wie die eigenen aufs Feld gehenden und arbeitenden Bürger und Taglöhner, hinaus und herein ließ. Auf

Digitized by Google

den Stadtmauern, und vorzüglich auf dem Fürſtlichen Hofe, waren metallene Kanonen aufgepflanzt und Wachten ausgeſtellt; und das nicht ſowohl wegen der vor der Stadt liegenden Truppen, als vielmehr wegen der Engadiner, die, wie man ſagte, kommen und die Churer mit Gewalt angreifen würden. Um dieſes Vorgeben glaubwürdig zu machen, erinnerte man die Churer an den vor 7. Jahren von den Engadinern erregten Tumult *) und an das ſich damals verbreitende Gerüchte. Allein die Engadiner machten auch nicht eine einzige Vorkehrung, weil ſie durch den in gedachtem Auflauf erlittenen Schaden klüger geworden.

Wenig Tage vor dieſem neuerdings erregten Auflaufe, begab ſich der Herr von Räzünß mit einigen Herren **) aus allen Drey Bünden auf den Abend nach Chur, um daſelbſt eine heimliche Zuſammenkunft zu halten, und ſich zu berathen, was für Wege er einſchlagen müſſe, um der bevorſtehenden Gefahr zu entgehen. Gleich bey ſeiner Ankunft im Wirthshauſe vernahm er, daß der Magiſtrat von Chur eiligſt ſey zuſammenberufen worden, und auf Befehl der Zünfte darüber deliberirt habe: Ob man ihn gefangen nehmen ſoll oder nicht? Er vergoß darüber die bitterſten Thränen, und flohe noch in der Nacht von einem Ort, wo er am ſicherſten zu ſeyn geglaubt hatte. Nur wenige ſeiner mit ihm gekommenen Freunde begleiteten ihn ***). Er ſuchte ſeine Sicherheit bey den Gemeinden des Obern Bundes Ob dem Wald, weil dieſe ruhig geweſen waren, als ihn andere verfolg-

*) In dem im Muſeo beſchriebenen Speckkrieg.

**) Vorzüglich Battiſta und Hercules von Salis, Stefan Willi, Gallus von Mont, Kaſpar von Schauenſtein, Conradin von Jäcklin und Jacob Schalket.

***) Gallus von Mont, Battiſta von Salis und Balthaſar von Planta.

Digitized by Google

ten, und weil ihm dort die Vorgeſetzte des Volks, ſowohl als die Vornehmen, günſtig waren.

Die katholiſche Gemeinde Lax ſchien ihm der ſicherſte Zufluchtsort zu ſeyn; denn er hielt nur die Evangeliſchen für ſeine Feinde. Allein gerade hier wurde er von einem Haufen gemeiner Leute überfallen und gefangen genommen. Dieſe ſchickten ſogleich an die Gemeinden des gedachten Bundes Eilboten; und in kurzem waren 7. vor allen andern gut ausgerüſtete Kompagnien zugegen, als ob man einem Feinde hätte ein Treffen liefern müſſen *).

Die zu Chur verſammelten Fahnen ſchickten ihre Deputirte an dieſelben zu wiederholten Malen ab, und lieſſen ſie laut Inhalt des Bundsbriefes auffodern, den Herrn von Räzünß, der ſich an Gemeinen Drey Bünden vergangen haben ſollte, nach Chur, als einen in der Mitte liegenden und allen Gemeinden gleich bequemen Ort, wo überdies ſchon der gröſte Theil der Bundsgenoſſen auf Unkoſten des Staats bewafnet erſchienen wäre, zur richterlichen Verantwortung abzuliefern. Alles Widerſtrebens der Vornehmen ungeachtet wurde er auch endlich den 23. März von den gut ausgerüſteten Fahnen des Obern Bundes nach Chur abgeführt, wo er von dem Pöbel, als ob ein Feind des Vaterlandes wäre ge-

*) So hatte jeder Bund und faſt jede einzelne Gemeinde ihre Epochen, in denen ſie ſich durch kriegerſches Talent, Tapferkeit, Mäßigung und Rüſtung vor allen übrigen ihrer Landsleute auszeichneten. Im Schwabenkriege 1499. übertrafen die Engadiner alle andern an Muth und Herzhaftigkeit; im groſſen Veltliner- und Tyroler-Kriege von 1620. bis 1635. verrichteten die Zehn Gerichte-Bündtner, und beſonders die wackern Brettigöuer, unglaubliche Thaten; und heut zu Tage würd' ich, wenn ich ein General wäre, meine Leute aus der Herrſchaft Mayenfeld nehmen, und keinen, noch einmal ſo ſtarken, Feind fürchten. d. Ueb.

Digitized by Google

fangen genommen worden, mit Jauchzen empfangen wurde. Allein andere hatten ein herzliches Mitleiden mit dieſem armen Herrn, der, anſtatt ſeiner ehemaligen prächtigen Kleidung, in Lumpen gehüllt war, und eine abgemergelte Mähre reiten mußte, weil man ihm ſein Pferd genommen hatte *).

Nun waren 22. bewafnete Bündtner-Kompagnien mit eben ſo viel Fahnen zu Chur beyeinander verſammelt. Die 7. letzten Oberbündtnerſchen Fahnen lieſſen den Freyherr von Räzünß durch eine kleine Escorte bis zum Stadtthor begleiten und dem niedergeſetzten Strafgericht übergeben, und traten ſogleich ihren Rückmarſch an. Nur 200 Mann wurden ausgeſchoſſen, um denen in der Stadt aufgenommenen Richtern Gemeiner Drey Bünde ſowohl, als dem ganzen Gerichte ſelbſt, zur Wache zu dienen.

Die Engadiner und andere Gemeinden mehr, die mit ihren Fahnen nicht hatten erſcheinen wollen, ſchickten auch ſogleich ihr gehöriges Contingent an Richter und Göumer **), um dem Gericht beyzuwohnen. Die abmarſchirenden Fahnen des Obern Bundes ermahnten die übrigen noch zu Chur bleibenden, die Waffen niederzulegen, und blos ihre Richter und Göumer zurückzulaſſen; allein dieſe wollten davon nichts hören, bis der Proceß des Herrn von Räzünß beendiget wäre. Die Herren hatten bisher noch immer ihre Sitzungen gehal-

*) Man war lange unentſchloſſen, ob man ihn nach Chur führen ſollte oder nicht? Der Landrichter Julius Meyſſen erhielt endlich das Mehr wider die Plantiſchen Freunde, weil er dem Volke vorſtellte: Es ſey beſſer daß einer zu Grunde gehe, als daß das ganze Volk verderbe. Er war ſonſt des Razünßers Freund geweſen, und erklärte ſich jetzt aus Feigheit, oder superkluger Politick, wider ihn.

**) Iſt das eigentliche Provinzial-Wort.

ten, und ſie zum öftern ernſtlich und wohlmeinend ermahnet, nach Hauſe zu gehen; allein ſie verachteten ſogar die ernſtliche Erinnerung der Dreyzehnörtiſchen Geſandten, und gaben denſelben ganz trocken zur Antwort: „Sie erkenneten keinen Oberherr, als die Bündtnerſchen Gemeinden, in deren Namen ſie hier wären. „Da das gegenwärtige Strafgericht von den Fahnen „ſelbſt ſey niedergeſezt, und demſelben, im Namen der „Gemeinden vollkommene Gewalt, über die gegenwärtigen Angelegenheiten des Staats zu urtheilen und zu „entſcheiden, gegeben worden, ſo müßten vielmehr die „ſogenannten Vornehmen, oder vermeinten Herren der „Bündtner, ihre Sitzungen aufheben „. Und dieſes geſchahe auch wirklich. Die noch übrigen 15. Fahnen weigerten ſich, auch noch auf Befehl des von ihnen ſelbſt angeordneten Strafgerichts, das mit einer hinlänglichen Wache, und allem was zu einem freyen und unpartheyiſchen Gericht erfodert wird, verſehen war, abzumarſchiren, bis ſie den Ausgang des Handels des Herrn von Räzünß würden geſehen haben.

Den 25. März wurde dem von den Fahnen im Namen der Gemeinden errichteten Strafgerichte die endliche Verſicherung von ſämtlichen Fahnen gegeben, daß es uneingeſchränkte Macht und Gewalt haben ſollte, im Namen des Landesfürſten, nach Gutdünken, nicht nur über die Päbſtliche Bulle und die gegenwärtigen Angelegenheiten des Herrn von Räzünß, ſondern auch über die neuerdings vom Pabſte zu Rittern geſchlagene, wie auch über alle diejenigen, welche ſich auf irgend eine Art wider das Gemeine Weſen vergangen hätten, gerichtlich zu verfahren, dieſelben nach Verdienen zu beſtrafen, und überhaupt diejenigen Maaßregeln zu ergreifen, die es zum Wohl des Staats nöthig finden würde; auch ſollten ſeine ſämtlichen Sentenzen unwiderruflich vollzogen werden.

Digitized by Google

Den 26. März verſammelten ſich die Beyſitzer *) des Strafgerichts auf dem Rathhauſe zu Chur, um, unter den ihnen vorgeſchriebenen Bedingungen, nach Recht und Billigkeit über die Strafbaren abzuſprechen. Die Sitzung beſtand zwar größtentheils aus ſolchen Perſonen, die bisher wenig Antheil an der Regierung gehabt hatten; denn dieſe war bisher faſt immer in den Händen der Vornehmen oder Häupter geweſen. Allein ſie waren deßwegen doch keine eigentlich Unerfahrene, ſondern hinlänglich mit gerichtlichen Proceduren bekannt, weil ſie ſchon in ihren Gemeinden gröſſere oder kleinere obrigkeitliche Stellen bekleidet hatten.

Der Rathsherr Barnabas Graß von Chur war Präſident des Strafgerichts, und führte den Stab.

Der Herr von Räzünß war der erſte, der zum Verhör geführet wurde. Balſar, von Vatz, ein Beyſitzer des Strafgerichts, wurde zum Fiscal, und Joh. Paul, von Samade, gleichfalls ein Beyſitzer, zum Fürſprech der Verklagten ernannt. Beyde plaidirten in romanſcher Sprache; und ein Gerichtsſchreiber mußte es denjenigen Richtern, die das Romanſche nicht verſtanden, verteutſchen.

Balſar zergliederte zuerſt die Päbſtliche Bulle weitläufig, und zeigte, wie ſehr, und auf wie mancherley Weiſe dieſelbe wider die Freyheit und das Wohl des Staats ſtreite; und ob er gleich einer der eifrigſten Katholiken war, ſo vergröſſerte er dennoch dieſe Sache ungemein, und verſicherte, daß die Freyheit Rhätiens, die nirgends in der Welt vortreflicher gefunden werde, und das Glück des Staats nicht hätte beſtehen können, ſondern ſchlechterdings hätte müſſen zu Grunde gehn, wenn auch der Inhalt der Bulle nur zum Theil wäre in Erfül-

*) Das Gericht beſtand aus 42. Beyſitzern, wie uns Campel belehret, und Guler zu bemerken vor zu unerheblich gefunden hat.

Digitized by Google

lung gebracht worden. Er wies das Original von der Bulle ſelbſt vor, las es von Wort zu Wort ab, und überſetzte es in beyden in Bündten gewöhnlichen Sprachen *). „Der Herr von Räzünß„, ſagte er, „habe „nun das, was in der vom Pabſt erhaltenen Bulle „Feindſeliges wider die Republick und ihre Freyheit „enthalten ſey, (damit, wann dieſe unterdrückt, jene ganz „geſtürzt werden könnte, wirklich zum Verderben und „Untergange des Vaterlandes, wider das ausdrückliche „Verbot des Landesfürſten, vermög deſſen kein Bündtner bey unausbleiblicher hoher Strafe irgend ein Breve „oder Diplom vom Pabſt annehmen ſollte, um damit „irgend ein Benefizium zu erhalten,) auszuführen geſucht. Dieſes Decret müſſe ihm zur Genüge bekannt „ſeyn, weil er es ſelbſt als damaliger Präſident der „hierzu ernannten Kommißion mit ſeinem eigenen Siegel verwahret habe. Er könne nicht läugnen, daß er „dieſe Bulle vom Pabſt erhalten, in ſeinen Händen gehabt, und gültig zu machen geſucht habe; denn er „habe im Vertrauen auf das Anſehn derſelben die Probſtey auf der Tell angeſprochen, dieſelbe ohne Wiſſen „und Willen des Landesfürſten in Beſitz genommen, „und ſie eigenmächtig ſeinem Sohne, dem Domdecan „von Chur ertheilet, und noch oben ein als Päbſtlicher „Legat, Procurator und Syndic, eigenmächtig eine Grida anſchlagen laſſen„. Ich übergehe hier mit Wohlbedacht die übrigen unerheblichen und nicht ſo allgemein bekannten Anklagspunkte. Der Beklagte verneinte durch ſeinen, obſchon proteſtantiſchen, doch weit billigern und nachſichtigern Fürſprech, Johann Paul, dieſe Beſchuldigungen; und da er dabey verharrete, ſo wurde er zur Folter verurtheilt.

*) Man bediente ſich ſchon damals, ſo wie noch jetzt, auch der Italieniſchen; doch nur in den Gemeinden Miſax, Calanca, Poſchiavo und Pregel.

Digitized by Google

Drey Tage nachher, nämlich den 28. April wurde er wieder vor Gericht geſtellt, und ſeine Ausſage öffentlich vorgeleſen. Nach derſelben ſoll er eingeſtanden haben: „Er wäre geſonnen geweſen, die Erfüllung der in der „Bulle enthaltenen Punkte durch Anrufung auswärtiger „Hülfe und des weltlichen Arms, wie es in der Bulle „ſelbſt vorgeſchrieben war, durchzuſetzen, und ſo, nach „und nach, die Herrſchaft über Bündten, auf ſich und „ſeine Familie zu erlangen„. Der Kläger hatte ſein Geſtändniß in den Anklagspunkten ungemein vergröſſert, und gefährlicher vorgeſtellt; ſo das es das Anſehen hatte, der Beklagte würde zum Verviertheilen verurtheilt werden. Als indeſſen der Herr von Räzünß ſahe, wie weit es mit ihm gekommen wäre, ſo erklärte er freymüthig: „Er habe, als er in Ketten und Banden gelegen, „und von einer ſtarken Wache umgeben geweſen, nach „dem Rath ſeiner Freunde, die gemachten Beſchuldi„gungen eingeſtanden; er ſey aber von allen Verge„hungen wider ſein Vaterland frey; niemals ſey ihm „nur ein Gedanke dazu aufgeſtiegen, oder der Wunſch, „es thun zu können, in ſein Herz gekommen; nur „die unmenſchlichſte Marter hätte ihn genöthigt ſich „ſelbſt anzuklagen„. Das Urtheil fiel dahin aus: „Er „ſollte neuerdings in die Gefangenſchaft geführt und „gefoltert werden„. Man ſetzte ihm auf das heftigſte zu; allein er blieb ſtandhaft bey ſeiner letzten Ausſage. „Es ſey wahr„, wiederholte er aus ſeinem erſten Verhöre, „daß er vom Pabſte Bullen und Breve's empfan„gen, dieſelben nicht bekannt gemacht und dem Landes„fürſten verheimlichet habe. Es ſey ferner wahr, daß „er die Probſtey von Tell ohne Anfrage, und ohne Wiſ„ſen und Willen der Gemeinden, in Kraft der Päbſtlichen „Bulle in Beſitz genommen habe u. ſ. f.„. Auch gab er einige andere Kleinigkeiten zu, die man nur an einem

ſo groſſen und vornehmen Manne, als er war, wahrnahm und tadelte.

Dieſer Urſachen halber ward er endlich den 31. März verurtheilet: „Vor der Stadt unter freyem Himmel „im Zirkel der bewafneten Fahnen enthauptet zu werden„. Seine Freunde beerdigten ihn zu St. Lutzi. Dies geſchahe Montags in der ſogenannten Heiligen Woche vor Oſtern. Die ſämtlichen Fahnen marſchirten deßwegen nach Hauſe, und das Strafgericht ward aufgehoben und bis Tags nach Oſtern verſchoben, da ſich dann die Richter ſamt dem beſtimmten Göumern aufs neue einfanden.

Man fällte indeſſen über das Vergehen des Herrn von Räzünß ſowohl als über ſeine Beſtrafung verſchiedene, einander widerſprechende Urtheile. Einige nannten ihn einen Staatsverbrecher, andere ſprachen ihn vollkommen frey. Die erſten ſchloſſen aus dem Inhalte der Päbſtlichen Bulle, aus dem eigenen Geſtändniß des Verurtheilten und aus andern bekannten Thatſachen, wenn ſie dieſelben beſonders noch mit andern vielleicht grundloſen Gerüchten verglichen: Es müſſe ein bosh after Anſchlag wider Bündten und andere Evangeliſche Länder gemacht und dem Herrn von Räzünß und ſeinem Sohne mitgetheilt worden ſeyn, der aber durch dieſen Auflauf ſey vereitelt worden. In dieſer Meinung beſtärkte ſie das, was ich oben von einer, um dieſe Zeit, von einem gewiſſen, der Republick Graubündten aufſätzigen General, gehaltenen Muſterung und Truppenwerbung geſagt habe. Dieſer Verdacht wurde noch vermehret durch die vor einem Monat im Veltlin von zwey verbanneten, von Morbenn gebürtigen Meuchelmördern, die von Rom aus, wo ſie im Exilio gelebt hatten, ins Veltlin waren geſchickt worden, vollbrachte Schandthat, da ſie nämlich in der Kirche auf den Prädicanten zu Mel ſchoſ-

ſen, ihn verwundeten, und einen wackern Greis, Jacob Cermellini, der dieſe Schandthat mißbilligte, und ſie davon abhalten wollte, ums Leben brachten. Dieſe nämlichen Kerls rühmten auf ihrer Flucht über den Comerſee: Man werde nächſter Tagen mit dieſen Lutherſchen Ketzern im Veltlin, und hin und wieder in Graubündten, auf das grauſamſte verfahren. Dies war eigentlich nicht Drohung, ſondern nur Muthmaſſung. Aehnliche Drohungen ſollen um eben dieſe Zeit an andern Orten und von andern Perſonen ausgeſtoſſen worden ſeyn. Dieſes nun zuſammengenommen, ſahen einige als Vorboten und ſichere Anzeigen des damals beſchloſſenen Untergangs der Republick an. Und endlich gab dieſen Muthmaſſungen jene im Auguſt erfolgte grauſame Ermordung der Proteſtanten zu Paris und in Frankreich, das ſtärkſte Gewicht. Man glaubte, daß eben dieſes Schikſal auch den Proteſtanten in Bündten und an andern Orten zugedacht geweſen ſey. So pflegen argwöhniſche Leute alles zu beargwohnen.

Auf der andern Seite trieb man es in ſeiner Vertheidigung auch zu weit. Ganz unſchuldig, ſagte man, ſey er hingerichtet worden. Man vergliech ſeine Unſchuld mit der Unſchuld Jeſu. Seine Sache ſey ſo gerecht geweſen, als unſers Herrn ſeine; er habe in der nämlichen Woche den Märtyrertod gelitten, wo Chriſtus. Die Urheber ſeines Todes oder die Strafrichter ſchimpfte man zum öftern Juden; und einige Pfaffen wendeten bey Erzählung der Leidensgeſchichte unſers Herrn und Heilandes, die ſie ſo eben dem Volke vortrugen, alle einzelne Umſtände derſelben auf den Tod des Herrn von Razüns an *). Noch andere, die vielleicht mehr zu der erſten als zur andern Klaſſe gehörten, ſagten: Der ganze

*) Ich beſitze wirklich eine Parodie, die ich vielleicht nächſtens mittheilen werde.

Handel ſey der Geſchichte des Ritters und Burgermei-ſters **Waldmanns** von Zürch ſehr ähnlich. Der Magi-ſtrat von Zürch habe ſich, auf Verlangen dortiger Bür-gerſchaft und des Landvolks genöthigt geſehen, denſelben, ſamt einigen andern Rathsherren und Unterbeamten, die an ſeinem Vergehen Antheil gehabt, oder ihm behülf-lich geweſen waren, in Gegenwart und mit Einſtimmung der Geſandten der übrigen verbündeten Orte, ſelbſt aus dem Rathshauſe abzuliefern. Dieſer Johann **Wald-mann** habe nicht nur der Zürcherſchen Freyheit hinter-liſtig nachgeſtellt, ſondern auch die Verabredung getrof-fen, die Stadt Zürch in Kaiſerliche Hände zu ſpielen, und an einer Nacht den Schwäbiſchen Truppen die Thore zu öfnen. Er, als ein in den Augen des Volks erklärter Libertin (Scortator) und Tyrann habe ſollen zum Graf von Kyburg creirt, und ihm die Regierung über Zürch aufgetragen werden. Er ſey deswegen an die Folter geſchlagen, und, nachdem er ſeine Verbrechen bekannt habe, Montags vor Palmſonntag, den 6. May 1489. auf einer Wieſe vor der Stadt, im Angeſicht einer mehr als 10000. Mann ſtarken bewaffneten Mannſchaft, die nicht eher haben von der Stelle gehen wollen, bis **Waldmann** ſeiner Schandthaten halber beſtraft gewe-ſen, als ein ſchuldvoller Miſſethäter hingerichtet worden.

Andre, ſelbſt Evangeliſche, die oft mit ihm umge-gangen waren, denen er ſeine Geſinnungen und Anſchlä-ge mitzutheilen pflegte, und die ſich weniger von ihren Leidenſchaften verführen lieſſen, waren in Beurtheilung dieſer Sache billiger. Sie ſprachen ihn nicht ganz von aller Schuld frey und los; aber ſo viel glaubten ſie zu-verſichtlich behaupten zu dürfen, daß er nicht fähig ge-weſen wäre ſein Vaterland treuloſer Weiſe zu verrathen. Als einer der vornehmſten und angeſehenſten **Bündtner**, habe er ſich blos aus Liebe zu ſeinen Kindern hinreiſſen

Digitized by Google

laſſen, jenes Unternehmen zu wagen, und er habe die Probſtey von Tell für ſeinen Sohn Conrad zu erhalten geſucht, damit derſelbe, bis zur Erlangung der Biſchofsmütze von Chur, einen ſeiner Würde angemeſſenen und ihm bisher gewöhnlichen Aufwand, machen könnte. Nur deßwegen habe er den Beſitz der Abtey von St. Lutzi und die damit verbundene von Bender ſo ſehnlich gewünſcht. Wann er einmal im Poſſeſſe dieſer Pfründen geweſen wäre, würde er zuverläßig zufrieden geweſen ſeyn, und niemandem das geringſte im Weg gelegt haben. Nicht deßwegen alſo, daß er dieſe Pfründen für ſeinen Sohn zu erhalten geſucht habe, ſey er in ſo groſſe Ungnade Gottes gefallen, ſondern wegen ſeines Haſſes gegen die Evangeliſche Lehre, und der Läſterung, daß er dieſelbe ein Evangelium des Teufels, quel Evangeli da'lg Diavel nannte. Seine Brüder Balthaſar und Conradin hätten einen Abſcheu an dieſer Rede gehabt, und ihn dringend gebeten, ſein Maul zu zähmen; allein er habe dieſe Erinnerung verachtet und ſie mit Naſerümpfen beantwortet. Und dies ſoll die vornehmſte Urſache ſeines ſo tiefen Falls geweſen ſeyn.

Da einige die meiſte Schuld des ihrer Meynung nach unverdienten Todes des Herrn von Razünß auf die Evangeliſchen Prediger in Bündten, und beſonders auf die damaligen Pfarrherren zu Chur legen, ſo muß ich auch dieſes noch, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erörtern.

Es iſt zwar wahr, daß den damaligen Pfarrherren zu Chur, Tobias Egli und Ulrich Campel *) etliche Monathe vorher, ehe ſich das Gerüchte davon unter dem Volke verbreitet hatte, ganz wider ihr Vermuthen eine

*) Der Verfaſſer des Hauptwerks, aus welchem Guler dieſen Bericht gezogen. Sollte dieſe Erzählung des Handels nicht ein gutes Vorurtheil von der Unpartheylichkeit des Geſchichtſchr. erwecken?

Abſchrift jener Bulle mitgetheilt worden: Sie konnten aber damahls nicht glauben, daß der ſonſt ſehr kluge Herr von Razünß auf einmal ſo thöricht geworden ſeyn und ſich einbilden ſollte, eine ſo wichtige Sache ausführen zu können; ſie vermutheten daher, ein boshafter Kerl habe ihm damit den Haß des Volks auf den Hals laden wollen. Sie hielten darum die ganze Sache bis zur Zeit der oben erwähnten Zuſammenkunft der Bündtnerſchen Herren geheim, und entdeckten ſie blos, nach dem ihnen eine zwote ſchönere, treuere und deutlicher geſchriebene Abſchrift von einem andern Ort her war zugeſandt worden, einigen vertrauten Freunden, auf deren Treu und Verſchwiegenheit ſie ſich verlaſſen konnten. Dieſe Männer waren auch um deßwillen ſo verſchwiegen, weil ſie das Anſehn des Herrn von Razünß und ſeiner in Bündten viel vermögenden Herren Brüder ſehr verehrten, und weil beſonders Campel mit ihnen in Verwandtſchaft ſtand, deſſen Schweſter der leibliche Bruder des Herrn von Razünß, Herr Balthaſar von Planta, zur Ehe gehabt, und mit ihr einen Sohn, Joh. Bat. von Planta, der noch am Leben iſt, erzeugt hatte *). Da nun indeſſen der Herr von Razünß die Probſtey von Tell in Anſprache genommen, und die Pfarrer von Chur Nachricht erhalten hatten, daß er es auf Päbſtliche Authorität gethan habe, und folglich die Bulle nicht erdichtet ſey, ſondern nur allzugewiß exiſtiere, ſo gedachten ſie: Wann der Herr von Razünß gedachte Probſtey, mit Gutheiſſung der Bündtnerſchen Gemeinden, die nichts von der Päbſtlichen Bulle wußten, erlangen ſollte, ſo würden damit die Bündtner, unwiſſender Weiſe, die Päbſtliche Bulle zu ihrem eignen Nachtheil als gültig

*) Die Razünßiſche Linie von Planta blühet heut zu Tage noch zu Malans, und iſt eine von den ſehr wenigen, die in allen Dreyen Bünden einheimiſch, oder Bundsleuthe ſind.

Digitized by Google

anerkennen, und ihm folglich auch Gewalt über alle auf Bündtnerſcher Jurisdiction liegende Pfarreyen, die er ſich ſchon in gedachtem Diplom anmaaſſe, zugeſtehen. Sie glaubten alſo ohne Verletzung ihres Gewiſſens das Daſeyn dieſer Bulle dem Volke nicht verhehlen zu können, und entſchloſſen ſich daher, die Sache bekannt zu machen. Eingedenk ihrer für den Herrn von Razünß tragenden Achtung und Freundſchaft, beſchloſſen ſie indeſſen, denſelben noch vorher von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen. Als er am Martinsmarkt mit ſeinen Freunden zu Chur war, wo der Streit wegen der Probſtey mit dem Guicciardi zuerſt unter den Vornehmen ins Reine gebracht werden ſollte, ehe er den Herren Häuptern und Congreßboten zur Unterſuchung und Entſcheidung vorgelegt würde, lieſſen ſie ſeine beyden Brüder Balthaſar und Conradin, und ihrer Schweſter Sohn Conradin Fotze von Zernetz, zu ſich ins Pfarrhaus kommen, und ſagten dieſen Herren in Gegenwart von 7. andern Predigern, was ſie, von den ihrem Bruder, dem Herrn von Razünß, ertheilten Bulle und Breve's vernommen hätten. Sie gaben ihnen auch ihr Mißfallen über dieſes verwegene Unternehmen des Pabſtes ſowohl, als ihres Herrn Bruders zu erkennen, und baten ſie inſtändigſt, denſelben dahin zu vermögen, daß er jene Päbſtliche Urkunden dem Landsfürſten übergebe, und ſeine Anſprüche auf die Probſtey von Tell aufgebe; widrigenfalls müßten ſie dem Volke die ganze Sache entdecken.

Anſtatt nun aber ſich mit einem ſo guten Rathe die Gewogenheit dieſer Herren zu erwerben, wie ſie gehoft hatten, wurden ſie von ihnen mit Schimpfworten belegt, und mit ihrer Ungnade bedrohet, wenn ſie nicht weiſe ſeyn, und ſich ruhig verhalten würden.

Nachdem ſich indeſſen ihr Zorn ein wenig abgekühlt hatte, kamen ſie wieder, und verſicherten: Ihr Bruder,

der Freyherr von Razünß, habe niemals im Sinn gehabt ſich der Päbſtlichen Bulle zu ſeinem Vortheile zu bedienen; er wünſche blos die Probſtey von Tell für ſeinen Sohn zu erhalten; und wenn ſie ihm zur Erlangung derſelben nicht hinderlich, ſondern vielmehr behülflich seyn wollten, ſo wolle er das groſſe Päbſtliche Diplom vor ihren Augen zerreiſſen; er laſſe ſie bey allem was heilig ſey bitten, ihm dieſen Gefallen zu erweiſen. Sie baten darauf um zwey Stunden Bedenkzeit, um ſich mit den andern anweſenden Pfarrherren darüber zu berathen, und gaben endlich zur Antwort: Wenn der Herr von Razünß Päbſtliche Breve's in dieſer Sache beſitze, ſo ſoll er ſie nicht in ihrer Gegenwart zerreiſſen, ſondern dem Herrn Burgermeiſter von Chur *), der ja ſein Freund ſey, übergeben, oder in deſſelben Gegenwart ſolche zernichten; ſodann müſſe er ſeinen Vorſatz, ſich der Probſtey von Tell und ihrer Einkünfte, die bereits zum Beßten der Evangeliſchen Religion beſtimmt wären, zu bemächtigen, fahren laſſen. Würde er ſich hierzu verſtehen, ſo verſprächen ſie und die übrigen anweſenden Herren Pfarrherren heilig, das tiefſte Stillſchweigen gegen jedermann zu beobachten; doch könnten ſie ſich nicht für andere verbürgen, denen das Bullengeſchäft vielleicht auch ſchon bekannt wäre. Inzwiſchen ſey, im Fall auch die Sache bekannt würde, im geringſten nichts für ihn zu befürchten, wenn er nur die Bulle und Breve's, wie geſagt, dem Herrn Burgermeiſter behändige, und auf die Beſitznehmung jener Probſtey für ſich und ſeinen Sohn reſigniere. Sie bäten ihn ſehr, hierinfalls nachzugeben; denn im Weigerungsfalle würden ſie um kein Haar breit von ihrer der Religion und dem Vaterlande ſchuldigen Treue abweichen; und wenn

dem

*) Ambroſi Marti, ein enger Freund des Herrn von Razünß, der ſich ſeinethalben auſſer Lands flüchten mußte.

Digitized by Google

dem Herrn von Razünß etwas unbeliebiges begegnen ſollte, welches ihnen ſehr Leid wäre, ſo wollten ſie ſich hiemit ſchon im voraus von aller Schuld losgeſagt haben, die nur allein auf denjenigen falle, der guten Rath verachte. Dieſem fügten ſie noch verſchiedene Gründe bey, warum ſie nicht anders handeln könnten. Allein alle Vorſtellungen der Pfarrherren waren vergebens, weil ſich der Herr von Razünß ſo wohl auf ſein eigenes Anſehn, als auf die Unterſtützung ſeiner Freunde verließ; und er ſuchte ſeinen Vorſatz, die gedachte Probſtey auf irgend eine Weiſe zu erlangen, zu ſeinem äuſſerſten Verderben, auszuführen.

Bald darauf wurden die Pfarrherrn von Chur von verſchiedenen Gemeinden des Gottshausbundes, wie auch von einigen Privatperſonen, ſchriftlich aufgefodert: Wenn ſie von irgend einer, dem gemeinſamen Vaterlande bevorſtehnden Gefahr, oder hinterliſtigen Nachſtellung, Nachricht erhalten hätten, wie das Gerücht ſage, daß wirklich ſo etwas vorhanden ſey, ſo ſollten ſie dieſelbe nicht verhehlen, ſondern alles treulich entdecken. Die Pfarrherren beriethen ſich nun über die zu ergreifenden Maaßregeln mit dem Burgermeiſter und Rath von Chur; und das Reſultat dieſer Berathſchlagung war, die Päbſtliche Bulle wörtlich, treu, und ſo genau als möglich, in deutſcher und romanſcher Sprache zu überſetzen, Abſchriften an die Reformirten Pfarrherren zu ſenden, und die ganze Sache, wie ſie an ſich war, geradehin zu entdecken. Der Abſchrift legten ſie noch ein Sendſchreiben bey, und ermahnten die Pfarrherren ihre Schuldigkeit gegen ihre Gemeinden zu thun, und dieſelben für die hinterliſtigen Nachſtellungen des Pabſtes, nicht nur in Rückſicht der gegenwärtigen Bulle, ſondern auch wegen ſeines eifrigen Beſtrebens, ſich durchs Ritterſchlagen Freunde in Bündten zu machen, zu warnen, und

überhaupt ihr ganzes Augenmerk auf die Abwendung alles Unheils von der Republick zu richten; doch bey alledem das Volk beſtändig vom Auflauf abzuhalten, und zu trachten, alles den Weg Rechtens behandeln zu laſſen.

Als ſie daher die Beſchuldigung boshafter Leute, als ob ſie Aufrührer wären, vernahmen, bewieſen ſie ihre Unſchuld ſo wohl in verſchiedenen Briefen, als auch auf Bunds- und Beytagen, ſelbſt in Gegenwart des Herrn von Räzünß, zum öftern auf das nachdrücklichſte. Ja was noch mehr iſt, die Sache ſelbſt ſpricht am meiſten für ihre Unſchuld. Denn gerade diejenigen, die ſolche Ermahnungen von ihnen erhalten hatten, hielten ſich am ruhigſten, und behandelten den Herrn von Räzünß mit mehrerer Milde und Güte; wie zum Beweis die Churer, Davoſer, Engadiner, u. a. m. Als die Engadiner von ihnen zu wiſſen begehrten, was ſie thun ſollten? gaben ſie denſelben zu verſtehen: Es würde am ſchicklichſten ſeyn, ihre Fahnen nicht wie die übrigen Gemeinden zu lupfen, ſondern nur die laut Conventionen von ihnen gefoderte Anzahl ihrer Leute abzuſchicken; welches dann auch wirklich geſchahe. Der größte Theil der Katholicken, an den ſie niemals geſchrieben hatten, bezeigte ſich in allen Stücken wilder und ungeſchlachter. Und wenn ſchon einige von denen, an die ſie ſich gewandt hatten, unbändig und wild waren, ſo muß man dieſes nicht ihren Briefen, ſondern der Gemüthsart dieſer Leute zuſchreiben. Hieraus wird man hoffentlich erſehen können, ob ſich die Evangeliſchen Prediger überhaupt, und die von Chur insbeſonders, irgend eines Verbrechens bey dieſen Unruhen, und dem dadurch verurſachten Tode des Herrn von Räzünß, ſchuldig gemacht haben.

* * *

Digitized by Google

Möchten mir doch einige Leſer des Muſeums durch die Verleger deſſelben wiſſen laſſen, ob ſie mehrere Bruchſtücke dieſes Werkes, oder das ganze in dieſem Geiſte geſchriebene Buch des um die Geſchichte ſeines Vaterlandes ſo verdienten Gulers zu leſen wünſchen?

H. C. Lehmann von Detershagen.

II.

Auszüge aus der Lebensgeſchichte eines armen Mannes.

(Geſchrieben i. J. 1781 — 85.)

(Fortſetz. S. Muſ. 4. Jahrg. 5. Heft. S. 365. u. f.)

XXVIII.

Wie? Schon Grillen im Kopf?

— Und warum nicht? Wenn einer in ſein zwanzigſtes geht, darf er ſchon ahnden, es gebe zweyerley Leuthe. Der Weibel hatte ein bluthübſches Töchtergen, aber ſcheuh' wie ein Haſe. Es war mir eine Freud' wenn ich ſie ſah, ohne zu wiſſen warum? Nach ettlichen Jahren heurathete ſie einen Schlingel, der ihr ein Häufchen Jungens auflud, und ſich endlich als ein Schelm aus dem Land machte. Das gute Kind!

Dann hatte unſer Nachbar Uli eine Stieftochter, Aennchen; die konnt' ich alle Sonntage ſehn. Allemal winſelt' es mir ein wenig um's Herzgrübchen. Ich wußte wieder nicht warum? denk' aber wohl, weil's mich ſo hübſch dünkte: Einmal an etwas anders kam mir gewiß nicht der Sinn. An den gedachten Sonntagen zu Abend machten wir — denn es gab da junger

Burſche genug — mit einander Buntreihen, Kettenſchleufſen, Haberſieden, Schühle verbergen, u. ſ. f. Ich war wie in einer neuen Welt; nicht mehr ein Eremit wie im Dreyſchlatt. Nun merkt' ich zwar, daß mich Aennchen wohl leiden mocht'; dacht' indeſſen, ſie würd' ſonſt ſchon ihre Liebſten haben. Einſt aber hätte meine Mutter die Schwachheit, mir, und zwar als wenn ſie ſtolz drauf wäre, zu ſagen: Aennchen ſehe mich gern. Dieſer Bericht rannte mir, wie ein Feuer durch alle Glieder. Bisher hielt ich dafür, meine Eltern würden's nicht zugeben, daß ich noch ſo jung nur die geringſte Bekanntſchaft mit einem fremden Mädchen hätte. Itzt aber (ſo wichtig iſt es, die Menſchen in nützlichen Meynungen auch nur durch kein unvorſichtiges Wort irre zu machen!) merkt' ich's meiner Mutter deutlich an, daß ich ſo etwas ſchon wagen dürfte. Indeſſen that ich wohl nicht dergleichen; aber meine innre Freud' war nur deſto gröſſer, daß man mir itzt ſelbſt die Thür aufgethan, unter das junge luſtige Volk zu wandeln. Von dieſer Zeit an, verſteht ſich's ſchnitt' ich bey allen Anläſſen Aennchen ein entſchieden freundlich Geſichtgen; aber daß ich ihr mit Worten etwas von Liebe ſagen durfte — o um aller Welt Gut willen hätt' ich dazu nicht Herz gehabt. Einſt erhielt ich Erlaubniß auf den Pfingſt-Jahrmarkt zu gehn: Da ſann ich lang hin und her, ob ich ſie auf's Rathshaus zum Wein führen dürfe? Aber das ſchien mir ſchon zu viel gewagt. Dort ſah ich ſie eins herumſchlängeln. Herodes mag das Herz nicht ſo gepocht haben, als er Herodias Tochter tänzeln ſah! Ach! ſo ein ſchönes, ſchlankes nettes Kind, in der allerliebſten Zürchbietler-Tracht! Wie ihm die goldfarbnen Zöpf ſo fein herunterhiengen! — Ich ſtellte mich in einen Winkel, um meine Augen im Verborgnen an ihr waiden zu können. Da ſagt' ich zu mir ſelbſt: Ah! in deinem Leben wirſt du, Lümmel, nie das

Glück haben, ein ſolch Kind zu bekommen! Sie iſt viel viel zu gut für dich! Hundert andre weit beſſre Kerls werden ſie lang lang vor dir erhaſchen. So dacht' ich, als Aennchen, die mich und meine Schüchternheit ſchon eine geraume Zeit mochte bemerkt haben, auf mich zukam, mich freundlich bey der Hand nahm, und ſagte: „Uli! führ' du mich auch Eins herum„! Ich, feuerroth, erwiederte: „Ich kann's nicht, Aennchen! gewiß „ich kann's nicht„! „So zahl' mir denn eine Halbe*)„, verſetzte ſie, ich wußt' nicht recht ob im Schimpf oder Ernſt. „Es iſt dir nicht Ernſt, Schleppſack„, erwiedert' ich darum. Und ſie: „Mi See**) s'iſt mir Ernſt„! Ich todtblaß: „Mi See, Aennchen, ich darf heut nicht! „Ein andermal. Gewüß ich möcht' gern, aber ich darf „nicht„! Das mocht ihr ein wenig in den Kopf ſteigen; ſie ließ ſich's aber nicht merken, trat, mir nix dir nix, rückwerts, und machte ihre Sachen wie zuvor. So auch ich — ſtolperte noch eine Weile von einer Ecke in die andre, und machte mich endlich, wie alle übrigen, auf den Heimweg. Ohne Zweifel daß Aennchen auf mich Acht gegeben. Einmal nahe beym Dorf kam ſie hinter mir drein: „Uli! Uli! Jetzt ſind wir allein. Komm' „noch mit mir zu des Seppen, und zahl mir eine Hal„be„! „Wo du willſt„, ſagt' ich; und damit ſetzten wir ein Paar Minuten ſtillſchweigend unſre Straſſe fort. „Aennchen! Aennchen„! hob ich dann wieder an: „Ich „muß dir's nur grad ſagen, ich hab' kein Geld. Der „Aeti giebt mir keins in Sack, als etwa zu Einem Schöpp„lein; und das hab' ich ſchon im Städtlin verbutzt. Glaub' „mir's ich wollt' herzlich gern — und dich dann heim„geleiten! O! Aber da müßt' ich dann wieder meinen „Vater fürchten. Gwüß, Aennchen! s'wär das erſte-

*) Halbe Maaß Wein.

**) Mein Seel'!

Digitized by Google

„mal. Noch nie hätt' ich mich unterſtanden, ein Mädle „zum Wein zu führen; und jetzt, wie gern ich's möcht', „und auf Gottes Welt keine lieber als dich — bitte bitte, „glaub' mir's — kann und darf ich's nicht. Gwüß ein „andermal, wenn du mir nur wart'ſt, bis ich darf und „Geld hab'„. „Ey Poſſen, Närrlin„! verſetzte Aennchen: „Dein Vater ſagt nichts; und bey der Mutter „will Ich's verantworten — weiß ſchon, wo der Haas „lauft. Geld? Mit ſamt dem Geld! 's iſt mir nicht „um's Trinken, und nicht um's Geld. Da„ (und griff ins Säcklin) „hier haſt du, glaub' ich, gnug zu zahlen, „wie's der Brauch iſt. Mir wär's Ein Ding; Ich wollt' „lieber für Dich zahlen, wenn's ſo Mode wär'„. Paf! jtzt ſtand ich da, wie der Butter an der Sonne; gab endlich Aennchen mit Zittern und Beben die Hand; und ſo gieng's vollends ins Dorf hinein, zum Engel. Mir ward's Blau und Schwarz vor den Augen, als ich mit ihr in die Stube trat, und da alles von Tiſchen voll Leuthen wimmelte, die, einen Augenblick wenigſtens, auf uns ihre Blicke richteten; indeſſen deucht' es mich dann auch wieder: Himmel und Erde müß' Einem gut ſeyn, der ein ſo holdes Mädchen zur Seite hat. Wir tranken unſre Maaß aus — ſo weder zu langſam noch zu geſchwind; zu Schwatzen gab's — ich denk' durch meine Schuld — eben nicht viel. Entzückt, und ganz durchglüht von Wein und Liebe, aber immer voll Furcht, führt' ich nun das herrliche Kind nach Haus bis an die Thüre. — Keinen Kuß? Keinen Fuß über ihre Schwelle? — Ich ſchwör es: Nein! Auch ich lief nun ſchnurſtracks heim, gieng mausſtill zu Beth', und dachte: Heut wirſt du bald, und ſüſſer entſchlummern, als ſonſt noch nie in deinem Leben! Aber, wie ich mich betrog'! Da war von Schlaf nur keine Rede. Tauſend wunderbare Grillen giengen mir im Kopf herum, und wälzten mich

auf meinem Lager hin und her. Hauptſächlich aber, wie verwünſcht' ich jetzt meine kindiſche Blödigkeit und Furcht: „O das himmliſche ſüſſe Mädchen„! dacht' ich jetzt: „Konnt' es wohl mehr thun — und Ich weniger? Ach! „es weißt nicht, wie's in meinem Buſen brennt — und „nur durch meine Schuld. O ich Haſenherz! Solch „ein Liebchen nicht küſſen, nicht halb zerdrücken? Kann „Aennchen ſo einen Narren, ſo einen Lümmel lieben? „Nein! Nein! — Warum ſpring' ich nicht auf und da„von zu ihrem Haus, klopf' an ihrer Thür' und rufe: „Aennchen, Aennchen, liebſtes Aennchen! Steh' auf, „ich will abbitten! O, ich war ein Ochs, ein Eſel! „verzieh mir's doch! Ich will's könftig beſſer machen, „und dir gewiß zeigen, wie lieb mir biſt! Herziger Schatz! „ich bitt' dich drum, ſey mir doch weiter gut und gieb „mich nicht auf — Ich will mich bekehren — bin noch „jung — und was ich nicht kann, will ich lernen„, u. ſ. f. So machte mich, gleich vielen andern, die erſte Liebe zum Narrn.

XXIX.

So geht's.

Des Morgens in aller Frühe flog ich nach Aennchens Haus — Ja, das hätt' ich thun ſollen, that's aber eben nicht. Denn ich ſchämt' mich vor ihr, daß mir's Herz davon weh that — in die Seel' hinein ſchämt' ich mich, vor den Wänden, vor Sonn' und Mond, vor allen Stauden ſchämt' ich mich, daß ich geſtern ſo erzalbern that. Meine einzige Entſchuldigung vor mir ſelber war dieſe, daß ich dachte: Es hätte ſo ſeine eigne ſtudirte Art mit den Mädels umzugehn, und ich wüßte dieſe Art nicht. Niemand ſage mir's, und ich hätt' nicht das Herz jemand zu fragen. Aber ſo (roch's mir dann

wieder auf) darfſt du Aennchen nie, nie mehr unter Augen treten; fliehen mußt du vielmehr das holde Kind, oder kannſt wenigſtens nur im Verborgnen mit ihr deine Freud' haben, nur verſtohlen nach ihr blicken. – Inzwiſchen macht' ich eine neue Bekanntſchaft mit ein Paar Nachbarsbuben, die auch ihre Schätz' hatten — um etwa heimlich von ihnen zu erfahren, wie man mit dieſen ſchönen Dingen umgehen, und es machen müſſe, wenn man ihnen gefallen wolle. Einmal nahm ich gar das Herz in beyde Händ' und fragte ſie darum; aber ſie lachten mich aus, und ſagten mir ſo närriſches und unglaubliches Zeug, daß ich nun gar nicht mehr wußte, wo ich zu Haus war.

Inzwiſchen ward dieſe Liebesgeſchichte, die ich doch gern vor mir ſelber verborgen hätte, bald überall laut. Die ganze Nachbarſchaft, und beſonders die Weiber, gaften mir, wo ich ſtuhnd und gieng, ins Geſicht, als ob ich ein Eisländer wäre: „Ha, Ha, Uli„! hieß es dann etwa: „Du haſt die Kindsſchuh' auch verheyt„. Meine Eltern wurden's ebenfalls inne. Die Mutter lächelte dazu, denn Aennchen war ihr lieb: Aber der Vater blickte mich deſto trüber an; doch ließ er ſich kein Wörtgen verlauten, als ob er wirklich in meinen Buſen Unrath läſe. Das war nur deſto peinigender für mich. Ich gieng indeſſen überall umher, wie der Schatten an der Wand, und wünſchte oft, daß ich Aennchen nie mit einem Aug geſehen hätte. Auch meine Bauersleuthe rochen bald den Braten, und ſpotteten meiner.

Eines Abends kam mir Aennchen ſo in den Wurf, daß ich ihr nicht entwiſchen konnte. Ich ſtuhnd da wie verſteinert. „Uli„! ſagte ſie, „komm heut z'Nacht ein „Bißli zu mir, ich hab' mit dir z'reden. Willſt kom„men, ſag„? — „Ich weiß nicht„, ſtotterte ich. — „Eh, komm! Ich muß nothwendig mit dir reden; ſag,

Digitized by Google

„verſprich mir's„! „Ja, ja gwiß wenn ich kann„! Wir mußten ſcheiden. Ich rannte eilends nach Haus. Himmel! dacht' ich, was mag das ſeyn? Kann das liebe Aennchen mir noch ſo freundlich begegnen? Soll ich, darf ich — Ja, ich muß, ich will gehn. — Nun gerieth ich — ob aus Ehrlichkeit oder Liſt weiß ich ſelbſt nicht — auf den guten Einfall, das Ding der Mutter zu ſagen. „Ja, ja, geh' nur„, ſprach dieſe; „ich will dir nach „dem Eſſen ſchon forthelfen, daß kein Hahn darnach „krähen ſoll„. Das war mir recht gekocht. Alles geſagt, gethan. Ich gieng hin, und traf Aennchen, ihre Mutter und ihren Stiefäti (ſie hielten ſonſt eine Schenke) ganz allein an. Ich ließ ein Glas Brennz *) holen, um doch etwas zu thun, bis die Alten im Beth wären, weil ich nichts zu reden wußte. Aus lauter Furcht ſaß ich weit von Aennchen weg — Aber darum mocht' ich's doch kaum erwarten, bis die Eltern zur Ruh giengen. Endlich gerieth's. Da fieng denn mein Liebchen an, in Einem fort zu ſchnättern, daß es lieblich und doch betrübt zu hören war — als ſie mir jetzt über mein kaltes Bezeigen Vorwürf' über Vorwürf' machte, und alles, was ſie die Zeit her über mich ſchwatzen gehört, mir unter die Naſe rieb. Ich faßte Muth, verantwortete mich ſo gut ich konnte, und ſagt' ihr auch gerad' allen Kram heraus, was die Leuth' von ihr redeten, und wofür man ſie hielt — von meinen Geſinnungen hingegen kein Wort: „So„! ſagte ſie: „Was ſchiert mich der Leuthe „Reden! Ich weiß ſchon, wer ich bin — und hinter dir „hätt' ich doch ein wenig mehr als ſo viel geſucht. Macht' „aber nichts, ſchadt gar nichts„! Nachdem dieſer Wortwechſel noch ein Weilchen fortgedauert hatte, und mir das Brenz ein wenig in den Kopf ſtieg, wagt' ich's, ihr ein Bißlin näher zu rücken; denn das zwar bös ſchei-

*) Branntwein.

Digitized by Google

nende, aber verzweifelt artige Raiſonnieren gefiel mir in der Seele wohl. Ich erkühnte mich ſo gar, ihr einige läppiſche Lehrſtücke von erznärriſchen Liebkoſungen zu machen. Sie wies mich aber froſtig zurück, und ſagte: „Kannſt mir warten! Wer hat dich das gelehrt„? u. d. gl. Dann ſchwieg ſie eine Weile ſtill, guckte ſteif ins Licht, und ich, ein gut Klafter von ihr entfernt — ihr in's Geſicht: O ihre zwey blauen Aeuglin, die gelben Haarlocken, das nette Näschen, das loſe Mäulchen, die ſanft rothen Bäcklin, das feine Ohrläpplin, das geründelte Kinn, das glänzend weiſſe Hälschen — O in meinem Leben hab' ich ſo nichts geſehn — Kein Mahler vom Himmel könnt's ſchöner mahlen. „Dürft' ich doch„ (dacht' ich) „auch nur ein eineinziges Mal einen Kuß „auf ihr holdes Mündlein thun. Aber nun hab' ich's „ſchon wieder — und Ach! wohl gewiß auf ewig verdorben„. Ich nahm alſo kurz und gut Abſchied. Ganz froſtig ſagte ſie: „Adieu„! Ich noch einmal: „Leb wohl, „Anne„! — und im Hertzen: Leb' ewig wohl, herzallerliebſtes Schätzgen! — — Aber vergeſſen konnt' ich ſie nun einmal nicht. In der Kirch' ſah' ich ſie mehr als den Pfarrer; und wo ich ſie erblickte, war mir wohl ums Herz. Eines Sonntag Abends ſah ich einen Schneiderburſch, Aennchen heimführen. Wie da urplötzlich mein Blut ſich empörte, und alle Säfte mir in allen Gliedern rebellierten! Halb ſinnlos ſprang ich ihnen auf dem Fuß nach. Ich hätte den Schneider erwürgen können; aber ein gebietender Blick von Aennchen hielt mich zurück. Inzwiſchen macht' ich ihr nachwerts bitt're Vorwürf' drüber, und eine ganze Litaney von räudigen Schneidern und Schneidereigenſchaften. Dacht' halt: Verloren iſt verloren! — Aber Anne blieb mir nichts ſchuldig, wie ihr's leicht denken könnt.

Digitized by Google

XXX.

Immer noch Liebesgeſchichten. Doch auch anders mitunter.

Laßt mich meine Kinder, Freunde, Leſer! wer Ihr ſeyn mögt', ich bitt' Euch, laßt mich ein Thor ſeyn! Es iſt Wohlluſt — ſüſſe, ſüſſe Wohlluſt, ſo in dieſe ſeligen Tage der Unſchuld zurückzugehn — ſich all' die Standorte wieder zu vergegenwärtigen, und die ſchönen Augenblick noch einmal zu fühlen, wo man — gelebt hat. Mir iſt, ich werde von neuem jung, wenn ich an dieſe Dinge denke. Ich weiß alles noch ſo lebhaft, wie's mir war, wie's mich deuchte; empfinde noch jedes ſelige Weilchen, das ich mit meinem Aennchen zubrachte, — möchte jeden Tritt beſchreiben, den ich an ihrer Seite that. Verzeiht mir's, und überſchlagt's, wenn's Euch eckelt.

Aennchens Stiefäti war ein leichtſinniger Brenzwirth; ihm galt's gleichviel, wer kam und ihm ſein Brenz abſöff. Ich war nun in Kurzem bey ſeinem Töchtergen wieder wohl am Brett, und genoß dann und wann ein herrliches Viertelſtündchen bey ihr. Das lag nun meinem Vater gar nicht recht. Er ſprach mir ernſtlich zu; es half aber alles nichts; Aennchen war mir viel zu lieb. Fürchterlich ſchimpft' er bisweilen auf dieß verdammte Brenzneſt, wie er es nannte; und Anne ſah' er für eine liederliche Dirn' an — und doch, Gott weiß es! das war ſie — wenigſtens damals nicht; das redlichſte, bravſte Mädchen das ich je unter Händen gehabt, faſt meiner Länge, ſo ſchlank und hübſch geformt, daß es eine Luſt war. Aber ja, ſchwätzen konnt' ſie wie eine Dohle. Ihre Stimme klang wie ein Orgelpfeifchen. Sie war immer munter und allert; um und um lauter Leben; und das macht' es eben, daß mancher Sauertopf

ſo ſchlimm von ihr dachte. Wenn meine Mutter meinen Vater nicht bisweilen eines Beſſern belehrt, er hatt' mit Stock und Stein drein geſchlagen.

So verſtrich der Sommer. Noch in keinem hatten mir die Vögel, die ich alle Morgen mit Entzücken behorchte, ſo lieblich geſungen. Gegen den Herbſt zogen wir in die Pulverſtampfe. Herr Amman H. nahm nämlich um dieſe Zeit meinen Vater zum Pulvermacher an. Der Meiſter, C. Gaſſer, wurde von Bern verſchrieben, und lehrt' uns dieß Handwerk aus dem Fundament, ſo daß wir auch das Schwerſte in wenig Wochen begreifen konnten. Unter anderm war mein Aeti froh, mich itzt ein Stück weit von Aennchen weg zu haben. Auch überwand ich mich ziemlich lang' — als das liebe Kind einſt unverſehns zu uns zu Stubeten *) kam. Ich erſchrack ſehr, und dacht' wohl, da würd' ein Wetter losgehn. So lang' ſie da war, hingen des Vaters Augbraunen tief herunter; er ſchnaubte vor Grimm, redte kein Wort — horchte aber, wie man leicht merken mochte, auf alle Scheltwort'. O, wie dauerte mich das herrliche Schätzchen! Würd's doch mein Vater, wie Ich, kennen, wie ganz anders wär's da empfangen worden. Des Abends geleitete ich ſie nach Haus. Noch war ich immer der alte blöde Junge. Sie neckte mich artlicher als ſonſt noch nie; aber doch mußt's geneckt ſeyn. Morgens drauf, da erſt ging des Aetis Predigt an: Was er an Aennchen ungereimtes bemerkt — oder vielmehr bemerkt haben wollte — was er gehört — und nicht gehört, ſondern nur vermuthet, das alles kam in die Nutzanwendung dieſer ſchönen Sermon. Allerhand Spottnamen — und kurz, alles, was Aennchen in meinen Augen verächtlich machen ſollte, blieb per ſe nicht aus. Und wirklich, ſo lieb mir das Mädchen war, nahm ich mir

*) Zum Beſuche.

itzund doch vor, von ihr abzuſtehn, weil mir der Vater ſie ſchwerlich jemals laſſen würde, und inzwiſchen noch mancher Ehrenpfenning ihretwegen ſpaziren müßte. Gleichwohl darf ich zu ihrem Preiß auch das nicht verſchweigen, daß ſie mich nie um Geld bringen wollte, ja daß ſie ſogar, wann ich für ſie etwa ein Brenzlin zahlte, nicht ſelten die Uerte mir heimlich wieder zuſteckte. Eines Tags nun ſagt' ich zum Aeti: „Ich will nicht mehr „zur Anne gehn', ich verſprich dir's„. „Das wird „mich freuen„, ſprach er, „und dich nicht gereuen. „Uli! Ich meyn's gwiß gut mit dir. — Sey doch „nicht ſo wohlfeil. — Du biſt noch jung, und kömmſt „noch alleweil früh gnug zum Schick. — Unterdeſſen „geht's dir ſicher mehr auf als ab. — So Eine giebt's „noch wann der Markt vorbey iſt. — Führ' dich brav „auf, bet' und arbeite, und bleib fein bey Haus. Dann „giebſt ein rechter Kerl, ein Mann in's Feld, und, ich „wette, bekommſt mit der Zeit ein braves Baurmädle. Indeſſen will ich immer für dich ſorgen„, u. ſ. f. u. ſ.

So gieng der Winter vorbey. Aber mein Wort hielt ich wenig, und ſah Aennchen, ſo oft es immer ingeheim geſchehen konnte.

Von Gallitag bis in März konnten wir kein Pulver machen. Ich verdiente alſo mein Brodt mit Baumwollenkämmen, die andern mit Spinnen. Der Vater machte die Hausgeſchäft', las uns etwa an den Abenden aus **David Hollatz, Böhm** und **Meads Beynahe-Chriſt** die erbaulichſten Stellen vor, und erklärte uns, was er für unverſtändlich hielt; aber eben auch nicht allemal am Verſtändlichſten. Ich las auch für mich. Aber mein Sinn ſtuhnd meiſt nicht im Buch, ſondern in der weiten Welt.

XXXI.

Nur noch dieſsmal.

(1755.)

Im folgenden Frühling hieß es: Wohin nun mit ſo viel Buben? Jacob und Jörg wurden zum Pulvermachen beſtimmt; ich zum Salpeterfinden. Bey dieſem Geſchäft gab mir mein Vater Uli N. einen groben, aber geraden ehrlichen Menſchen zum Gehülfen, der ehmals Soldat geweſen, und das Handwerk von ſeinem Vater her verſtuhnd, der in ſeinem Beruf, aber elend genug verſtorben, da er in einen ſiedenden Salpeterkeſſel fiel. Wir beyde Ulis fingen alſo mit einander im Merz 1755. in der Schamatten unſern Gewerb an. Da gab's dann unter der Arbeit allerley Geſpräche, die dann N. durch irgend einen Umweg — und wie ich nachwerts erfuhr, gefliſſen, vielleicht gar auf Anſtiften meines Vaters — meiſt auf Heurathsmaterien zu lenken wußte, und mir endlich eine gewiſſe ſchon ziemlich ältlichte Tochter zur Frau empfahl, die bald auch meinen Eltern, dem Aeti beſonders, eben ihres beſtandenen Alters und ſtillen Wandels wegen ſehr wohl gefiel. Ihnen zu gefallen, führt' ich dieſe Urſel (ſo hieß ſie) ein Paarmal zum Wein. Mein Uli machte gar viel Rühmens von dieſem Eſaugeſicht, das er, nach ſeiner eignen Sag', ſchon vor zehn Jahren careßirt hätte. Daß ich eben wenig Reitzendes an ihr entdeckte, verſteht ſich ſchon. Eine Stunde bey ihr dünkte mich eine halbe Nacht, ſo gut ſie mir immer begegnete — ja, je beſſer, deſto ſchlimmer für mich. Uebrigens trug ſie eine ordentliche Bauerntracht. Aber mit Aennchen vergliechen, war's halt wie Tag und Nacht. Als mich daher letztre eines Tags an der Straß auffieng, ſprach ſie mit bitterm Spott: „Pfuy, Uli! So ein „Haargeſicht, ſo eine Iltishaut, ſo ein Tanzbär! Mir

„ſollt' keiner mehr auf einen Büchſenſchuß nahe kommen, „der ſich an einer ſolchen Dreckpatſche beſchmiert hätte! — „Uhi! wie ſtinkſt „! Das ging mir durch Mark und Bein. Ich fühlte, daß Aennchen Recht hatte; aber dennoch verdroß es mich. Ich verbiß indeſſen meinen Unmuth, ſchlug ein erzerzwungenes Gelächter auf, und ſagte: „Gut, gut, Aennchen! Aber nächſtens will ich „dir alles erklären „! und damit gingen wir von einander. — Es währte kaum 24. Stunden, ſo gab ich meiner grauen Urſel förmlichen Abſchied: Sie ſah mir wehmüthig nach, und rief immer hinten drein: „Iſt denn „nichts mehr zu machen? — Bin ich dir zu alt, oder „nicht hübſch gnug? — Nur auch noch Einmal „, u. dgl. Aber ein Wort, ein Mann.

Am nächſten Huheijatag, wo Aennchen auch gegenwärtig war, ſah ſie, daß ich allein trank. Sie kam freundlich gegen mir, und lud mich auf den Abend ein. Voll Entzücken flog ich zu ihr hin, und merkte bald, daß ich wieder recht willkomm war, obſchon mir das ſchlaue Mädle über meine Bekanntſchaft mit Urſeln aufs neue die bitterſten Vorwürfe machte. Ich erzählte ihr haarklein alles, wie das Ding zugegangen. Sie ſchien ſich zu beruhigen. Das machte mich herzhafter; ich wagte zum erſtenmal, es zu verſuchen, ſie an meine Bruſt zu drücken, und einen Kuß anzubringen. Aber, Potz Welt! da hieß es: „So! Wer hat dich das ge„lehrt? G'wiß die alte Hudlerin. Geh, geh, ſcheer' „dich, und ſitz' erſt ins Bad, dir den Unrath abzuwa„ſchen. „ — Ich. „Ha! Ich bitt' dich, Schätzle! ſey „mir nicht curios. Hab' dich ja alleweil geliebt, und „lieb dich je länger je ſtärker. Laß mich doch — nur „auch eins „! — Sie. „Abſlut nicht! Um alles Geld „und Gut nicht! Fort, fort, nimm deine Trallwatſch, „die dir das Ding gewieſen „! — Ich. „Ach! Aennchen!

„Schätzchen! Laß mich doch! Hätt' dich ſchon lang „ſchon, für mein Leben gern — Ach mein Gott „! — Sie. „Laß mich doch gehn — ich bitt' dich! — Gwiß „nicht. — Einmal itzt nicht „. — Endlich ſagte ſie freundlich lächelnd: „Wenn du wiederkommſt „! Aber dreymal, wenn ich wiederkam, fieng das verſchmitzte Mädchen immer das nämliche Spiel an. Und ſo können dieſe ſchlauen Dinger die dummen Buben lehren. Endlich ſchlug die erwünſchte Stunde: „Aennchen, „Aennchen! liebſtes Aennchen! Kannſt's auch über's „Herz bringen? Biſt mir doch ſo herzinniglich lieb! Und „ich ſollt' kein einzig Mal dein holdes Mündchen küſſen? Gelt, du erlaubſt's mir? — Ich kann's länger „nicht aushalten. Lieber will ich dich ganz und gar „meiden „. Itzt drückte ſie mir freundlich die Hand, ſagte aber wieder: „Nun gewiß, das nächſtemal, wenn „du wiederkommſt „! Hier fieng mir an, die Geduld auszugehn. Ich ward wild, und ſchnippiſch. Sie hinwieder befürchtete glaublich Unrath; foppte mich zwar, wie es ſcheinen ſollte, noch immer fort, daß es eine Luſt war. — Aber mit Eins kam ihr ein Thränchen ins Aug', und ſie wurde zahm wie ein Täubchen: „Nun ja „! ſagte ſie: „'s iſt wahr, du haſt doch die Prob' ausgehalten — Du ſollteſt mir für deine Sünd' büſſen. „Aber die Straf' hat mich mehr gekoſtet, als dich, liebes, herziges Uechelin *) „! Dieß ſagte ſie mit einem ſo ſüſſen Ton, der mir itzt noch, wie ein fernes Silberglöcklin ins Ohr läutet: Ha! (dacht' ich einen Augenblick) Itzt könnt' ich dich wieder ſtrafen, loſes Kind! — Aber ich bedacht' mich bald eines Beſſern — riß mein Liebchen in meine Arme, gab ihr wohl tauſend Schmätzchen auf ihr zartes Geſichtlin überall herum, von einem Ohr bis zum andern — und Aennchen blieb mir kein

einziges

*) Diminutif von Uechel (Ulrich).

einziges ſchuldig; nur daß ich ſchwören wollte, daß die ihrigen noch feuriger als die meinigen waren. So gieng's ohne Unterlaß fort mit herzen, und ſchäckern, und plaudern, bis zur Morgendämmerung. Jtzt kehrt' ich jauchzend nach Haus, und glaubte der erſte und glücklichſte Menſch auf Gottes Erdboden zu seyn. Aber bey allem dem fühlt' ich's lebhaft: Noch fehle mir — und dann wußt' ich doch nicht was? Meiſt aber kam's, glaub ich, darauf hinaus: O könnt' ich mein Aennchen — könnt' ich dieß holde holde Kind doch ganz ganz beſitzen — völlig völlig mein heiſſen — und ich ſein — ſein Schätzgen, ſein Liebchen. Wo ich darum ſtand und gieng, waren meine Gedanken bey ihr. Alle Wochen durft' ich eine Nacht zu ihr wandeln; die ſchien mir eine Minute, die Zwiſchenzeit ſechs Jahre zu seyn. O der ſeligen Stunden! Da ſetzte es tauſend und hunderterley verliebte Geſpräche — da eiferten wir in die Wette, einander in Honigwörtgen zu übertreffen; und jeder neue oder alte Ausdruck galt einen neuen Kuß. — Jch mag nicht ſchwören — und ſchwöre nicht — aber das waren gewiß nicht nur die ſeligſten, ſondern — auch die ſchuldloſeſten Nächte meines Lebens! — Und doch — ich darf's noch einmal nicht verbergen — aber Aennchens Ruf war nicht der beßte. Dieß hätte ſie ohne Zweifel ihrem freyen, geſchwätzigen Mäulchen zu verdanken. Jch hingegen habe ſtets und immermehr das redlichſte, beßte, züchtigſte Mädchen an ihr gefunden. Freylich — von jenen mannigfaltigen eigentlichen Verführer-Künſten braucht' ich, und kannt' ich wirklich keine — und doch bin ich vollkommen überzeugt, daß ſie auch dergleichen ſiegreich widerſtanden wäre.

So gieng der mir unvergeßliche Sommer des Jahrs 1755. wie eine Woche vorbey; und täglich gewann ich mein Aennchen lieber. Vor alle andern Mädels

eckelte mir's, obgleich ich von Zeit zu Zeit Gelegenheit hatte, mit den artlichſten Töchtern des Lands bekannt zu werden. — Inzwiſchen war ich ein muntrer Salpeterfinder, bald allein, bald in Geſellſchaft mit jenem andern Uli, der ſich noch immerfort groſſe Mühe gab, mir die wunderbarſten Dinger anzukuppeln. Aber — Puh! — davon war nun keine Rede mehr, nebendem daß ich jetzt noch überall an kein Heurathen denken durfte.

Die Fortſetzung nächſtens.

III.

Von der Privaterziehung.

Bruchſtücke aus dem Tagebuch des Bürgers einer Schweitzerſchen Hauptſtadt.

Soleo ſœpe in aliena caſtra tranſire, non tanquam transfuga ſed tanquam explorator. *Cicero.*

I.

Insgemein ſind in meiner Vaterſtadt, wie in andern Hauptſtädten der Schweitz, die Hauslehrer junge Akademiker, Studenten von 18 bis 20 Jahren, ſelbſt weder erzogen, noch gebildet; die ſich dieſem Berufe größtentheils wiedmen, um auf ihrer akademiſchen Laufbahn ſich beſſer durchzubringen, auf die Zukunft ſich Gönner zu erwerben, und dieſen langen und dornichten Weg zum Tempel der Muſen, oder zu einer Dorfpfarre, zu erleichtern und zu verkürzen. Vermögliche und Unabhängige achten ihre Freyheit, Zeit und Arbeit zu hoch, um ſie an andere zu verſchenken oder zu verkaufen. Einem ſolchen Schüler (denn Schüler ſind unſere meiſten Hauslehrer) ſind alle Väter, die ihre Söhne der öffentlichen

Digitized by Google

Erziehung nicht anvertrauen wollen, gezwungen, dieſelben in die Lehre zu geben. Was kann, was ſoll man aber von einem derley Lehrer erwarten? Daß er lehre, was er nicht verſteht; übe, was er nicht kennt? Wiſſenſchaften, Künſte aller Art, Sitten, Tugend? Wie? Wäre das nicht zu viel gefodert? Und doch fodert man wohl zum öftern noch gar von ihm einen Kopf, fähig einen ganzen Erziehungsplan zu entwerfen und auch auszuführen, der ſich zu dem Stande, der Lage, der Beſtimmung des Jünglings ſchicke; von welchem allem er aber keinen Begriff hat, noch haben kann, und ohne deſſen gründliche Kenntniß doch kein Erziehungsplan gut und richtig, weder in dem Entwurfe noch in der Ausführung ſeyn wird. Iſt es ſich denn zu verwundern, daß auf dieſe Weiſe bey uns die meiſten Privaterziehungen fehlſchlagen?

Wenn es alſo höchſt mißlich iſt, die Auferziehung ſeiner Kinder andern zu vertrauen, die ſolcher ſelbſt noch bedürftig ſind, ſo bleibt einem Vater nichts übrig, als entweder einen eigentlich fähigen, ganz ausgebildeten Mann zu dieſem wichtigen Geſchäfte aufzuſuchen, oder, wo er den nicht findet, oder nicht nach Würde belohnen kann, ſich ſelbſt mit der edeln Arbeit zu beladen, wenn er anders ſeine Söhne keiner öffentlichen Anſtalt in oder auſſert dem Vaterland vertrauen will.

Gebildete und fähige Hauslehrer und Hofmeiſter, wenigſtens für ältere und bald erwachſene Jünglinge, finden wir nun einmal zu Hauſe nicht. Unſere Akademiker, die ſich dem geiſtlichen oder weltlichen Stande wiedmen, folgen ihrem Berufe; und die beßten werden dabey angeſtellt, ehe ſie noch zur Ausbildung junger Leuten dienen könnten. Dieſe braucht mehr als Schulkenntniſſe: Einſicht, Erfahrung, Weltkenntniß, die man von ihnen nicht fordern kann. Zur Unterweiſung in den Anfangsgründen ihrer eigenen Studien, d. h. von dem

was ſie gelernt haben, können ſie in jüngern Jahren vielleicht wohl dienen — aber Wie in dem, was ſie nicht kennen? Und dann haben ſolche Lehrer noch ſelbſt Aufſicht und Leitung nöthig, und verdoppeln nur die Mühe und Sorge der Väter.

Gebildete, fähige Lehrmeiſter von auſſenher zu beſchicken, wo ſie eben auch nicht gemein ſind, und tüchtige immer ihren Platz finden, iſt ſo leicht nicht; und geſetzt, man wäre ſo glücklich, ſo können Männer, welchen unſre Sprache, Sitten und Lebensart, fremde ſind, uns eben auch nicht ganz anſtehen; ſie ſind daher gewöhnlich noch weniger brauchbar als einheimiſche, und für die gröſſere Zahl meiner Mitbürger nebendem zu koſtbar. — Und eben ſo wenig ſteht ihnen dieſer Beruf an. W . . d und Z . . . . r ſind mir Beweiſe davon, die ich beyde als Hauslehrer in guten Häuſern in hier geſehen habe.

Was bleibt alſo einem für die Auferziehung ſeiner Söhne beſorgten Vater übrig? Noch einmal meiſt: Sich derſelben ſelbſt zu beladen. Und die beßte Erziehung ſollte dies freylich ſeyn, wo Väter dazu die nöthige Fähigkeit, Zeit und Neigung hätten, und ihre Pflicht kennten und liebten; denn beſſer könnten ſie ja ihre Talente und ihre Stunden nicht anwenden. Aber wie ſelten ſind ſolche Väter! Wie wenige beſitzen dazu die erfoderlichen Kenntniſſe und Eigenſchaften; und wie wenige, die ſolche wirklich beſitzen, haben dazu den Willen und die erfoderliche Muſſe? Alle die dem Staate in verſchiedenen Ständen dienen, glauben ſich dieſer Pflicht enthoben, und entſchuldigt, wenn ſie ein ſo ſchönes Amt an andere übertragen. Die in andern Begangenſchaften ſtehen, meynen ebenfalls genug zu thun, wenn ſie vermittelſt dieſer für die Erhaltung und den ökonomiſchen Wohlſtand ihrer Kinder ſorgen; und die wenigſten, wenn es ihnen auch nicht an Muſſe und an Willen fehlte,

wären, zumal zum wiſſenſchaftlichen Unterrichte derſelben tauglich. Künſtler und Handwerker könnten ſolche aufs höchſte zu ihrem Berufe bilden; in andern Fächern fremde, müſſen ſie ſich ja ſelbſt, für alles was in dieſen nicht einſchlägt, an andere wenden. — Endlich ſind Väter wohl nicht nur den nämlichen Leidenſchaften unterworfen wie andere Menſchen, die ſich ſonſt gewöhnlich mit der Bildung junger Leute abzugeben pflegen, und die bey dieſem wichtigen Berufe ſo ſchädlich ſind; ſondern meiſt äuſſern ſich dieſe Leidenſchaften, in Verhältniß des mehrern Anſehns und der Gewalt die ihnen über ihre Kinder zukommen, bey ihnen noch ſtärker als bey andern, und fällt es ihnen eben auch darum noch ſchwerer, ſie zu mäßigen. Daß aber zu viel Feuer und Eifer bey dem Geſchäfte der Erziehung eben ſo groſſen Nachtheil als zu viel Froſt und Leichtſinn bringe, bedarf wohl keines langen Erweiſes. Niemand Verſtändiger wird daher überhaupt das Mißtrauen mißbilligen, welches wohlgeſinnte und rechtſchaffene Väter in ſich ſelbſt zu ſezen pflegen, wenn es um die Frage zu thun iſt: Ob ſie die Bildung und den Unterricht ihrer Kinder ſelbſt übernehmen, oder andern anvertrauen wollen? obwohl dieſes beſcheidene Mißtrauen freylich auch manchem Leichtſinnigen zur Entſchuldigung dienen muß, der mit unverantwortlicher Sorgloſigkeit hierüber alle dießfällige Pflichten aus den Augen ſetzt.

Leider lehrt uns indeſſen wirklich die Erfahrung, daß die väterliche Auferziehung gewöhnlich eben ſo unvollkommen als ſchwer iſt, und oft nichts weniger als glücklich für die Kinder ausſchlägt. Wir reden hier nämlich einzig von der bürgerlichen und gelehrten Erziehung; denn was die häusliche anbetrift, iſt und bleibt ſolche, mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, wohl immer der Eltern Sache; ſie muß aber freylich mit jener übereinſtimmen, wel-

Digitized by Google

che ſich hinwieder auf ſie gründet. Die Auferziehung des Vaters aber iſt, neben allen übrigen ſchon erzählten Gründen, auch darum meiſt unvollkommen, weil ſie zu einſeitig iſt, und der Mann gewöhnlich alles in der Farbe des Lichtſtrahls ſieht die in ſeinem Kopfe vorzieht, und die Welt nach ſeinen Begriffen davon beurtheilt. Iſt er z. B. Theolog, Philolog, Mathematiker, Mechaniker, ſo geräth er wenigſtens in groſſe Verſuchung, auch den Sohn über ſeinen Leiſten zu ſchlagen, er mag ihm paſſen oder nicht. Und ſo ſäet er ſeinen Saamen aufs Feld aus, ohne den Boden und die Eigenſchaft deſſelben gehörig unterſucht zu haben. Was Wunders denn, wenn ſo manches trefliche Genie die ihm von der Natur angewieſene Stelle verfehlt, und ſo manches Talent durch verkehrte Anwendung ſeinen Werth verliert!

Der gröſste Theil der Väter alſo durch Unfähigkeit, und die fähigern durch allerley anderweitige Umſtände, in die Nothwendigkeit geſetzt, die Auferziehung ihrer Söhne andern zu übertragen, was bleibt ihnen (da die Privaterziehung durch Fremde ebenfalls mißlich, und für Eltern mit mehrern Kindern beladen ſo koſtbar iſt) zur Hülfe und zum Troſt in dieſer Verlegenheit übrig? — Die öffentlichen Erziehungsanſtalten. — Dieſen können ſie ihre Söhne um ſo viel eher vertrauen, da eine für die Bildung ihres Volks beſorgte Regierung im Entwurfe, der Einrichtung und der Ausführung eines dem Gemeinen Weſen und deſſen Verfaſſung angemeſſenen Erziehungſyſtemes, und eben ſo auch in Auswahl der Lehrer gemeiniglich glücklicher ſeyn wird, als er es zu ſeyn ſich kaum ſchmeicheln dürfte; und die öffentliche Bildung, neben ſo viel andern Vorzügen vor der Privaterziehung, hauptſächlich auch den hat, daß ſie vollſtändiger iſt und ſeyn kann, als der einzele Bürger nur ſehr ſelten ſie zu geben vermag; und deswegen auch das Zutrauen und

den Dank jedes für das Beßte ſeines Hauſes und des Staats wohlgeſinnten Mannes im höchſten Grade verdienet. Denn ſicherer und tröſtlicher iſt es doch allemal, ſeine Kinder in den Händen gelehrter und erfahrner öffentlicher Lehrer, als hingegen ihrer Schüler, zu wiſſen. Eine öffentliche Erziehungsanſtalt hat über die Privaterziehung doch immer den Vortheil, den ein Kunſtwerk, deſſen Theile, auf Einen Zweck eingerichtet, vereinigt würken, vor einem andern, aus ungleichen nicht übereinſtimmenden Theilen zuſammengeſetzten, Stücke hat, da die Wirkung der Theile dieſes letztern, ſo vollkommen ein jeder an ſich ſelbſt ſeyn mag, wenn Verhältniß, Ordnung und Anpaſſung fehlt, nie ſo leicht und richtig ſeyn kann. Armuth erhebt in meinen Augen zwar das Verdienſt eines Mannes noch eher als daß ſie ſolchen erniedrigen ſollte: Darum aber iſt ſolche dem Lehrer in Häuſern nicht minder nachtheilig, wo nun einmal eine ganz andre Denkungsart herrſchet. Iſt der Hausinformator in dürftiger Lage, wie er es denn insgemein zu ſeyn pflegt, ſo muß derſelbe durch ein anſtändiges Gehalt doch auſſer Mangel und drükende Sorge geſetzt werden, wenn wir auch nur wollen, daß er z. B. reinlich und anſtändig gekleidet ſey, und ſchon darinn ſeinem Schüler zum Beyſpiel diene; hiernächſt daß er überhaupt durch ſein äuſſerliches Betragen, bey demſelben, und bey dem Dienſtvolke, ſich die nöthige Achtung erhalte, gute Geſellſchaft ſehen könne, u. ſ. f. Wie ſoll aber ein Mann in dieſer Lage, mit fünfzig Thalern, ſolchen Anfoderungen entſprechen? — Ein Gehalt, welches bey uns das mäßige Vermögen meiner Mitbürger, zu erhöhen nur ſelten geſtattet. Nun ſchränke jener ſeine Ausgaben auch bloß auf das Nothwendigſte ſeines Standes ein, es iſt faſt unmöglich daß er mit der Summe auskommen kann. Auf der andern Seite überſteigt

der zur Privaterziehung erfoderliche Aufwand, wovon die Beſtallung des Hauslehrers noch den geringſten Theil ausmacht, meiſt, wie wir ſchon oben geſagt, das Vermögen des auch nicht unbemittelten Bürgers — bey der heutigen Lebensart und Wirthſchaft, bey welcher der Herr Präceptor nicht mehr leiſtet, was vordem, und ſolches auch nicht mehr von ihm gefodert wird, da er nämlich nach Nothdurft bald Jäger, bald Reitknecht, bald Aufſeher, bald Einzieher, bald, ich weiß nicht was, ſeyn mußte.

Noch giebt es eine andere Art von Erziehung: Ich meyne jene mancherley Anſtalten von Privatſchulen und Penſionen; wo die Kinder, bald bloß Unterweiſung empfangen, in andern aber zugleich auch Pflege und Koſt finden. Die erſtern befinden ſich in der Stadt, und ſind ſeltener als vordem; die letztern hingegen in den Landſtädten, oder auf dem Lande; und dieſe ſind gemeiner. Aber beyde vereinigen die Mängel und Fehler jener erſtgenannten Erziehungsarten, ohne ihre Vortheile zu gewähren. Der Aufſicht ihrer Väter und Pfleger zum Theil oder ganz entzogen, werden die Kinder, dort für den Unterricht, und hier für Bildung zugleich, fremden Händen mit allzuunbeſchränktem Zutrauen übergeben. Die erſtere Klaſſe ſcheint mir in einer Stadt, wo öffentliche Erziehungsanſtalten vorhanden ſind, überflüßig; es ſey denn daß dieſe, für Bürger allein errichtet, jene für den Ausbürger nothwendig machen. Wie? Sollten aber dieſe letztern, die durch ihre Begangenſchaften dem Publikum nöthig und dienſtlich ſind, von der Wohlthat der öffentlichen Schulen ausgeſchloſſen werden? Oder ſind ſie es wirklich?

Penſionen können wohl zu einem ſchicklichen Hülfsmittel zur Erziehung von Wayſen oder andern Kindern dienen, deren Väter durch ihren Beruf von ihnen ent-

fernt ſind; aber nie kann eine ſolche Anſtalt an und für ſich einer öffentlichen an Werthe gleichkommen, und nämlich der Unterricht eines einzelen Lehrers den von vielen erſetzen. Von Philantropinen, ausländiſchen Schulen, Gymnaſien und Akademien, iſt hier noch nicht die Rede. Da demnach jene Inſtitute, eben ſo wenig als die eigentliche Privaterziehung den mehreſten Hausvätern aus allen oberzählten Gründen ſo ſelten anſtehen können, ſo muß weit für die meiſten jungen Leuthe durch öffentliche Erziehungsanſtalten geſorgt werden; und zwar um ſo viel mehr, da jene ſamt und ſonders, und auch die beßten derſelben, die Vortheile der öffentlichen Erziehung, ſchon ihrer Natur nach, bey Weitem nicht aufwägen; als welche letztern, in Freyſtaaten zumal, in Rückſicht auf das Gemeine Weſen, ſowohl als auf den einzelen Bürger, ſicher die beßte bleibt. So dachten die Geſetzgeber und Weiſen aller freyen Nationen. So gab und verſicherte Lykurg ſeiner Vaterſtadt Lacedämon durch ſeine öffentliche Erziehungsanſtalten, mehr als durch keine andere ſeiner Einrichtungen, Jahrhunderte durch, jene bewunderuswürdige Stärke und Dauer, welche ſie erſt zugleich mit dieſer Bildungsart ihrer Bürger verlor, da der Volksſinn und edle Nationalſtolz erloſch, den nur Geſetze und Sitten ſchützen und erhalten konnten; ſo daß das Völkgen von Sparta in Kurzem wieder in den Stand der Niedrigkeit zurückſank, zu dem es von der Natur verurtheilt ſchien, als der Gedanke eines Weiſen, durch eine ſeiner Lage angepaßte Erziehungsart daſſelbe der Welt einſtweilig — aber doch für Jahrhunderte — zu einem ſolchen Wunder aufſtellte. Ein freyes Volk, das nur Ein Herz, Einen Geiſt, zu einem Zweck vereinigt haben ſoll, iſt im Entwurfe groſſer Thaten glücklich, in der Ausführung unwiderſtehlich. Das waren die Schweizer wie die Griechen, ſo lange ſie gleich erzogen, genährt,

Digitized by Google

gekleidet, gewöhnt, geſinnt, für und miteinander als Brüder und Freunde zu leben und zu ſterben ſich geſchaffen glaubten. Dieſen Bürger- und Volksſinn zeugt, ſtärkt, unterhält die Nationalbildung durch gemeinſame Erziehung, und durch Verbindung zum groſſen Zwecke derſelben, der das gemeine Beßte iſt, da hingegen die Privaterziehung, durch Abſönderung, Vertheilung, Verfeinerung der Volkskraft, und Ableitung derſelben auf eigene, beſondere Geſinnungen und Vortheile, jenen Gemeinſinn nothwendig ſchwächen muß. Die Kräfte und Triebe unſrer Seele ſind gleich den Stralen der Sonne, die vereinigt wärmen, entzünden, brennen, ſchmelzen; zertheilt hingegen in vielfarbigte bunte Lichtſtreifen ſich auflöſen, erkalten — und verſchwinden. — „Wenn „die Angewöhnung (ſagt Baco) bey einer einzelen Perſon ſtark iſt, ſo wird ſie es gedoppelt, wo viele beyeinander ſind; wie z. B. eben in öffentlichen Schulanſtalten geſchiehet. Da lehrt Beyſpiel, da ſtärkt Mitgefühl, da hebt edle Ruhmbegierde; und darum zeigt ſich „daſelbſt die Gährung oft bis zum Aufbrauſen. Auch „äuſſert ſich die Kraft der Seele überhaupt bey jedem „wohleingerichteten Beyſammenſeyn vieler Menſchen, „wenn nämlich die Anwendung vernunftmäßiger Regeln hinzukömmt, immer am lebhafteſten. Unſre „beßten öffentlichen Anſtalten, und unſre weiſeſten Geſetze, ſtärken demnach aufs Beßte die aufkeimenden „Privattugenden; und doch, wie ſo ſelten bemühen ſie „ſich„ — und Baco redet von Britten! — „um den erſten „Saamen derſelben. Aber eben, es iſt höchſt bedauerlich „für unſre Erde, daß die mehreſten Menſchen ihre meiſte „Arbeit nicht auf den nützlichſten Zweck und das gröſte „Wohl, wie z. B. auf die Erziehung der Jugend wenden„. So weit Baco.

Die Edeln meiner Vaterſtadt werden mich inzwiſchen

vielleicht kurz mit der Frage abfertigen wollen: Sind denn aber unſre öffentlichen Schulen ſolche Anſtalten? Da gefällt den meiſten weder der Entwurf, noch die Einrichtung, noch die Lehrart, noch Manier, noch Sitte. — Und warum nicht? Verſuchen wir es doch nur einmal, und ſchicken unſre Kinder dahin, ſo wird's gewiß mit Schule und Schülern bald beſſer werden.

II.

Es iſt ſeltſam, daß ein Vater der an die Nothwendigkeit der Auferziehung glaubt — glaubt von ſolcher hange das Wohl ſeines Hauſes, ſein und ſeiner Kinder künftiges Glück ab — ſich und der Regierung darinn weniger traut, als einem Manne den er oft nur dem Name nach kennt — der ihn und ſeine Kinder nicht kennt, und auf deſſen Empfehlung hin er denn doch einem dritten die Beſorgung dieſes ſeines Beßten vertraut. Heißt das nicht auf Gerathewohl hin ſein Glück in die Luft bauen? Dieſe Auferziehungsart iſt unſtreitig die ſchwerſte und unſicherſte, und doch bey uns die allgemein befolgte unter Leuthen von Stand und Vermögen. Wer ſolche anräth, wer ſie wählt, wer ſie übernimmt, ſie wagen alle gleich viel — müſſen gleich kühn, oder gleich leichtſinnig ſeyn. Ich habe viele rechtſchaffene Männer gekannt, die in der Jugend ſich mit dem Hausunterricht abgegeben haben; aber keinen, der im Alter nicht erkennt habe, daß er dazu bey weitem nicht alle nöthige Kenntniß und Fähigkeit gehabt. Und wie hätten ſie ſolche, ſelbſt noch Schüler, haben können?

Was fodert man von einem Hauslehrer? Ich will nicht ſagen: Er muß den Patron in ſeinen lären Stunden zu unterhalten, die Frau in ihren Geſchäften zu erleichtern, mit den Kindern zu ſpielen, mit dem Geſinde zu leben wiſſen; er muß jagen, kochen, ſpringen, ſpaſ-

ſen, geigen — wenigſtens ſingen können. Ich bin kein Liebhaber von Karrikaturen und Satyren; die Sache iſt zu wichtig, und ich zu ernſthaft. — Aber was fodert wirklich ſein eigentlicher Beruf von ihm? Wenigſtens doch, daß er das ſey wozu er andere bilden, das verſtehe was er andere lehren ſoll. Wie viel in dieſen wenigen Worten! — Zu viel von einem und ebendemſelben Menſchen. So ſollte ein ſolcher z. B. in der geſitteten wie in der gelehrten Welt wenigſtens nicht fremde, zugleich verſtändig und erfahren, ſittſam und unterhaltend, ernſthaft und aufgeweckt, thätig und fleiſſig ſeyn; denn das alles ſcheint mir von einem Menſchen-Bilder wahrhaftig doch nicht zu viel gefodert. Aber, wo finden ſich ſolche Leuthe? Freylich glaubt ſich jeder Philoſophant zu dieſem Geſchäfte aufgelegt und tüchtig; und das verwundert mich nicht: Aber daß es ihre Lehrer, und auf derſelben Wort die Väter glauben, und einem Schüler, der ſelbſt weder gebildet noch ausgelernt iſt, ihre Kinder zu bilden und unterweiſen geben, das iſt beynahe unbegreiflich. — Aber, (wird man mir wohl einwenden) obiges iſt auch zu viel gefodert. Genug wenn der Lehrer mehr weiß als das Kind, ſo iſt er ja zu deſſen Unterricht hinreichend tüchtig; Leſen, Auswendiglernen, Aufſagen, iſt doch alles was man von Kindern fodert: Ueberdies ſind die Anfangsgründe der Sprachen und Wiſſenſchaften ſo ſchwer nicht, und fodern keinen Gelehrten; mit dem Kinde wächst der Lehrer an, und nimmt an Geiſt wie am Körper zu — das mehrere wird ſich mit der Zeit ſchon geben. — Glückliche Väter die ſo denken! Denen wird die Auferziehung ihrer Kinder wenigſtens ein Leichtes ſeyn. — Wenn ich aber einen Garten anlege, ſo iſt mir nicht genug, daß mein Gärtner umgraben, harken, düngen, ſäen könne; er muß den Boden und die Pflanze kennen, und jedes nach ſeiner Art

zu behandeln wiſſen. Aller Saamen taugt nicht in jeden Boden, und zu jeder Lage; der Baum muß nicht nur gepflanzt, ſondern gewartet, gezogen, geimpft, geſchnitten, gebunden werden. Was erfodert ein ſolcher nicht für Kenntniß, Achtung, Sorge, Arbeit, wenn er unſrer Abſicht und Hofnung entſprechen ſoll! Und welcher Unterſcheid noch von der Pflanze zum Menſchen, vom Gärtner zum Lehrer! Betrieg' ich mich in der Auswahl meines Gärtners, mißlingt mein erſter Verſuch in der Anlage meines Gartens, ſo muß ich mir einen andern Gärtner geben; der muß umwerfen, ausreiſſen, einen andern Grund legen. Wie viel Zeit aber geht nicht darüber verloren, und wie viel wird nicht verſäumt! Doch das iſt noch nicht der gröͤßte Verluſt für mich. Aber der nun ſtärkere Baum iſt ſchwerer zu biegen, zu bilden, zu ziehen; ſeine Wartung koſtet doppelte Mühe, und der Erfolg iſt weit ungewißer. — Wer mit Hoffnung impfen will, muß des Stämmchens ſicher ſeyn. — Eben ſo wer aus der erſten Bildung des Menſchen nur eine Gedächtnißſache macht, der überſieht den wahren Keim deſſelben, das Herz, von deſſen Werthe und Wartung ſein künftiges Schickſal, wie das der Pflanze abhängt. — Ehedem, da es genug war, Leſen, Schreiben, Rechnen, und etwas Latein zu verſtehen, um ſich unter Layen auszuzeichnen — da ein Bürger und Edler ſich in der Welt damit nicht nur behelfen, ſondern ſich großachten konnte — da mochte auch ein ſolcher Lehrer, und ein derley Unterricht, zureichend ſcheinen. — Aber in unſerer heutigen Zeit und Welt? — Wenn inzwiſchen unſre unbärtige Pädagogen auch nur ſo viel wüßten! Denn obwohl Leſen, Schreiben, Reden, an ſich ein geringes von dem iſt, was man von einem Lehrer fodert, ſo iſt es doch unter unſern Studenten noch ſo gemein nicht. Mancher liest griechiſche und lateiniſche Authoren, und kann ſeine Mutter-

ſprache weder reden noch ſchreiben. Wahr iſt's indeſſen, daß dieſelbe ihnen um etwas bekannter iſt als vordem: Aber wie wenige kennen doch die Grundregeln derſelben, und ihre Anwendung; und die Redenden Künſte, die den erſten Rang unter den Schönen haben; und die Vernunftlehre, die den Gedanken bildet, den die Sprache nur vorträgt! Und doch giebt Sprachkenntniß kaum den Zutritt ins Feld der Wiſſenſchaft, aber noch kein Recht dazu. Wie groß bleibt der Abſtand vom Grundriſſe eines Erziehungsplans, zur Ausführung deſſelben; und weſſen muß ſich nicht der Mann bewußt ſeyn, der eine ſolche zu unternehmen ſich getraut! Man verzeihe es mir! Aber ich zweifle, daß ſich der Menſchen ſo viele finden, die ſich dem ſchweren Berufe der Auferziehung aus eigener Neigung und freyem Triebe wiedmen; indeſſen wollten wir's gerne zufrieden ſeyn, wenn auch ſchon Patrozinat, beſſere Nahrung, gutes Gehalt, kurz eine gemächlichere angenehmere Lebensart dabey kleine Nebenabſichten wären. — Geſetzt indeſſen, wir finden ihn wirklich, dieſen ſeltenen erwünſchten Mann, und auch einen Schüler nach deſſen Sinne; auf der einen Seite Verſtand, Herz, Fähigkeiten, Tugenden, und zumal Liebe, Geduld, Herablaſſung; auf der andern Seite Anlage, Gegenliebe, Luſt, Fleiß u. ſ. f. Was wird aus der Uebereinſtimmung und Vereinigung dieſer glücklichen Umſtände entſtehen? Der beßte Lehrer — und ein Schüler ſeinem Urbilde ähnlich! Aber wird der Knabe auch werden, was er in der Welt ſeyn ſoll? Da iſt die Klippe an welcher auch die vortreflichſte Privatauferziehung meiſt zu ſcheitern pflegt. — Der erfahrenſte Steuermann, mit dem beßten Schiffe, läuft auf einem unbekannten Meere immer Gefahr zu ſtranden; und dieſes Meer iſt für den Lehrer die Welt. Wie wenige kennen dieſe! Und die Gelehrten am wenigſten. Und doch iſt die Geſellſchaft, die Welt, in wel-

cher der Menſch zu leben beſtimmt iſt, vom Kleinſten zum Größten, für denſelben die nothwendigſte Schule. Es iſt nicht genug, daß der Schüler die beßte Anlage habe; der Lehrer muß ſolche zu benutzen und anzuwenden wiſſen, zum Zwecke ſeiner Ausbildung, welcher doch nichts anders als ſeine Beſtimmung, ſein Beruf in der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn kann. — Mit welchem Rechte könnten wir aber dieſe nothwendigſte Kenntniß eines Erziehers von einem Manne fodern, der, im Schulſtaube erzogen, die Welt höchſtens aus den Büchern kennet, und nach dem Begriffe beurtheilt, den er davon in einem Collegium erhalten hat. Es kann einer noch ein ſo guter Logiker, Methaphyſiker, Pſychologiſt, Moraliſte ſeyn, und den Menſchen dennoch wenig kennen; weil derſelbe entweder von der Welt abgezogen, oder dann mit ihr verbunden ſich ſo ungleich iſt — und ſo ſelten was er ſeyn ſollte. Dieſe Kenntniß erlangen wir nur in dem Umgange mit demſelben in der Geſellſchaft, der ſogenannten Welt, in welcher Schule die meiſten unſrer Akademiker, von denen wir unſere Hauslehrer nehmen, nicht zu Hauſe ſind, und es auch nicht ſeyn können. — Der Menſch iſt und bleibt das ſchwerſte, und doch zugleich das nothwendigſte Studium für ihn ſelbſt, auf welches gleichſam alle ſeine übrige Studien zielen ſollten. — Der gelehrte Kräuterkenner iſt noch kein Gärtner, der Pflugmacher kein Ackersmann, der Philoſoph kein Bürger. Ein Regent muß mehr als die Rechte, ein Handelsmann mehr als die Zahlen, ein Kriegsmann mehr als die Tacktik, der Handwerker mehr als ſeine Handwaffen kennen — ſie müſſen ſolche zu gebrauchen wiſſen. Und eben ſo der Menſch, ſeine Gaben und Fähigkeiten; denn nur in Anwendung derſelben beſtehet ihr größter Werth. Pythagoras, Plato, Xenophon, Plutarch, haben die Menſchenkenntniß, die wir

an ihnen bewundern, nicht in der Schule erlangt, ſondern im Umgange. Und eben hierinn findet ſich wohl der gröſte Unterſchied zwiſchen den alten und den neueren Weltweiſen, und ihren Schülern: Jene lebten in der groſſen Welt, bildeten ſich in der Geſellſchaft aus, nahmen an den Geſchäften derſelben Antheil, waren Weiſe und Bürger zugleich, und verbanden Erfahrung mit Wiſſenſchaft. Aber trift dieſer Vorwurf, den wir hier der Privaterziehung gemacht, nicht auch unſere öffentliche Anſtalten? Minder! Denn da erhält der Knabe im Umgange mit ſeinen Mitſchülern, unter der Zucht mehrerer Meiſter, von früher Jugend an, wenigſtens mehr Menſchenkenntniß und Erfahrung, als der junge Eremit in ſeiner Zelle von ſeinem nicht viel ältern Pädagogen.

Es iſt nicht genug, daß der Lehrer ſeinen Schüler kenne; er muß auch deſſen Lage, und die Beſtimmung kennen, zu welchen er vorzüglich zu bilden iſt. Es wäre für den Menſchen, wie für die Geſellſchaft, gleich wichtig, wenn, wo es um die Beſtimmung des erſtern zu thun iſt, ſeine Anlage und Neigung, kurz die Natur beſſer zu Rath gezogen und befolget würde. Da hingegen Väter insgemein mehr ihre Umſtände, als die Fähigkeiten der Kinder, in der Auswahl ihres Berufs in Betrachtung ziehen, aber eben dadurch ſo viele dieſer letztern mißgerathen und unglücklich werden. Jeder Boden erfodert einen beſondern Anbau, und taugt nicht für jede Pflanze; und hinwieder ſchickt ſich nicht jede Pflanze zu jedem Boden, in jede Lage, in jede Luft. Eben ſo iſt auch nicht jeder Menſch zu allen Kenntniſſen und Arbeiten gleich aufgelegt. Dieſer hat mehr Scharfſinn, jener mehr Einbildungskraft; der eine mehr Gedächtniß, der andre mehr Geiſtes; der dritte mehr Leibeskräfte. Nun den einten oder den andern wider ſeine Natur behandeln und benutzen, iſt vielleicht — bisweilen möglich,

lich, aber ſchwer; trägt immer wenig ab, und lohnt gewiß die Arbeit nicht. Indeſſen muß gewöhnlich der Lehrer, wie der Knecht, ſich ſeines Herrn Willen gefallen laſſen, ſo ſauer und verdrießlich es ihn ankömmt, und ſeinen Schüler meiſt nicht zu dem bilden was er ſeyn ſoll, ſondern wozu man ihn haben will. Wie wenige aber verſtehen dieſe ſonderbare Kunſt, aus einem Menſchen zu machen was er von Natur nicht werden kann.

Viele machen einen Unterſchied zwiſchen Unterricht und Bildung, und achten jenen, das Werk des Lehrers, unabhängig von dieſer. Worauf beruhet dieſer Unterſchied? Der erſtere, glauben ſie vielleicht, habe die Veredlung des Geiſtes, letztre die des Körpers — jene durch Aufklärung, dieſe durch Uebung — zum Gegenſtand, und beyde verbunden vereinigen ſich zu deſſelben Vervollkommnung. Nun freylich fodert man von einem Hauslehrer Unterricht weder in den Freyen Künſten noch in den Gymnaſtiſchen Uebungen; er ſoll ſeinen Schüler weder Zeichnen, Singen, Reiten, Fechten noch Tanzen lehren; dazu hält man beſondere Meiſter. Aber ohne hierinn eigentlich Expertus zu ſeyn, ſollte er wenigſtens an allen Schönen und Freyen Künſten Geſchmack finden, und, durch ſeine Achtung für ſolche, den Schüler zur Erlernung derſelben aufmuntern können; ſie zu verachten zeigt einen rohen oder doch armen Sinn an. Euterpe und Terpſichore ſind noch immer Polyhymniens und Uraniens Schweſtern; und ächte Muſenfreunde werden ſtets geſuchter und geſchätzter ſeyn, als ihr Feind, wenn dieſer ſonſt noch ſo viel Weisheit beſitzen ſollte — die aber mit jenem Haſſe vielleicht unverträglicher iſt als man wähnt. Und wer in aller Welt wird doch den Einfluß der Schönen Künſte, nicht nur auf die Bildung und Vervollkommnung des Körpers und der Sinnen,

ſondern auch des Geiſtes und der Empfindungen, läugnen können? Wie viel trägt nicht der Geſchmack des Schönen und Guten zu unſerm Wohlſtande, die Liebe zur Ordnung und Wahrheit zu unſerer Glückſeligkeit bey? Hieraus erhellet genugſam, wie wichtig es ſey, aus unſern Gymnaſien und Akademien, woher wir unſere Hauslehrer ziehen, auch die Schönen Künſte, obwohl freylich den Schönen und Höhern Wiſſenſchaften gehörig untergeordnet, zu lehren.

Wir ſchlieſſen gerne von dem äuſſerlichen Anſehn auf den innern Werh der Dinge, von dem Glanze auf Schönheit, von dem Anſtand auf Tugend, weil wir als Kinder Flitter für Gold nehmen, und das für ſchön und gut halten, was an ſich ſelbſt beydes nicht iſt. Wie viel iſt alſo daran nicht gelegen, daß unſer Geſchmack durch das Studium des Schönen wie des Guten berichtiget werde, wenn wir uns nicht ſtets in unſern Urtheilen hierüber zu betriegen Gefahr laufen wollen.

Was uns noch mehr, wo nicht für einen Kenner, (denn die ſind ſo ſelten als andere Gelehrte) doch für einen Liebhaber der Schönen Künſten einnehmen, und unſre Auswahl eines ſolchen zum Lehrer für unſre Kinder entſcheiden ſollte, iſt: Daß derſelbe durch dergleichen Kenntniſſe zum Umgange tüchtiger wird, als ein bloſſer ſonſt noch ſo gelehrter Mann ohne ſie. Da nämlich die Geſellſchaft mit andern Menſchen gewiß nicht die unbedeutendſte Schule iſt, in welcher junge Leute ſollen ausgebildet werden, ſo iſt es für den Lehrer eben ſo vortheilhaft als für den Schüler, wenn dieſer an der Hand des erſtern, und unter ſeiner Aufſicht ſolche beſuchen kann. Der Umgang mit andern iſt für beyde um ſo nöthiger, da der einte ohne denſelben bald hypochondriſch, vielleicht gar mürriſch, ſo wie der Lehrling blöde und leutſcheue werden würde; da hingegen durch einen,

verſteht ſich wohlgewählten Umgang, Aufgeräumtheit, Freundlichkeit, Anmuth, dieſe charackteriſtiſchen Züge eines hellen Geiſtes und leutſeligen Herzens entſtehen, welche uns die Liebe unſrer Mitmenſchen gewinnen, weil ſie die Geſinnungen und Empfindungen, die ſie anzeigen, auch gewähren. Da hiernächſt dem rechtſchaffenen Lehrer vor allem aus daran gelegen ſeyn ſoll, das Herz ſeines Zöglings zu kennen, und ſich deſſen zu verſichern; ſo wird ihm in dieſer Abſicht die Geſellſchaft, in welcher jener durch ſeine Neigungen und Verbindungen ſich am eheſten zu erkennen giebt, und wo Beyſpiel und Erfahrung ihm zugleich die beßten Hülfsmittel an die Hand geben, den Jüngling zu geſellſchaftlichen Tugenden zu bilden, und ihn vor Fehlern und Untugenden zu warnen — ich ſage, auch in dieſer Abſicht wird dem Lehrer die Geſellſchaft beynahe unentbehrlich. Dahin muß er mit ſeinem Schüler ſelbſt in die Schule gehn; und es darf ihn nicht kränken, wenn allenfalls die Jugend, biegſamer als das Alter, ihm in ſolcher Anfangs in der Empfänglichkeit des dort erhaltenden Unterrichts vorgehen würde. Wen indeſſen Vorurtheil, Stolz, Schüchternheit und falſche Schaam von dem Umgang abhält, der taugt wirklich nicht dazu — aber gewiß auch nicht zur Auferziehung der Jugend.

Die nothwendigſte Kenntniß eines Privatlehrers iſt alſo, ich wiederhole es, die ſeines Schülers; und in der Geſellſchaft wird er ſolche eher als auf ſeinem Zimmer, in der Freyheit leichter als im Kerker erhalten: Denn der Vogel im Bäuer iſt nicht der gleiche wo im Hain. Dieſes Talent eines Aufſehers nun, den jungen Geiſt zu erforſchen, und das zarte Herz zu ergründen, iſt eines der wichtigſten des Lehrers, und kömmt doch bey deſſen Auswahl ſo ſelten in Anſchlag. Auch iſt derſelbe, ſelbſt wenn man ihn ſuchet, nicht ſo gemein; denn es

Digitized by Google

werden dazu Scharfſinn, Kaltblütigkeit, Fleiß und Geduld, kurz alle Eigenſchaften eines Beobachters und Erforſchers menſchlicher Gemüther in nicht geringem Grade erfodert. Die verſchiedenen Beyſpiele und Formen, die ihm, wie geſagt, in der Geſellſchaft vornämlich auffallen, und mit welchen er ſeinen Zögling unterhalten, und zur Nachahmung oder Verwahrung vor ſolchen anweiſen kann, werden ihm hier die wichtigſten Dienſte leiſten. Die auf dieſem groſſen Schauplatze handelnden Perſonen, auf welchem er mehr als Zuſchauer ſeyn ſoll, werden ihm in Vergleichung und Entgegenhaltung derſelben in ihren mancherley Auftritten, Stellungen, Rollen, reichen Stoff zu den nützlichſten Bemerkungen und Anwendungen geben, welche ihm die Ausbildung ſeines Zöglings um ein Groſſes erleichtern werden; und eben ſo auch, man kann es nicht genug ſagen, die Kenntniß ſeines Schülers. Denn es iſt nicht ſo leicht, in der Geſellſchaft, unter einer Menge von Menſchen ſich zu verſtellen, und andre zu hintergehen, als unter vier Augen, auf einem Studierzimmer. Heuchler und Betrieger ſcheuen daher den groſſen Tag, den offenen Ort, und die Menge.

Eben ſo lehrt man die Menſchen gewiß weit geſchwinder und richtiger aus ſeinem geſellſchaftlichen Reden, Thun und Laſſen kennen, als aus Schriften und Büchern — ſo wie die Natur aus ihren Produkten beſſer als aus den Abbildungen davon, von welchen die beßten doch ſo unendlich weit unter ihren Urbildern ſtehen. Iſt der Hauslehrer, wie insgemein, ein Schulmann, ſo wird er wohl ſelbſt am meiſten über den Kontraſt erſtaunen, der zwiſchen dem Menſchen nach der Natur, und ſeinem Ideal — zwiſchen dem was er iſt, und dem was er nach ſeinen Begriffen ſeyn ſollte, — und noch mehr zwiſchen dem Römer und Griechen, und

ſeinem Mitbürger ſich vorfindet. Da er ſind aber auch die meiſten Gelehrten, in Rückſicht auf unſere Zeit und Welt ſo alt — oder neu, wie man will — denn eines gränzt an das andere — und reimen ſich ſo wenig zur Ausbildung unſrer Jugend, als Cäſar ſich in eines unſrer Feldlager, Cicero in unſere Rathſtuben, Roſcius auf unſre Schaubühne, kurz jeder Todte zu den Lebenden ſich ſchicken würde. Sollte indeſſen darum die Kenntniß der Menſchen, unter denen wir zu leben haben, nicht wenigſtens ſo wichtig als die der Vorwelt ſeyn? Denn, ſollt' ich auch geſchickt genug ſeyn, meinen Schüler zu einem Cimon, Ariſtid, Phocion, Brutus, Curius oder Cato zu bilden, was hätt' ich damit für ſein Glück — vielleicht auch für das Beßte des Vaterlands — *) gethan; unter ſeinen Mitbürgern und in unſerm Zeitalter würde er jenes gewiß nicht machen. Auch iſt der beßte Bürger doch wohl der, welcher iſt was er ſeyn ſoll; dieſen fodert das Vaterland von mir, und keinen andern.

Wenn ich übrigens von Geſellſchaft rede, verſteht ſich von ſelbſt, daß die gute gemeynt ſey; und dieſe muß mein Lehrer eben zu unterſcheiden und zu wählen wiſſen. Welche verdient aber dieſen Namen? Nicht die der Thoren, Frazzen und Affen aller Art, vom größten zum kleinſten, vom Fürſten zu ſeinem Narrn (es giebt von dieſen beyden letztern auch in Reichs- ſogar in den kleinſten Landſtädten). Aber die heißt man in Paris ſelbſt nicht ächte Geſellſchaft. Dieſe findet ſich nicht im rauſchenden Gedränge des Palais Rojal und der Boulevards, kurz nicht im Wirbel und Strudel, im Taumel und Zauber der groſſen Welt. Nein! für meine Mitbürger (und für dieſe ſchreib' ich hier allein) acht' ich für gute Geſellſchaft: Fromme, ehrbare, achtbare Männer — und Weiber; liebe, getreue, biderbe, feſte Leuthe,

*) ?

wie ſie zu unſer Väter Zeiten heiſſen mochten, und deren es, Gott ſey Lob! in meiner Vaterſtadt, ungeachtet unſers Sittenverfalls, noch in allen Ständen giebt; die ſolche zu ſeyn nicht erröthen, ſondern, unter dieſe Klaſſe gezählt zu werden, ſich es vielmehr zur Ehre rechnen; unter welcher ſeine Söhne zu ſehen, ſich jeder Patriot wünſchen ſoll. — So wenig aber, als meine Kinder, verlangt' ich, daß ihr Lehrer nach dem Tone der ſogenannten ſchönen Welt ſich ſtimmen, und nach ihren Grundſätzen bilden, oder auch nur ihre Sprache und Sitten nachahmen ſollte; da ſolches ihn bey verſtändigen und guten Menſchen eben ſo lächerlich und verächtlich machen müßte — als mich vielleicht dieſe meine Lehrſätze unter Thoren machen werden. Die angenehmſte, nützlichſte, ſchicklichſte, beßte Geſellſchaft für einen jeden, wird übrigens meiſt die derjenigen Menſchen ſeyn, denen wir durch die Bande der Natur und unſrer Pflichten zugethan, und an deren Glückſeligkeit, mit der unſern verwoben, wir zu arbeiten von Gott und Menſchen berufen ſind.

III.

Wer ſicher und dauerhaft bauen will, der legt zuerſt einen feſten Grund: Wer auf Hoffnung ſäet, bereitet zuvor das Erdreich. Beydes ſetzt die Kenntniß des Grunds und Bodens voraus. Nicht ſo handeln die meiſten Väter und Lehrer bey der Privaterziehung. Da wird ein Erziehungsplan nach Willkühr entworfen, oder ein beliebtes Syſtem nach R.. oder B.... zum Grund gelegt, ohne Rückſicht auf den Zögling. So bauet der eine auf Sand, der andre in die Luft. Was Wunder wenn das Gebäude nicht den geringſten Stoß aushält, und die Saat fehlſchlägt.

* * *

Der Schuſter weiß, daß Schuhe auf Einen Leiſt gemacht nicht an alle Füſſe paſſen; der Schneider, daß das gleiche Maaß nicht zu allen Geſtalten dient. Der junge Lehrer, ohne Rückſicht auf die Gemühts- oder Leibsbeſchaffenheit ſeines Schülers, von der ſeinen oft ganz verſchieden, nimmt dieſe zum Maaßſtabe ſeiner Bildung an, und wundert ſich, wenn ſein Werk mißlingt.

Der Uhrmacher bringt die Uhr in Ordnung, ehe er das Zieferblatt aufſetzt. Nicht ſo die meiſten Pädagogen. Die ſetzen zuerſt das Zieferblatt auf, ohne auf das Uhrwerk zu achten. Was Wunder, wenn die Uhr Achte ſchlägt, und Zwölfe zeigt. Kinder, von denen man im ſiebenten Jahre fodert, was die Natur im zehnden nicht leiſtet, zeigen im zwölften gemeiniglich auf Achte. Alles hat ſeine Zeit: Zur Unzeit getriebene Blüthe trügt insgemein die Hoffnung des Pflanzers; ſpäthe iſt ſichrer; dem Froſt und Wurme weniger ausgeſetzt, gewährt ſie auch ſchönere und vollkommnere Früchte.

* * *

Nach der Beſtimmung des Menſchen muß ſich der Vater, oder Pflegvater (denn das iſt doch der Lehrer in Abſicht auf Unterricht und Bildung im eigentlichſten Verſtande in Erziehung deſſelben richten; und bey dieſer, wenn er das Beßte ſeines Pflegkindes will und ſucht, nach den Kräften und Gaben deſſelben. Wenn ein Vater Pope's Rath befolgte:

Boaſt full and rough, your firſt ſonis a ſquire;
The next a tradesman, meek and much a liar;
Tom ſtreels a Soldier, open, bold und brave;
Will ſneaks a ſcrivener, an exceeding Knave —

ſo gieng's ſo ſchlecht noch nicht; jeder hätte wenigſtens bloß die Fehler ſeines Berufs — beſſer wär's freylich die Tugenden; kurz jeder fände ſich doch an der ihm von

der Natur angewieſenen Stelle. Aber ſo verhalten ſich wenige Väter in Beſtimmung ihrer Söhne; ohne Rückſicht auf ihre Talente und Fähigkeiten wird dieſe entſchieden Heißt das nicht alles dem Zufall überlaſſen? Nein, nicht einmal dieß! denn da würde doch wenigſtens die Natur obſiegen; und ihr würde das Schickſal des Kindes gewiß beſſer anvertraut ſeyn, als einer ihr widrigen Erziehungsanſtalt. Indeſſen auch bey dieſer wird ſie ihre Rechte nicht ganz verlieren. Alles, was die Kunſt der Natur entgegen zeugt und hervorbringt, iſt Mittelding und Mißgeburth, wo nicht Ungeheuer; und nur wo Natur und Kunſt ſich vereinen, da gedeiht das Werk zur möglichſten Vollkommmenheit.

N. E. T.

IV.

Verzeichniß ſchweitzerſcher Bildniſſe.

(S. Muſ. 4. Jahrg. 3. Heft. S. 233. u. ff.)

G.

Gabrieli (Gabriel de) Baumeiſter von Roveredo, arbeitete um 1730. an dem biſchöfl. Aichſtättiſchen Hofe, æt 59.
(1.) J. G. Bergmüller del. J. J. Haid ſc.

Gallatin (Caspar) von Glarus, Obriſt eines franzöſiſchen Garde-Regiments, m. 1619.
(1.) Berteaux del. Voyés ſc.

S. Gallus, ein Schottländer, erſter Abt des Kloſters S. Gallen An. 614.
(1.) J Asper inv. R. Meyer ſc. Murerus. (2.) M. Engelbrecht. (3.) Medailles. (4.) Pantaleon T. 1. p. 302. (5.) F. Siegriſt inv. Ouvrier ſc. (6.) J. Umbach inv. B. Kilian ſc. (7.) M. de Vos inv. R. Sadeler ſc. (8. 9.) P. Willieret inv. W. Kilian ſc.

Gamsbart (Joh. Oswald) Stadtſchreiber zu Müllhauſen 1503.
(1.) Ganze Figur in Holzſchnitt.

Gardelle (Robert) Mahler und Kupferetzer in Genf, n. 1682. m. 1766.
(1.) Se ipſum p. et. ſc. 1725. (2.) Füſsli T. 4. p. 105.

Gaſsner (Joh. Joſeph) Pfarrer zum Klöſterle in Bündten, ein vorgegebner Wunderthäter um 1775.
(1.) A. Bechdolf p. J. M. Sœckler ſc. (2.) Jdem ſc. (3.) Zu finden in der Fuggerey No. 45. mit dem Proſpect der Stadt Ellwangen. (4.) Muller. (5.) J. M. Will. exc. (6. 7.) Anonymi.

Gauler (Johann) Siehe Guler.

Gaupp (Joh. Jacob) von Schaffhauſen.
(1.) Umriſs

S. Gebhard, Graf von Bregentz, Biſchof zu Coſtanz, m. An. 996.
(1.) J. Aſper inv. R. Meyer ſc. Murerus. (2.) Pantaleon T. 2. p. 125. (3.) J. Umbach inv. B. Kilian ſc.

Geiger (Joh. Conrad) Mahler und Feldmeſſer in Zürich, n. 1597. m. 1674.
(1.) C. Meyer ſc. (2.) Sandrart T. 1. Tab. F. F. (3.) F. Tomann.

Geiger (Philipp) Mathematicus in Zürich, um 1620.
(1.) D. Meyer ſc. 1623.

Geiler von Kayſersberg von Schaffhauſen, Prediger im Münſter zu Straßburg, n. 1445. m. 1510.
(1.) P. Aubry. (2.) Boiſſard. (3.) Freherus Tab. 6. (4.) G. M. Kraus del. J. H. Lips ſc. 1776. (5.) Pantaleon T. 2. p 578. (6.) Reuſnerus No. 8. (7.) Jdem. Edit 1719. (8.) Jdem Deutſch.

Geiſsler (Chriſtian Gottlieb) Mahler und Kupferetzer von Augſpurg, ſetzte ſich zu Genf, n. 1719.
(1.) Fuſsli T. 4. p. 201. (2.) Anonymus.

Gemuſius (Hieronimus) von Müllhauſen, Profeſſor Phyſ. zu Baſel, n. 1504. m. 1543.
(1.) Pantaleon T. 3. p. 302.

Geofroy. Siehe Godefroy.

German (Jacob) ein Waiſenknab.
(1.) Lavaters Phyſiognomic.

Gernler (Joh. Heinrich.) J. C. zu Baſel.
(1.) J. R. Huber p. J. G. Seiler ſc.

Gernler (Lucas) Profeſſor, Theologus und Antiſtes zu Baſel, n. 1625. elect. 1656. m. 1675.
(1.) J. Amann klein. (2.) Freherus Tab. 31. (3.) C. Meyer ſc. 1672. (4.) R. Werenfels p. J. J. Thourneiſer ſc. (5.) J. Wirz. (6.) Anonymus.

Geroldus, erſter Abt zu Bellelay 1170.
(1.) Pantaleon T. 2. p. 281.

Geſsner (Conrad) M. D. und Canonicus in Zürich, n. 1516. m. 1565.
(1.) Beza. (2.) Idem Franzöſiſch. (3.) Boiſſard. (4.) Freherus Tab. 56. (5.) J. J. Geſsner ſc. Medaille. (6.) J. J. Haid. (7.) Mazzuchelli Tab. 66. (8.) C. Meyer ſc. 1662. (9.) J. J. Meyer ſc. Neujahr Kupfer 1782. (10. 11.) Th. Meyer. (12.) Klein Oval, Kupferſtich. (13.) Idem Holzſchnitt. (14.) Pantaleon T. 3 p. 456. (15.) J. H. Pfenninger. (16.) Reusnerus Tab. 65. (17.) Idem Edit. 1719. (18.) Idem Deutſch. (19.) Rothſcholz. (20.) Schmiedel. (21.) J. M. Seeligmann. (22.) T. Stimmer p. J. C. Fuſsli del. S. Walch, ſc. (23.) le Villain. (24.) W. Zoller. (25.) Mit Fuchs und Dalechamp.

Geſsner (Johann) M. D. und Canonicus in Zürich, n. 1709.
(1.) J. R. Dällicker p. J. J. Haid ſc. Dec. 9. (2.) D. Herrliberger exc. 1758. (3.) J. H. Pfenninger. (4.) Anonymus rund. (5-7.) Umriſſe, oval.

Geſsner (Joh. Jacob) Archidiaconus in Zürich, n. 1640. m. 1704.
(1.) J. C. Ulrich p. J. Meyer ſc.

Geſsner (Joh. Jacob) Münzmeiſter und Medailleur in Zürich, m. 1727.
(1.) Se ips. ſc. 1730. Medaille.

Geſsner (Salomon) Rathsherr in Zürich, Dichter, Mahler und Kupferetzer, n. 1730. m. 1788.
(1.) Bibliotheck ſchœner Wiſſenſchaften &c. (2.) H. Boltſchhauſer ſc. Medaille. (3.) Denon ad vivum del. A. de S. Aubin ſc. (4.) Copie zu Paris nach No. 3. (5.) Fritſch. (6.) A. Graf p. J. F. Bauſe. ſc. 1771. (7.) Idem p. M. G. Eichler ſc. 1783. (8.) Idem p. J. R. Holzhalb ſc. (9.) Idem p. J. E. Haid ſc. (10. 11.) J. H. Pfenninger. (12-14.) J. R. Schellenberg.

Geyer (Jacob) von Ober-Uſter 1778.
(1.) M. Wachsmuth ſc. Lavaters Phyſ.

Gilgen (Bonifacius zur) von Luzern, Abt zu Pfäffers von 1707. bis 17'5.
(1.) J. Muller ſc.

Glareanus (Heinrich) Siehe Lorita.

Glentner (Jacob) Burgermeiſter in Zürich, elect. 1424.
(1.) J. Meyer. (2.) S. Walch.

Glutz (Eſſo) von Solothurn, Abt zu Beinweil und U. L. F. zu Stein, von 1695. bis 1710.
(1.) J. Muller ſc.

Digitized by Google

Glutz (Maria Clara) gebohrne Veſperleder, Schultheißin zu Solothurn.
(1.) Midart ſc. 1783. Silhouette.

Godefroy oder *Geofroy* (Jacob) Dionyſii Sohn, Profeſſor Juris zu Genf, n. 1587. m. 1652.
(1.) Boiſſard. Cl. Ammon ſc. (2.) Freherus Tab. 50. (3.) M. van Somer. (4.) Voyés.

Gœldi (Heinrich) Burgermeiſter in Zürich, electus 1476. m. 1514.
(1.) J. Meyer. (2.) S. Walch.

Gœtſchi (Jacob) von Oberrieden 1778.
(1.) Anonymus.

Gontaut (Carl von) Herzog von Biron, franzöſiſcher Geſandter an die Eidgnoßſchaft 1602.
(1.) J. le Clerc. (2.) J. Daret. (3.) Th. de Leu. (4.) Moncornet. (5.) Odieuvre. (6.) Mit ſeiner Hinrichtung. (7.) Umriſs.

Goſſau (Burckhard) Siehe Burckhard.

Gothofredius (Dionyſius) Profeſſor Juris zu Genf n. 1549. m. 1626.
(1.) P. Aubry. (2.) H. B. Baſruchers 1605. (3.) Boiſſard. (4.) Freherus Tab. 47. (5.) J. Granthomme. (6.) J. ab Heyden. (7.) Odieuvre.

Gothofredius (Jacob) Siehe Godefroy.

Goulart (Simon) von Senlis, Prediger zu Genf, n. 1543. m. 1628.
(1.) Voicy de Goulart — pour les Eſprits.

Gozlar (Otto von) Siehe Otto.

Grädner (Bernhard) Freyherr zu Egliſau, m. 1489.
(1.) Müller P. 1. p. 15. Grabmahl.

Graf (Anton) von Winterthur, Churfürſtl. Hofmahler zu Dresden, n. 1736.
(1.) Füſsli T. 3. p. 240. (2.) Se ipſ. p. D. Berger ſc. (3.) Idem p. J. L. Haid ſc. (4.) Lavaters Phyſiognomic T. 3. p. 186. (5.) J. R. Schellenberg. (6) Mit J. G. Sulzer, Profeſſor zu Berlin, ſeinem Schwiegervater.

Grafenried (Abraham von) Schultheiß zu Bern, n. 1540. elect. 1596. m. 1601.
(1.) J. L. Nöthiger ſc. 1740.

Grafenried (Anton von) Schultheiß zu Bern, n. 1573. elect. 1623. m. 1628.
(1.) J. L. Nöthiger ſc. 1741.

Digitized by Google

Graſenried (Anton von) des obigen Sohn, Schultheiß zu Bern, n. 1591. elect. 1663. m. 1674.
(1.) J. L. Nöthiger ſc. 1741.

Graſenried (Emanuel von) Schultheiß zu Bern, n. 1635. elect. 1703. m. 1715.
(1.) J. R. Huber p. J. L. Nöthiger ſc. 1741.

Graſſer (Joh. Jacob) Pfarrer zu S. Theodor in Baſel m. 1627.
(1.) Freherus Tab. 21. (2.) M. Merian. (3.) Deus nobis impouit — prementis minimé.

Gratarolus (Wilhelm) M. D. zu Baſel, m. 1568. æt. 52.
(1.) Boiſſard. (2.) Freherus. (3.) Reusnerus N°. 69. (4.) Idem Edit. 1719. (5.) Idem Deutſch. (6.) Tariffa perpetua: Recte vivendo neminem timeas. 1559.

Gravel (Robert) Herr von Marly ꝛc. franzöſiſcher Botſchafter an die Eydgenoßſchaft, ſtarb zu Solothurn 1684. æt. 72.
(1.) Noblin ſc. 1676. (2.) J. L. Rachel p. J. J. Thourneiſen ſc. 1681. (3.) M. van Somer ſc. 1667. (4.) V. Vaillant 1657. (5.) Anonymus.

Grebel (Felix) Ritter, des groſſen Raths in Zürich, n. 1491. m. 1528.
(1.) S. ſc.

Grebel (Heinrich) Biſchof-Coſtanziſcher Amtmann in Zürich, m. 1781.
(1.) Anonymus.

Grebel (Joh. Conrad) Burgermeiſter in Zürich, n. 1615. elect. 1659. m. 1674.
(1.) C. Meyer ſc. 1659. (2.) S. Walch. (3.) Schauſtück, Oval.

S. Gregorius, königl. Prinz aus England, Abt zu Einſiedeln 969.
(1.) Pantaleon T. 2. p. 117.

Grigo (Simon) Siehe Cantone.

Grimaldus; Siehe Rumaldus.

Grimoux (Johann) Mahler von Müllhauſen, n. 1680. m. 1740.
(1.) Füſsli T. 3. p. 15 (2.) Se ips. p. A. L. Romanet ſc. 1765.

Gritſch (Johann) Barfüſſermöch zu Baſel 1433.
(1.) Pantaleon T. 2 p. 490.

Grob (Hans Conrad) Rathsredner in Zürich, elect. 1769. m. 1779.
(1. 2.) Anonymi.

Digitized by Google

Grob (Hans Heinrich) von Stäfa.
(1.) Anonymus.

Grob (Johann) Pfarrer zu .... im Toggenburg 1693.
(1.) J. Meyer.

Grob (Jooſt) Pfarrer zu Wädenſchweil, n. 1610. m. 1692.
(1.) J. Bodmer.

Groſs (Johann) lateiniſch Altus, italieniſch Groſſo, von Luzern. Soldat von der päbſtlichen Schweitzer-Garde zu Rom, wo er den Cicerone machte.
(1.) F. Villamena ſc. 1613. (2.) Mit vielen römiſchen Alterthümern. (3.) Jn ganzer Statur und alter Schweizertracht.

Groſsmann (Conrad) Burgermeiſter in Zürich, n. 1533. elect. 1590. m. 1609.
(1.) C. Meyer ſc. 1679. (2.) S. Walch.

Gruner (Conrad) von Bern.
(1.) Lavaters Phyſiognomic.

Grynæus (Joh. Jacob) Antiſtes zu Baſel, n. 1540. m. 1617.
(1.) P. van der Aa No. 25. (2.) J. Amann. klein. (3.) Boiſſardus. (4.) Freherus Tab. 19. (5.) J. van Geyn. (6.) H. Hondius. (7.) W. Ph. Kilian ſc. Rothſcholz. (8.) J. J. Schonauer.

Grynæus (Simon) Rector der hohen Schule zu Baſel, n. 1493. m. 1541.
(1.) P. van der Aa. No. 26. (2.) Beza. (3.) Idem franzöſiſch. (4.) Boiſſardus. (5.) Brükner p. 8. (6.) J. Daſſier ſc. Medaille. (7.) Freherus Tab. 68. (8.) L. Gottfried T. 7. (9.) J. Granthomme. (10. 11.) Juncker, p. 161. et 163. (12.) Mazzuchelli Tab. 45. (13.) Medaillon von 1535. (14.) C. Meyer ſc. 1685. (15.) Pantaleon T. 3. p. 217. (16.) Reusnerus No. 25. (17.) Idem. Edit. 1719. (18.) Idem Deutſch. (19.) H. Stampfer ſc. 1541. Medaille. (20.) J. Verheiden p. 61.

Güntert (Jacob oder Geörg) von Zürich, ein Held in der Schlacht bey Freyenbach 1443.
(1.) Müller T. 9. p. 9.

Gürtelknopf (Heinrich) von Iſenheim, Biſchof zu Baſel, hernach Ertzbiſchof zu Maintz, elect. 1285. m. 1288.
(1.) Pantaleon T. 2. p. 350.

Gugger (Cœleſtinus) von Feldkirch, Abt zu St. Gallen 1740.
(1.) Anonymus.

Guglez (Liſabeth) von Küßnacht.
(1.) J. C. W. ad vivum del.

Gujer (Jacob) Siehe Klyjogg.

Guldenbeck (Sebaſtian) Inſpector Alumnorum in Zürich, m. 1546.
(1.) Pantaleon.

Guler von Weineck (Johann) Landammann von Davos und des X. Gerichten-Bunds, n. 1562. m. 1637.
(1.) L. Kilian ſc. 1617. (2.) J. Muller T. 7. p. 5. (3.) G. Ringgli. (4.) le Villain.

Gundoldingen (Peter von) Schultheiß zu Luzern, m. 1386.
(1.) Borgnet.

S. Guntramnus, König von Orleans, Burgund, und eines Theils von Helvetien, m. 597.
(1.) J. Callot inv. et ſc.

Gwaltber (Joh. Heinrich) Chirurgus in Zürich.
(1.) Oval.

Gwaltber (Rudolf) Antiſtes in Zürich, n. 1519. elect. 1575. m. 1586.
(1.) P. van der Aa. No. 28. (2. 3.) J. Amann. (4.) Beza. (5.) Idem franzöſiſch. (6.) Boiſſard. (7.) Freherus T. 13. (8.) L. Gottfried T. 7. (9.) C. Meyer. (10.) Th. Meyer. (11.) Klein Oval. (12.) Pantaleon T. 3. p. 440. (13.) Reusnerus No. 99. (14.) Idem Edit. 1719. (15.) Idem Deutſch. (16.) Rothſcholz. (17.) H. Stampfer ſc. 1566. Medaille. (18.) Idem klein. (19.) Holzſchnitt.

Gwerb (Rudolf) Pfarrer zu Glattfelden 1541. m. um 1560.
(1.) S. ſc.

V.

Auf das Schlachtfeld bey Kappel.

Weint, Schweitzer! Thränen auf die Stätte —
Ach, mit entzweyter Brüder Blut
Entweyht einſt — da der Eintracht Kette
Zerſchlagen ward mit blinder Wuth!

Denn hier ſingt von der Freyheit Siege,
Von Arnold, Tell und Winkelried —
Von Tyranney beſiegt im Kriege
Kein Patriot ein Schweitzerlied.

Hier ward kein ſtolzer Feind geſchlagen,
Kein Blut verſtrömt für's Vaterland —
Wie einſt in jenen goldnen Tagen,
Da Muth mit Eintracht ſich verband.

Hier ſtand, umringt von Feindesſchaaren,
 Fürs Vaterland kein Schweitzerheld
Und trotzte muthvoll den Gefahren
 Und Feindeshohn im Kriegesfeld.

Nein! Söhne riſſen jener Väter
 Geweyhte Waffen von der Wand
Im Siegestempel edler Retter
 Mit Wuth herab und Frevelhand.

Und Brüder ſtürmten, auf die Brüder
 Ergrimmt, mit dieſen Waffen los;
Da fiel mit Ungetreuen nieder
 Vermiſcht der treure Bundsgenoß!

Ja! Selbſt ein Held von groſſer Seele,
 Ein Wahrheitsfreund voll Schweitzerſinn,
Sank — ungekannt zwar — auf die Stelle,
 Durch Bruderhand erſchlagen, hin! —

Drum ſinge nie von dieſer Scene,
 Und von entzweyter Brüder Tod;
Nur weine eine Mitleidsthräne,
 Wer Schweitzer iſt und Patriot!

Denkt, Brüder nimmer dieſer Schande:
 Vertilgt auch jeden Ueberreſt,
Und knüpft die einſt zerrißnen Bande
 Der holden Freundſchaft ewig feſt.

Nie trenne mehr des Glaubens Lehre
 (Wie Müller ſingt) der Eintracht Band;
Vereint — der Freyheit Stolz und Wehre —
 Sey Katholik und Proteſtant.

Wie ſchön dann, wenn ſich Eydsgenoſſen
 Begegnen mit dem Friedensgruß;
Wenn Brüder, Heldenblut entſproſſen,
 Vereint der Freundſchaft Segenskuß!

Auch ſeh' ich ſchon im Friedensbogen
 Der Stämme Wipfel ſchön vereint,
Und von der Göttin Hand gezogen,
 Die ihn mit mildem Glanz beſcheint.

Zwinglin.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Der Bullenkrieg. H. L. Lehmann von Detershagen. S. 401. ſ 435.
II. Auszüge aus der Lebensgeſchichte eines armen Mannes. Fortſetz. S. 435. ſ 450.
III. Von der Privaterziehung. N. L. T. S. 450. ſ 472.
IV. Verzeichniß ſchweizerſcher Bildniſſe. S. 472. ſ 478.
V. Auf das Schlachtfeld bey Kappel. Zwinglin. S. 478. ſ 479.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google